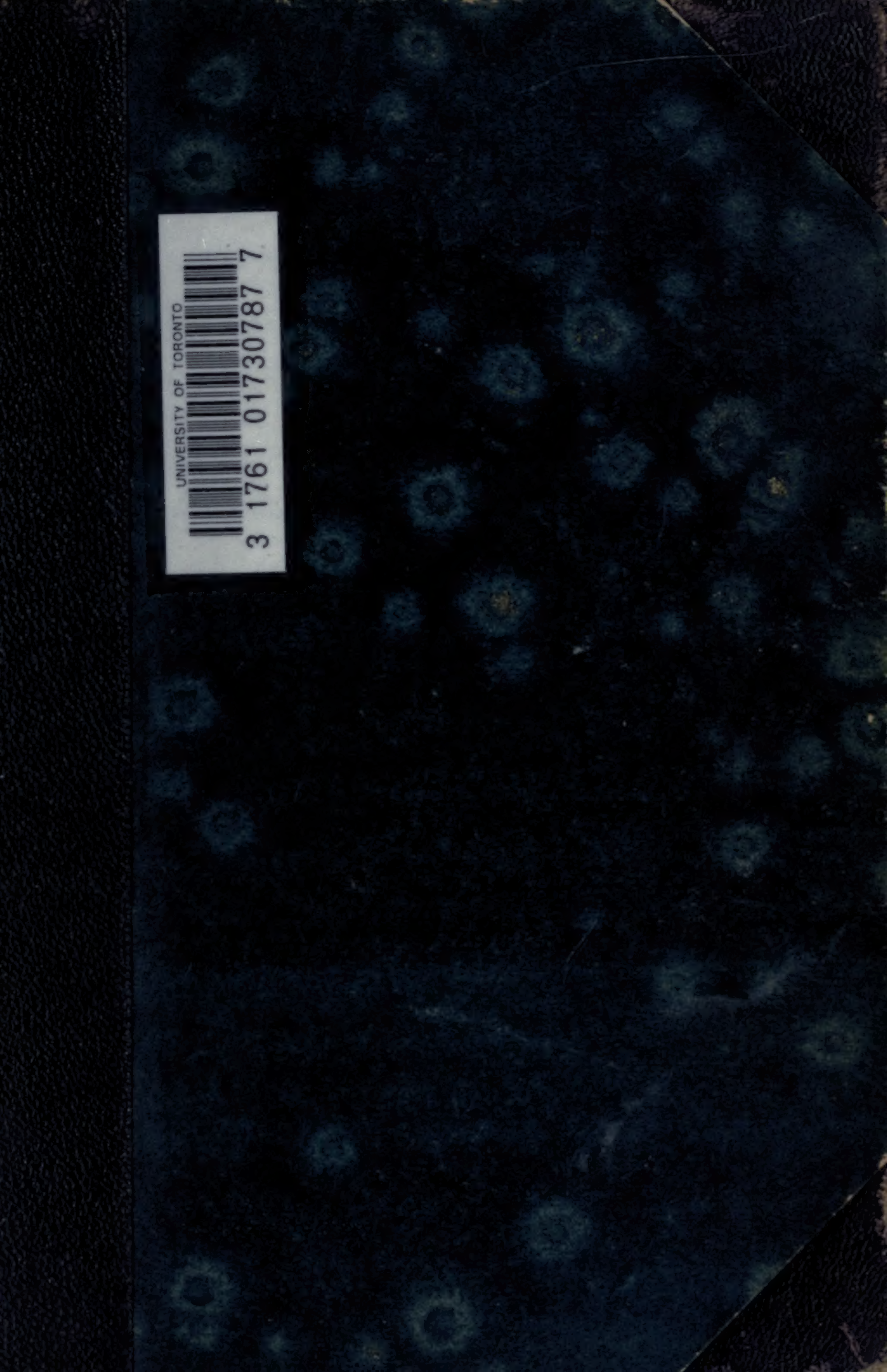
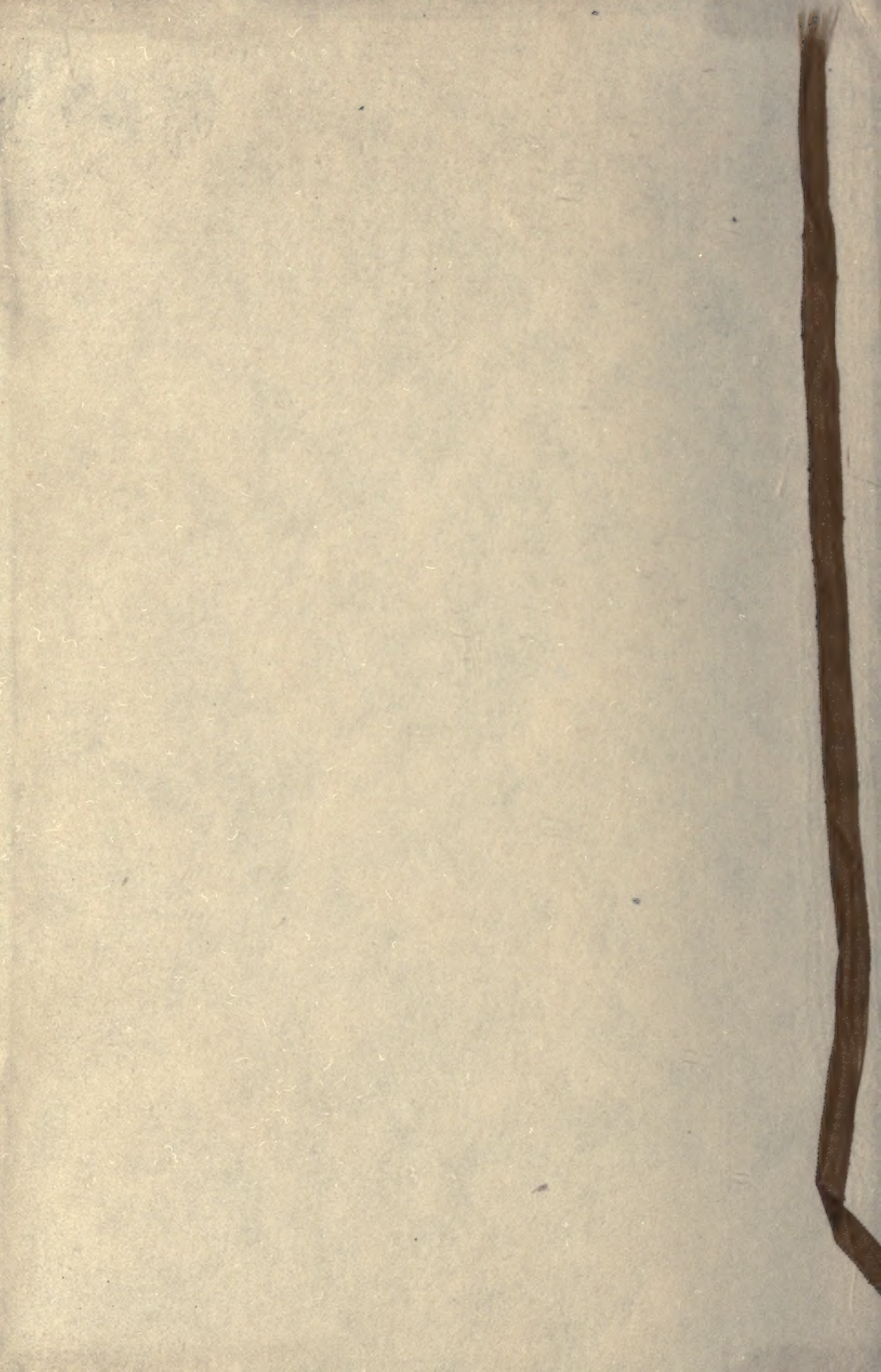
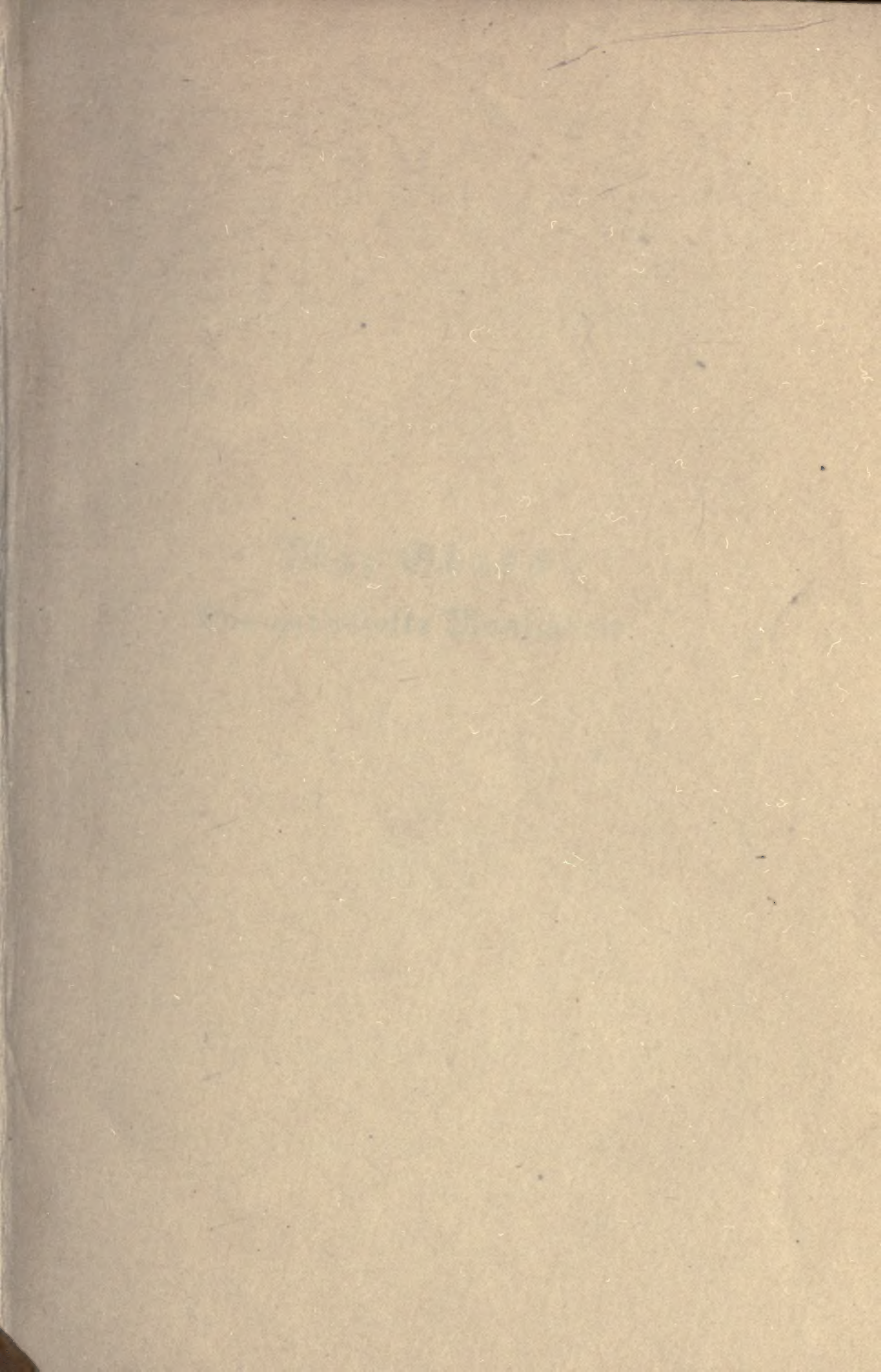
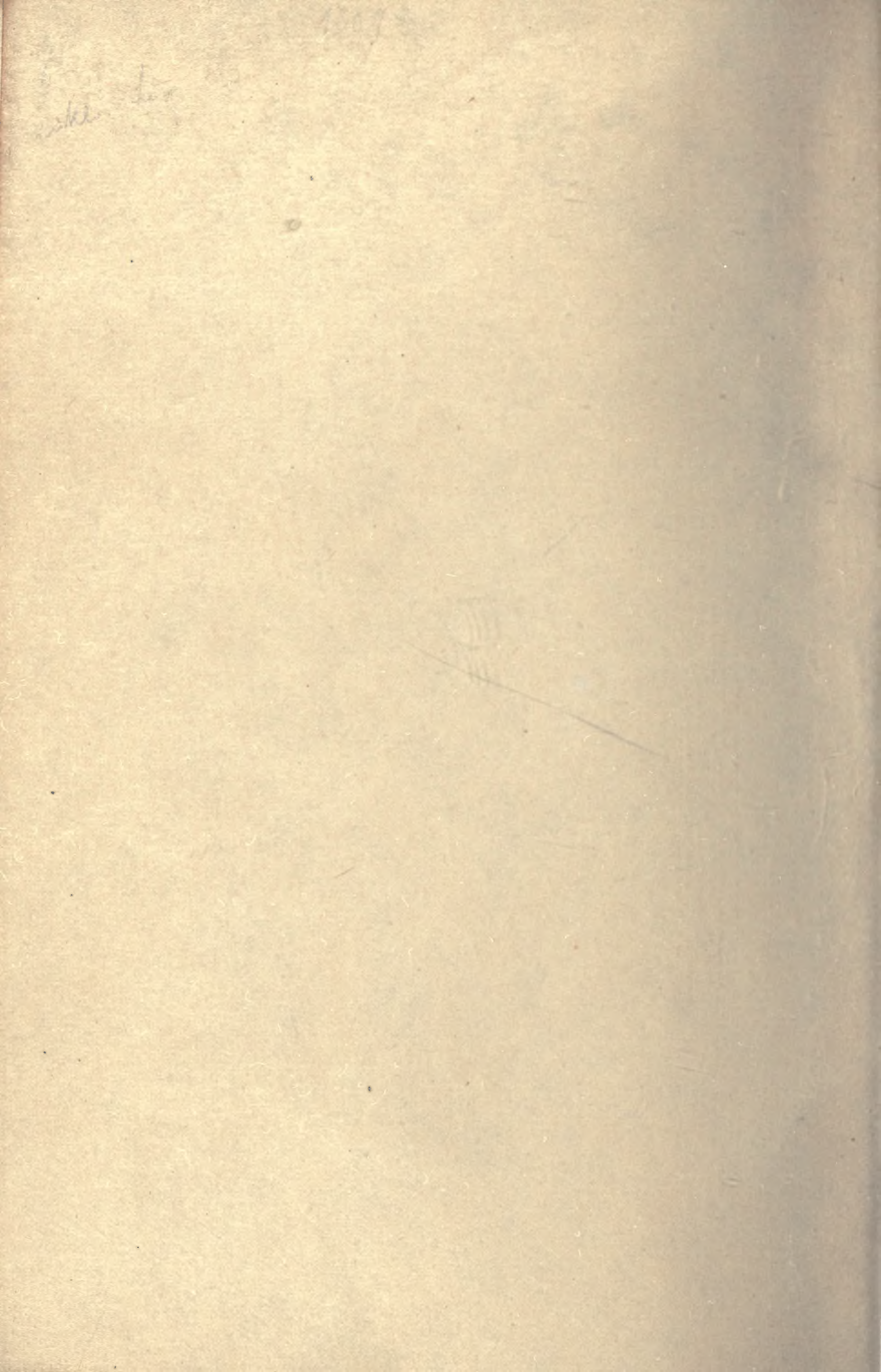

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01730787 7







Max Glass

Die entfesselte Menschheit

Die entfesselte Menschheit

Roman

von

Max Glass



L. Staackmann/Verlag/Leipzig/1919

Diese Ausgabe wurde
in 25 numerierten Exemplaren hergestellt

Nr. XX

Druck von C. Grumbach in Leipzig

Dem ringenden Deutschland...

I.

Unsichtbare Drähte

Mit vorgestrecktem Kopf ging Michael Clarenbach durch die Straßen. Ziellos, planlos. Er spürte die Luft wie kühles Wasser und den Herbsttag wie einen klaren See. Bewegung und Lärm empfand sein Körper wie spielende Wellen. Jetzt die Arme vorstoßen, die Augen schließen und sich tragen lassen. Er lächelte.

Die Menschen hasteten mit ernsten Gesichtern an ihm vorüber. Geschäftigkeit war in ihnen, eilige Zeiteinteilung. Er begriff es nicht. Merkten sie nicht die Heiligkeit des Tages? Warum kam nicht jeder auf ihn zu, grüßte ihn, schüttelte ihm die Hand? Auf seinem Gesicht lag es breit und lachend. „Ja, ich bin daheim, das Böse liegt hinter mir, jetzt kommt der Lohn. Das Leben." Ihre Gleichgültigkeit ist Mache, Arbeitskittel.

Michael Clarenbach trat fest auf. Es lag Absicht darin, ein fröhlicher Trotz. Das alles gehörte ihm. Die Straßen, die Häuser, Wagen und Pferde, die Geschäfte, alles, alles. Es war da, es wartete auf ihn. Seine Augen liefen hurtig und neugierig, nirgends fanden sie Halt, verwischten alles zu einem einzigen Gegenstand. Der war unendlich groß, aber was bedeutete das gegen seine eigene Größe? Er war ein Riese, er konnte alles wie ein kleines, wohlverschnürtes Päckchen in die Tasche stecken. So, da drin bist du.

Clarenbach machte ein pfiffiges Gesicht. Er hatte ganz Berlin in seiner Rocktasche und er spielte vergnügt mit seinem Torschlüssel. Das war das Gefühl, wonach

er sich gesehnt hatte. Während der Gefangenschaft ... nein, daran wollte er nicht mehr denken. Da lag es, auf der Straße, in der Luft, in ihm selbst. Man müßte jetzt springen, wie ein kleiner Bub sich im Kreisel drehen. Die Leute würden sagen: Verrückt. Lächerlich das. Er war nicht verrückt. Diese Gleichgültigkeit war verrückt, diese dahintrottende Stumpfheit.

Clarenbachs Gesicht wurde ernst. Ob er je früher so gedacht hatte? Der große Schmerz, die große Einsamkeit hatte kommen müssen, irgend etwas wurde in einem zurechtgehämmert, geradegebogen. Was war das? Anstreifende Menschen rissen den Gedanken mit sich fort. Nur sich freuen. Auf ein Dach klettern und in die Luft hinausschreien: frei, frei ... Die Stadt sollte aufhorchen. Er wollte ihr dann zuwinken. So ein armseliges Taschentuch ist dann eine riesige Fahne.

Clarenbach wies sich selbst zur Vernunft. Nach all dem, was hinter ihm lag, war es der erste Tag. Darin lag die Bedeutung. Das erste Stück nach vorne und dann immer weiter, weiter ... Das Leben war eine blankgeschliffene Kugel, die auf einer glatten Bahn ins Freie lief, immerfort, da gab es kein Ende und kein Ziel. Ein schwerer Motorwagen rasselte vorüber. Hindernisse? Clarenbach stutzte. Unsinn. Sein Körper war elastisch, der sprang über alles hinweg. Der Wille ist die treibende Kraft, da gab es kein Stehenbleiben. Die Unendlichkeit ist dann auch nur ein Ziel.

Über den bewegten Straßen lag der wirre Lärm der Großstadt. „Das ist die Peitsche, sie ziehen alle, aber träge, unendlich träge." Clarenbachs Geist spannte sich. Eine unbenützte Kraft lag zusammengepreßt, die wollte loskommen, eine gewaltige Spirale, die in die Höhe schnellt. Seine Hand formte sich zur Faust. Den Stiel in der Hand, hoch oben auf dem Bock, der wilde Kutscher.

Heißa, jetzt geht die Fahrt, die Funken sprühen, der Atem keucht. Die Luft schlägt einen Wirbel. Das Leben der Stadt knallt wie ein Peitschenhieb.

Clarenbach trat in einen Laden. Er kaufte etwas Überflüssiges. Nur um eine Stimme war es ihm zu tun. Das blonde Fräulein fragte höflich. „Wünscht der Herr noch etwas?“ Clarenbach lächelte, seine grauen Augen hatten einen zärtlichen Glanz. Wünschen ... ja, darauf kam es an. Wer einem das noch vor Wochen gesagt hätte. Da war das Leben ein einziger Stacheldraht, überall war er, überall stieß man an ihn.

Wünschen ... man konnte sich die ganze Welt wünschen und dann wäre sie noch immer zu klein. Nein, nichts wünschen. Alles sich selbst schaffen. Hirn und Hände und dazwischen ein wildes Herz. Clarenbach spürte sonderbar und neu den Begriff Mensch. Er hatte soeben eine Entdeckung gemacht. Das war etwas Besonderes, da reichte der Alltagsverstand nicht aus. Atmen, essen, trinken, schlafen, das war nur das Gerüst, dahinter lag es verborgen. Vier Jahre mußte man keuchend, schweißtriefend darauf herumklettern, aber jetzt war man soweit. Der Kern wurde sichtbar, das wahrhafte Werk.

„Ich wünsche, mein Fräulein ...“, sie hatte ein Puppengesicht mit dummen Glasaugen und langen Wimpern, „es ist mein erster Tag, Fräulein, verstehen Sie so was. Da darf man nichts wünschen, weil es nichts mehr Schöneres gibt.“ Er nickte dem Fräulein verständnisvoll zu und verließ den Laden.

„Übergeschnappt, total übergeschnappt,“ taxierte die blonde Verkäuferin und war mit ihrem Bilde aus dem kleinen Handspiegel zufrieden. Die schwarze Kollegin an der Kasse sagte: „Auch so ein Heimgekehrter, der das kleine Einmaleins verlernt hat. Nee, der wird

Augen machen . . .“, sie addierte stramm an ihren Zahlen.

Clarenbach ließ sich von der Menge tragen. Es war so wohlig, als säße er als Bub auf einer Schaukel. Schwupps ging's in die Höhe, schwupps ging's wieder zurück. Das war ein Flug bis in den Himmel und doch nur ein paar Meter vom Erdboden entfernt. So waren seine Gedanken jetzt im Schwung. Er spürte, wie sie aus ihm sprangen und dann wieder zu ihm zurückkehrten. Das alles war ein Spiel. Heute noch, aber morgen . . .

Er streckte sich. Er brachte keine Gewohnheit mit, keine müde Alltäglichkeit, nichts von all dem, er trug frische Kräfte in sich, die große Stadt war ein einziges Stadion und er ein lächelnder Sieger, der tausende glänzende Augen grüßte. Er spürte durch die neuen Kleider die Nacktheit seines Körpers, den Zug der Muskeln, das Zittern der Nerven, das Rinnen des Blutes. Die Kraft schlug ihm entgegen, er spürte das Hämmern in den Schläfen, das Klopfen in den Pulsen. Es war die Geburt des neuen Menschen, der aus Not, Elend, Hoffnungslosigkeit herausgesprungen war, stahlhart und lebensecht.

Was hatte man früher von sich selbst gewußt, von seiner eigenen Kraft? Nichts. Alles war fein säuberlich in einen Stundenplan eingetragen. Das ganze Leben in kleine Quadrate eingefangen und festgehalten. Der Tag, die Woche, der Monat, das Jahr, Abschnitt um Abschnitt, ein schwarzer Strich darunter und die Summe gezogen: Ergibt das Leben. Einfältige Buchhaltung. Und wenn die Feder auskratzt, gibt es Tintenflecken. Das waren die armseligen Besonderheiten, nicht der Mühe wert. Aber dann war die Feder gebrochen . . .

Zwei Jahre Schützengraben und zwei Jahre Ge-

fangenschaft, das Hirn quält sich, bohrt und bohrt, reißt Stein um Stein heraus aus dem fertigen Gebäude, dann ist nur ein Trümmerhaufen übrig, auch der muß noch verschwinden, das kostet schwere Tage, unheimliche Nächte, bis die blanke Erde hervorschaut, nichts anderes mehr. Darauf steht man jetzt, allein.

Baue, schaffe, lebe, die nackte Erde schreit es. Wo war jetzt der Stundenplan?

Clarenbach sah über die Menschen hinweg, sie kamen ihm unwirklich vor. Seine strahlende Freude wurde hell und durchsichtig, gleich einem klaren Kristall. Die graue Stadt spiegelte sich darin, es war ein fremdes Bild.

Immer weiter ging Clarenbach, stand nachdenklich vor großen, bunten Auslagen und starrte auf die tausendfältigen Dinge menschlicher Notwendigkeit und wohligen Behagens. Das war die große Maskerade, dahinter lag es. Der Karneval hört nimmer auf, er verbirgt die Menschheit. War sein Auge all die Kostbarkeiten nicht mehr gewöhnt oder knarrte sein Hirn noch schwer und umständlich? Die blanken Spiegelscheiben waren graue, dichte Schleier, und was sie verhüllten, war leerer, nichtiger Tand.

Rings um ihn war es, auf dem Fahrweg raste es daher, in jedem Wesen lag es verborgen, daraus mußte es neu entstehen, wachsen, sich formen. Er erfaßte das Leben, seine urgewaltige Kraft. Alle waren sie Gefangene gewesen, nur ihm war es bewußt, er trug seine Freiheit mit sich, sie war neu, so unberührt und fleckenlos. Es war ein andächtiges Gefühl. Der Lebenslärm war Glockenklang.

Als Clarenbach bei dem königlichen Schlosse vorüberkam, stand ein Matrose bei einem offenen Fenster und stieß den Rauch aus einer kurzen Pfeife. Er blieb

stehen und starrte den Matrosen an. Ein anderes Bild hatte er in Erinnerung. Eine stolze, schnarrende Stimme, die aus einer goldflimmernden Brust hervorkam. Strahlende Farben, die sich zu einem Zauberteppich der Würde und Hoheit zusammenfanden, der Schloßplatz ein einziger, kribbelnder Leib, die Luft ein einzig gellender Schrei. Ein strenger Kopf neigte sich, Sterne und Epauletten zitterten, ein goldener Degen klirrte. Das Gewöhnliche stieg empor zum Erhabenen. Die Majestät lächelte unmerklich über der dampfenden Menge.

Jetzt blies ein eckiger Matrosenschädel den Rauch durch das Fenster. Majestät lächelt nicht mehr, das Gewöhnliche triumphiert, lernt eine neue Pose.

Clarenbach wurde nachdenklich. Seiner eigenen kleinen Freiheit war eine fremde, große Freiheit begegnet, ein unförmiger Koloß, der sich heranwälzte, unkenntlich in seinen Umrissen, unbestimmt in seinen Bewegungen. War es ein Sämann mit streuenden Händen, ein Riese mit zermalmenden Füßen? Ein kalter Schatten lag auf der hellen Straße. Undeutlich blickte der Kopf des Matrosen aus grauem Rauch hervor.

Alle, alle waren gefangen. Eine ungeheure Gewalt war gesprengt, die eigenen Kräfte wuchsen.

Menschen gingen an ihm vorüber, sie warfen einen gleichgültigen, neugierigen Blick auf das Schloß und hasteten weiter. Und doch trug ein jeder ein Stück der zerbrochenen Majestät mit sich. Der freie Mensch hat freie Kräfte. Aufrichten, bauen . . .

Clarenbach spürte nicht mehr die Freiheit des Körpers, es war die Freiheit des Geistes, die ihm bewußt wurde. Spielend trug er seine Kräfte in sich, der erste Tag sollte nur Jubel sein, herrliches, dumpfes Gefühl: frei. Er wollte nur atmen, tief atmen, er wollte

nur schauen, gedankenlos schauen, er wollte nur fühlen, wesenlos. Er wollte seine Erde mit Freude düngen, daraus sollte die Arbeit wachsen.

Langsam ging er die breite Straße entlang. Sein Gesicht trug einen feierlichen Glanz. Er freute sich der Menschen, sie trugen geheimnisvoll die Freiheit in sich wie er selbst. Das war das Band, das war der Geist der Freiheit.

An der bewegten Straßenecke begrüßten ihn zwei harte Augen hinter Brillengläsern, rote, starke Lippen zuckten unmerklich, ein dünner, schwarzer Bart zitterte auf einem eigensinnigen Kinn. Clarenbachs Gestalt zog sich zusammen, etwas verlöschte in ihm. Trotzig richtete er sich auf und verschwand in der Menge.

Auf seinem ersten Tage aber lag ein Schatten.

* * *

Clarenbach blickte nachdenklich in sein Weinglas.

Gudenar erzählte: „Es war eine abenteuerliche Fahrt. Ich mußte alles Denken ausschalten bis auf den einen Satz: ich muß durch. Siehst du, das ist wichtig. Ich bin daraufgekommen, daß dies die Basis ist. Darauf muß man stehen, alles andere ist unsicher.“ Clarenbach sah ihn fremd an.

Gudenar lachte, es klang neben ihm her. „Ich durfte nicht Ich sein, das war der springende Punkt. Bei dem geringsten Nachgeben hätten sie mich erkannt. Ich wollte nicht mehr hinter Stacheldraht Tag um Tag warten. Ich konnte es auch nicht mehr. Bei mir war die Grenze erreicht. So was fühlt man. Ich hätte mich zur Wehr gesetzt. Ich spielte mit meinem Leben. Vielleicht lockte mich das. Ich war in Lumpen gehüllt, ich trank und spielte mit den Soldaten. Es kam mir zustatten, daß ich gut russisch fluchen konnte. Man sollte von einer fremden Sprache immer zuerst die

Flüche lernen, man kommt sehr weit damit. Ich mußte zeitweise auf dem Felde arbeiten, dann ging ich wieder große Strecken zu Fuß. Ich mußte drohen und betteln, gewalttätig sein und mir wieder Gewalt gefallen lassen. Ich mußte verschwinden und immer das sein, wofür mich die Tölpel zu halten beliebten. Man muß immer bereit sein, Ja zu sagen. Das ist schwer, aber eine vorzügliche Schule."

„Das verstehe ich nicht," sagte schwerfällig Clarenbach.

Gudenar sah ihn überlegen an. „Wie lange bist du jetzt in Berlin?"

„Drei Tage." Clarenbach sagte es zögernd, es fiel ihm dabei ein, daß er diese Zeit über nur Gast bei sich selbst gewesen war.

„Na ja," sagte Gudenar und zerdrückte den Wein auf der Zunge. „Feststimmung, die ganze Stadt voller Fähnchen, eitel Sonnenschein, alle Menschen grinsen glückselig."

Clarenbach wehrte ab.

„Ich bin ein Jahr jetzt zurück, das ist der ganze Unterschied . . . Prost Michael."

Clarenbach stieß stumm an. Warum nannte er ihn bei seinem Vornamen? Genügt ein Jahr gemeinsame Gefangenschaft zu einer solchen Vertraulichkeit? Er prüfte das Gesicht. Es war kalt und gleichgültig, nur die Augen waren gierig, sonderbar gierig. Der Bart hatte früher wohl alles verändert. Oder war es ihm nur nicht aufgefallen? Hart waren die Züge und ein gefälliges Lächeln stand immer um den Mund. Das wirkte sinnstörend, man mußte es wegdenken, dann erschien die klare Brutalität, die war ehrlich. Gudenar spürte den Blick, er war ihm unangenehm. Sein Lächeln wurde härter, er wollte etwas verwischen.

„Du sagtest früher . . .", begann wieder Clarenbach.

„Du bist der Alte geblieben, peinlich genau.“ Gudenar lachte überlaut, dann riß er das Lachen zurück und sagte finster: „Wie stellst du dir das vor? Sie sagen zu dir: Sauf Bruder; du mußt saufen. Dann wieder: Spiel Bruder; du mußt spielen. Der betrunkene Bauer sagt: Küß mein Weib. Sie ist schmutzig und unappetitlich; du mußt sie küssen. Der Gendarm kommt. Du lügst das Blaue vom Himmel herunter und gibst ihm dein letztes Geld. Dann heißt's wieder: betteln, hungern, stehlen. Es ist eine Kette, aus der kommst du nie heraus. Entweder du gehst dabei zugrund oder du wirst klug. Man lernt abschätzen, jeden Menschen taxieren. Aus dem holst du dir das, aus dem jenes. Er darf nichts davon merken. Das bleibt dir dann. Du bekommst einen anderen Standpunkt. Ich möchte sagen: Die Menschheit löst sich auf, es sind nur einzelne Eigenschaften, denen du gegenüberstehst. Mit denen mußt du dich abfinden, das heißt, sie nach deinem Nutzen verwenden.“ Gudenar trommelte auf der Tischplatte, „das mag ja alles sehr robust klingen, aber notwendig, furchtbar notwendig.“

Clarenbach sagte leise, er achtete nicht auf sein Gegenüber: „Ich habe immer geglaubt, man muß aus dem Menschen das holen, von dem sie selbst nicht wissen, daß es in ihnen ist. Das verborgene Gute, Starke.“

Gudenar zuckte die Achseln. Solche Worte verstand er nicht, sie liefen über ihn hinweg. Auch wollte er sie nicht halten. Unsicher spürte er darin Hindernisse, die seinen Weg beschwerten. Da saß ein Mensch vor ihm, der etwas besaß, was ihm fremd war. Er hatte eine Wärme gespürt, die eine Gefahr bedeutete. Er dachte an seine Jugend zurück, die kalt war. Dann: ein gleichgültiges Studium, ein freudloser Beruf, der verhaßte Krieg, die lähmende Gefangenschaft. Das Leben

hatte keine Wärme. Das war alles Betrug, Schwindel, Phrase. Jetzt war die Wendung, man stand an einer scharfen Ecke. Niemand, niemand durfte einen fortdrängen. Er stemmte schwer die Ellbogen auf den Tisch, seine Stimme klang herausfordernd.

„Weißt du, wieviel Jahre man uns gestohlen hat. Nein, nein, dafür gibt es keine Antwort. Man hat uns alt gemacht, ganz plötzlich. Diese Jahre sind eine einzige Nacht, in der man grau geworden ist. Ach was, du glaubst, die Visage macht's mit dem Grinsen darauf, wo anders spürte man's. Dagegen hilft kein Anstemmen. Man muß den Mut haben, es einzusehen . . . Und danach handeln. Der Rest gehört einem, nur einem ganz allein. Niemand hat ein Recht darauf. Gefühle und Sentimentalitäten haben keinen Platz. Das Leben ist jetzt ein unerbittliches Rechenexempel, das muß man erkennen. Ich will keinen Fehler machen, ich nicht."

„Und was gedenkst du jetzt zu tun?"

Die klare Frage warf Gudenar aus seiner Erbitterung. Wie oft hatte er sie selbst an sich gerichtet, lauernd nach einer Antwort gehorcht. Jetzt lag sie vor ihm, nüchtern, entkleidet. Ruhige, graue Augen waren auf ihn gerichtet, vor diesen galt kein Verstecken. Etwas sträubte sich in ihm. War es die Scham vor der eigenen Nacktheit oder die Furcht vor einer unerbittlichen Erkenntnis. Hatte dieser fremde Mensch ein Recht zu dieser Frage? Ein Mißtrauen wurde in ihm rege, das witternd alle Menschen anfiel. Er schwieg und biß die Zähne übereinander. Seine Augen wurden klein, wie zwei scharfe Schneiden standen sie im Gesicht.

„Was gedenkst du zu tun?" Clarenbach wiederholte die Frage, er beharrte auf der Antwort, sie war ihm notwendig zur Vollendung einer Vorstellung. Alles

war neu für ihn. Er mußte wissen, wer um ihn war, was die Menschen bedeuteten. Da saß einer vor ihm und hinter diesem standen viele andere, Hunderte, Tausende. Eine Schablone, aber gefährlich. In allen Straßen ging sie, an jeder Ecke stand sie, aus allen Fenstern blickte sie. Seine ruhige Stimme war fordernd.

Gudenar entzog sich ihr nicht.

„Ich warte auf den Augenblick. Verstehst du das. Ähnlich wie damals in dem Lager, vor meiner Flucht. Ich kenne das Gefühl. Es reißt einen innerlich zusammen, darüber liegt die äußere Starrheit. Damals war es das Erfassen des günstigen Augenblicks zum Entkommen, jetzt ist es die Erfassung des günstigen Augenblicks zum Einspringen. Ich bin auf dem Sprunge, ein Jahr lang. Das zerrt an den Nerven. Macht nichts. Ich weiß, der Augenblick ist nahe. Ich könnte sagen, ich wittere ihn, es geht ein scharfer Geruch davon aus. Der täuscht nicht. Und dann . . . der Rest gehört mir. Alles andere ist gleichgültig, Empfindungsmache, damit bin ich fertig."

Sein hagerer Körper wurde straff, er umfaßte heftig das Glas und trank es in einem Zug leer. Der Mund überzog sich wieder mit dem verhüllenden Lächeln. Clarenbach hielt den Kopf aufgestützt. Die Worte Gudenars umkreisten ihn, es war ein häßliches Vogelkreischen.

„Erwartest du Gutes von diesem Augenblick?"

Gudenar hob verächtlich die Achsel. „Hat man uns vor vier Jahren darnach gefragt. So kümmert es auch jetzt mich nicht mehr. Es muß gut sein für mich. Das ist der einzige Maßstab."

„Woher soll es kommen?"

Gudenar machte eine scharfe Bewegung mit dem Kopfe nach dem Fenster.

„Von dort, von der Straße. Du bist noch ein Fremder hier, du weißt nicht, wo du bist. Wer nach so langer Zeit heimkehrt, ist nicht mehr daheim. Das muß er einsehen, sonst ist er verloren. Das Neue rast über ihn hinweg. Das Neue ist nicht erzogen, ungepflegt, primitiv. Furchtbar primitiv." Er rückte näher an Clarenbach heran, seine Stimme wärmte sich an. „Du hast mir damals einen großen Dienst erwiesen, ohne dein Geld, wer weiß ob ich nicht irgendwo auf den Schienen krepiert wäre. Vielleicht kann ich dir jetzt einen erweisen."

Clarenbachs Handbewegung bedeutete: nicht der Rede wert.

Gudenar beharrte darauf. „Ich merke, du unterschätzt vieles, oder vielleicht kannst du es noch nicht einschätzen. Erinnerst du dich, wie wir auszogen? Ich will nicht von der kindischen Begeisterung sprechen. Aber sonst: Wir kannten nicht das Elend, die Dauer, das Ende. Wir waren nicht fähig, weiterzudenken, vorauszusehen. Daran sind wir zugrunde gegangen. Unser Verstand reichte für sechs Monate, dann riß er ab. Wer die Gabe der Prophezeiung und auch den Mut der Verkündigung besessen hätte, er wäre als Narr hinter Gitterstäbe gesetzt oder als Verbrecher gesteinigt worden. Im Glanz sind wir ausgezogen und im Dreck sind wir geendet. Anfang und Ende dieser vier Jahre kann ein armes Hirn kaum ausdenken, so schaurig ist es . . . Du weißt nicht, wo ich hinaus will, nur Geduld. Was wir erlebt haben, ist eine Lehre. Nur der kann sich retten, der sie erfaßt. Er muß aber hemmungslos brechen mit allem, was gefühlsmäßig ihn hindert. Ballast über Bord, ohne Rücksicht auf innere Drahtverhaue. Das ist die Rettung. Ohne mit den Wimpern zucken. Noch mehr: man darf es nicht

einmal als Verlust empfinden, sonst wird man schwach. Man strauchelt, fällt, wird zertreten, unbarmherzig zertreten."

Clarenbach spürte, wie ein Mensch sich vor ihm auftat, hemmungslos sich öffnete. Er hatte Achtung vor dieser Ehrlichkeit und auch ein geheimes Grauen. Gudenars Hand zitterte leicht, ein Rubin flimmerte. Er fuhr fort.

„August 1914 . . . wir stehen wieder vor einem solchen Zeitabschnitt und merken es nicht. Eine Blindheit liegt über den Menschen, über die man lachen müßte, wenn sie nicht so tragisch wäre. Ich war dabei, wie die Freiheit geboren wurde, war Zeuge ihres Entstehens, habe ihre Schlupfwinkel aufgestöbert, wo sie vorbereitet wurde. Nun ist sie da. Jubel und Eintracht überall, man geht wieder gleichmütig seiner Wege, hat sein Mädel am Arm und trinkt gemütlich seinen Dämmerschoppen. Das ist ein furchtbarer Irrtum. Der Verstand verläßt uns wieder, wie damals. Wir sehen nur den Anfang und vergessen auf das Ende, auf den schaurigen Weg bis dahin. Was liegt darauf? Elend, Not, Verzweiflung, ich weiß es nicht. Nur so viel ist klar: Die Ruhe ist falsch. Die große Stadt ist ein schlafendes Meer. Wehe, wenn der Windstoß kommt. Wilde Wogen sind geistlos, du kannst sie nicht eindämmen. Sie zerstören. Sie sind ein Element, wilder als der Krieg selbst, weil es unbeherrscht ist."

„Wie willst du dem entgehen?" Widerwillig stieß Clarenbach die Frage hervor. Er war wie an einer Kette, daran zerrte er.

Das Gesicht Gudenars verhüllte sich. Die Erregung glitt von ihm, seine Zunge löste sich schnalzend vom Gaumen. „Man muß der Windstoß selbst sein."

Er sah Clarenbach von der Seite an, der ihn stumm

anstarrte, dann umkleidete ein erzwungenes Lachen die allzustarke Wirkung. „Das sind schöne Wortgebilde, nicht mehr. Der Kern: ich lasse mich diesmal nicht mehr überrumpeln, ich bin auf der Hut, ich wache."

Clarenbach schwieg, die Worte waren auf ihn niedergeprasselt, lagen jetzt zerstreut um ihn, er mußte sie aufklauben, richtig zusammenfügen. Nicht jetzt, er mußte Ruhe haben, sein Blick wieder frei werden, nicht immer wieder in das gierige Gesicht stoßen.

Gequält klang es. „Wie willst du den richtigen Augenblick erkennen?"

Gubenar spielte mit dem Glase. Man merkte, er war abwesend. Vielleicht hatte er zuviel gesprochen. Er verschloß sich wieder. Er warf die Worte jetzt von sich, verächtlich, trotzig.

„Man wird mich rufen auf der Straße, zu Hause oder hier in der Weinstube. Es ist gleich. Ich weiß es auch nicht. Es wird zu mir kommen. Ich spüre es. Ich will diesmal oben bleiben. Die Freiheit riecht mir verdammt nach Tyrannei. Mein großer Vorteil ist, daß ich es jetzt schon weiß und ihr noch nicht. Den Vorteil will ich nützen." Er hob sein Glas. „Prost Michael. Für einen frisch Heimgekehrten machst du ein gar zu dämliches Gesicht. Du mußt lachen und strahlen, wie ein junger Ehemann, der weiß auch nicht, was dann später folgt."

Clarenbach blieb die Antwort schuldig. Er war aus anderem Material, da gab es kein Verstehen. Etwas erfaßte er: der Kampf hat viele Formen, ist mannigfaltig wie die Gesichter der Menschen. Und er sehnte sich nach Arbeit. Er hatte aus der Gefangenschaft nicht nur den Körper befreit, sein Schaffensdrang war losgelöst. Er brauchte den Boden dafür.

Er forschte in dem Gesichte Gubenars. Das war ein

Einzelwesen, ein Einzelschicksal, was kümmerte ihn dies. Sein Werk lag anderswo. Nichts verband sie als eine Erinnerung, das war kein Bindemittel.

Es war Abend geworden, die Flammen zuckten auf, die Weinstube füllte sich. Brave Bürger, die den Feierabend ehrten. Wo war die wilde Welle? Hirngespinste, nichts als Hirngespinste. Ein gemächlicher Spott kam in ihm auf, darüber freute er sich. Er war frei, damit war auch die Bahn frei. Das konnte ihm niemand nehmen.

Gudenar blickte zur Tür, dann folgte sein Auge einer Gestalt, die langsam suchend durch den Raum schritt. Clarenbach wurde unruhig. Er spürte etwas Fremdes, Unheimliches, etwas, was früher nicht vorhanden war. Er wandte sich um. Der Fremde grüßte gemessen. Die scharfen Augen funkelten hinter den Brillengläsern, der schüttere, schwarze Bart zitterte.

Gudenar ließ den Fremden nicht aus den Augen, er bohrte sich in ihm ein. Er hatte den Gruß bemerkt. In seltsamer Erregung erfaßte er den Arm Clarenbachs. „Du kennst ihn, . . . wer ist dieser Mann?"

Clarenbachs Gesicht war finster geworden. Etwas beengte ihn, drückte ihm die Kehle zu.

„Es ist zu rauchig hier, man kann nicht atmen. Gehen wir," seine Stimme war rauh.

Widerwillig folgte Gudenar, sein letzter Blick galt dem Fremden.

Auf der Straße sagte Clarenbach: „Er heißt Fedor Karenow, ich bin ihm in Rußland begegnet."

„Karenow, Karenow . . ." Gudenar kaute an dem Wort, er verschlang es.

„Wie gierig sein Gesicht ist," dachte Clarenbach, ihm graute davor.

„Karenow . . ." wiederholte noch einmal Gudenar.

Es war kein Wort mehr; das wußte er. Sie schieden. Jeder ging nach einer anderen Richtung.

* * *

„Man weiß nicht, wie man darüber denken soll. Alles drängt zu einer Auseinandersetzung, selbst die toten Dinge fordern es, jeder Schrank, jeder Stuhl, jeder Tisch. Man will sich das nicht gleich eingestehen, aber es ist so. Da habe ich die unzähligen Stunden an dem Worte ‚mein Heim' herumbuchstabiert. Du kannst dir nicht vorstellen, wie ungeheuer groß das alles war, erdrückend. Das ist das Sonderbare: in dieser Zeit wuchs alles ins Gigantische. Mit diesen Dimensionen muß man sich jetzt abfinden, sie auf das gewöhnliche Maß herabdrücken. Ich weiß nicht, ob das ohne Schmerz möglich ist."

Michael stand vor der jungen Frau, sah nur die weiße Hand, die die Teeschale hielt. ‚Wie aus Elfenbein', dachte er. Er kam aus dieser Materialvorstellung nicht heraus, das machte ihn unruhig. Die zarten, blauen Adern übersah er und das war das Leben.

Rita Clarenbach nickte, es war ein lässiges Kopfneigen. Sie war zu müde zum Denken. Diese Nacht hatte zu viel verschlungen, sie spürte den Druck auf dem ganzen Körper. Jetzt war es keine Liebkosung mehr. Sie hatte das Gefühl, als läge eine schwere, fremde Hand auf ihrer Schulter und eine fremde Stimme sagte: du gehörst mir. Eine Selbstentäußerung war es, die ihr nicht Schmerz bereitete, nur ein Erstaunen hervorrief, vielleicht auch Neugierde. Diese Nacht war über sie zusammengestürzt, nicht ein Gedanke war aufgekommen, alles lag vergraben, sie war nur Leib gewesen, fieberndes Fleisch. Eigentlich schön, aber die Reflexion darüber war häßlich. Dieser Übergang war schwer, fast unverständlich. Nach all dem saß man jetzt

behaglich beim Teetisch und sollte von vernünftigen, häuslichen Dingen reden. Wie ließ sich das vereinen? Das waren brutale Übergänge.

Rita wunderte sich über das eigene Denken, es kam ihr neu vor. Sie haßte alles Neue, es schien ihr pöbelhaft. Ihr Blick fiel auf die geschlossene Vitrine. All die zarten Kostbarkeiten hatten Leben, das war echt.

Auch diese Gier war neu. Sie warf den Kopf trotzig in die Höhe und sah ihrem Mann finster nach. Michael blieb unvermittelt vor ihr stehen, es war als spürte er einen Vorwurf.

„Auch das muß man begreifen. Dieses jahrelange Alleinsein, es reißt einen innerlich auseinander. Die Gedanken verzerren sich. Das Vornehme wandelt sich zum Gemeinen. Das Verlangen überschwemmt einen, man erstickt darin. Alles geht ins Maßlose. Auch in diesem Punkt. Ich weiß, wie quälend das ist. Zuerst hat man die feste Vorstellung des Menschen: Das ist meine Frau. Man sieht ihr Gesicht, man hört ihre Sprache, man kennt ihre Gedanken. Man stellt sich deutlich vor: in diesem Falle würde sie das sagen, in jenem dieses. Man hat ihre Gebärde in Erinnerung. Ihre Anmut ist lebendig. Das Auge genießt. Der Sinn freut sich."

Michael machte eine Pause und sah starr in das blasse Gesicht Ritas. Dann wandte er sich um und ging unruhig auf und nieder. Was er sagte, sprach er zu sich selbst.

„Aber darüber gehen diese langen, furchtbaren Nächte, sie verwischen alles. Sie kennen nur grelle Farben, brüllende Worte. Die Zartheit des Bildes verschwindet. Die Züge verschwimmen, die Gebärden erstarren, die Stimme erlischt. Von all dem, was einem lieb und teuer ist, behält man nichts. Alles wird zu einer

einzigen Form, zu einer wilden Nacktheit, zum glänzend weißen Fleische, zum Weibe. Man sucht nach dem anderen Bilde, man findet nichts, alles ist verloren, versunken, gestorben. Nur das Weib ist vorhanden, ohne Züge, ohne Sinn, nur erregendes, warmes Fleisch. Es ist ein aufregender, sinnverwirrender Kampf, man geht darin unter, man verliert sich selbst dabei."

Rita runzelte die Brauen, sie hatte ein peinliches Gefühl. Die Worte waren gleichsam die Fortsetzung der Nacht, ein nachschleifender Fetzen. Sie vertrugen nicht das Tageslicht, das war zu unerbittlich, so grausam klar.

Michael stand vor ihr, rührend unbeholfen, ein großes Stück Mann. Sie kam sich in diesem Punkte überlegen vor, wenn auch noch halb unbewußt, wie all ihr Denken und Fühlen nur bis zu einer bestimmten Grenze der Erkenntnis gelangte. Sie liebte diese Unklarheit, darin lag noch der Reiz einer weiteren Möglichkeit. Das brauchte sie, die Phantasie mußte spielen können. So war ihr Geist. Alle festen Umrisse waren ihr ein Greuel, sie fühlte sich eingeengt. Sie liebte weiche Kleider, dahinter bog sich ihre schlanke Herbheit, man mußte sie erraten, fühlen.

Ihr Gesicht wechselte zerbrechlich zarte Züge, die durch schwarze Augen geleitet wurden, von kindlicher Schelmerei zur tiefen Traurigkeit. Ein Instrument mit vielen Tönen. Sie liebte Bücher, die kein Ende hatten, sich traumhaft verloren. Es war ihr ernst, wenn sie sagte: man darf einen Roman nur bis zur Hälfte lesen. Das ganze ist eine langweilige Aufgabe; ich hasse die Mathematik. Ihr schwarzes Haar war widerspenstisch, spielte mit der weißen Stirne. Sie trug es lose aufgesteckt, nur keine wohldurchdachte Frisur. Sie

liebte Bilder ohne Inhalt, verlorene Landschaften, eigentlich nur Farben, deren Sinn nach ihrer Laune wechselte.

In ihrem Zimmer duldete sie nur alte Möbel. Sie behauptete ernsthaft, das Holz braucht ein Jahrhundert, bis es den Schweiß der Arbeit verliert. Ihr Denken und ihr Fühlen vermischte sich zumeist, das gab einen unentwirrbaren Knäuel. Sie wurde selbst ratlos und half sich mit einem hellen Lachen darüber hinweg. So auch jetzt. Ihre Stirne wurde glatt, sie zeigte ihre kleinen spitzen Zähne.

„Du darfst mir nichts erzählen, ich muß auf alles selbst daraufkommen. Jeder Bericht ist langweilig, es ist so schwer, dabei nicht zu lügen." Michael sah sie groß an.

Sie ereiferte sich. „Ich meine das nicht so, derb lügen . . . hu, das klingt gleich nach Strafe. Aber siehst du, wenn man das Geheimste laut sagt, dann ist man immer überrascht, wie es sich anhört. Man horcht neugierig selbst zu und das verändert gleich die Worte. Und dann: Was man in einer häßlichen Nacht, in einer elenden Bretterbude gefühlt hat und man sagt es dann am hellichten Tag in einem schönen Zimmer . . . glaubst du noch, daß es dasselbe ist?"

Michael sah ihr ernst ins Gesicht, dann sagte er gezwungen lächelnd: „Du bist sehr klug, Rita."

Sie schlug in komischem Entsetzen die Hände zusammen. „Das ist das Schlimmste, was du mir sagen kannst. Ich bin . . .", sie sprang auf, stellte sich auf den Zehenspitzen und suchte seinen Mund. Er küßte sie heftig. In seiner Umarmung verlor sie den Atem. Sie schüttelte sich. „Du rauher Krieger." Dann stellte sie sich in einer Entfernung von ihm auf und musterte ihn. Er hielt lächelnd stand.

„Jetzt bekomme ich eine Note," sagte er scherzend, er war nicht sicher.

Sie machte eine abweisende Handbewegung. „O nein, das ganze Zimmer riecht nach dir, nach Mann. Daran sind wir nicht gewöhnt", sie sah sich fragend im Zimmer um, als wären die einzelnen Möbelstücke lebendig und müßten laut Ja sagen.

„Ist das ein Vorwurf?" scherzte er.

Sie ging auf seinen Ton ein. „Vorläufig nur die Feststellung einer Tatsache, alles andere . . .", sie faßte unvermittelt seine beiden Hände und sah ihn treuherzig an. „Es ist schön und gut, Michael, daß du wieder daheim bist."

„Ich will daheim sein," sagte er ernst, seine Stimme klang feierlich.

Rita saß wieder zusammengekauert in dem tiefen Stuhl. „Ich habe oft an diesen Tag gedacht, aber sonderbar, ich habe dann die Vorstellung von dir verloren. Du darfst das nicht falsch auslegen. Es war nicht Lieblosigkeit, es war ein unerklärliches Verschwinden. Wie man einen kostbaren Gegenstand verliert und nicht weiß, wo und wann. Der Vergleich ist dumm, vielleicht auch herzlos, aber ich weiß es nicht anders auszudrücken."

Michael nickte traurig. „Man fühlt es draußen. Wir haben oft davon gesprochen. Unsere Einsamkeit war wie ein tiefes Loch, darin waren wir verschwunden. Dieses Gefühl des Vergessenseins war das Quälende daran."

Rita fuhr fort. „Ich mußte dich in meiner Erinnerung rekonstruieren, da müssen Fehler unterlaufen, das ist ein erbärmliches Flickwerk."

Michael antwortete nicht, seine Gedanken liefen zurück. Aus einem kühlen Herrenhause hatte er sie ge-

holt. Dort war nicht die Luft, die er atmen konnte. Die Menschen waren nach einem anderen Schnitt geformt. Wenn er zurückdachte, sah er eigentlich nur den alten, verwilderten Park und dann ... Ein weißes, duftiges Kleid, daraus lachten Ritas schwarze Augen. Die Vornehmheit war drückend. Erfrorenes Gefühl. So hatte er sich damit abgefunden. Alle Worte steckten in den gleichen Rahmen. Er war glücklich, als er mit Rita in Berlin war. Sie war von sprühender Neugierde. Alles war für sie Spiel, Tändelei.

So vergingen ein paar Monate, man hatte nicht Zeit gefunden, sich zu erkennen. Man liebte den schönen Körper, lächelte über alles andere, sah es vielleicht gar nicht. Man hatte zu viel Zeit zu all dem andern. Ein ganzes Leben. Das schien unendlich, eine unbekümmerte Jugend war der Maßstab. Es würde sich alles von selbst ergeben. Man trank nur die Schönheit, brachte ihr jedes Opfer.

Dann kam der Krieg. Dieses wilde Losreißen. Man hatte ein Weib geliebt und ließ jetzt ein Kind zurück. Diese zersetzende Sehnsucht, wem galt sie? Man verlor alles Wirkliche. Die abstumpfende Gefangenschaft, sie warf einem hundert Jahre ins Gesicht, man brach darunter zusammen.

Michaels Ausdruck war gequält, als müßte er Rechenschaft geben über Geschehnisse, die seinem Gedächtnis entschwunden waren. Diese vier Jahre waren länger als ein Leben, konnte er es ausschalten, sich selbst betrügen? Was wußte er von seiner Frau? Er stürzte sich auf das Wort. Seiner ... seiner ... lächerlich, ein Mensch ist kein fester Besitz wie ein Ring, ein Stuhl, den kann man säuberlich aufheben, gut verpackt einstellen. Und nach soviel Jahren muß er dasselbe Aussehen haben. Es ist mein Ring, es ist mein Stuhl.

Aber ein Mensch, ein junges Weib mit Nerven, Sinnen, mit all den Geheimnissen einer Seele . . .

Er sah auf Rita. Sie saß zurückgelehnt und hatte die Augen geschlossen. Schlief sie, dachte sie, wie er selbst? Sein stummer Mund fragte: Weib, wer bist du? Und die gleiche Stimme rief auch ihm zu: Und wer bist du?

Michael senkte tief den Kopf. Eine Erkenntnis rang sich in ihm durch: Alle Menschen sind neu geformt, die alten Urteile gelten nicht mehr. Man muß sie in sich selbst ausmerzen. Am eigenen Leibe muß man beginnen. Vor ihm saß ein schönes, fremdes Weib. Kein Recht verband ihn damit. Das war, ein winzig Teilchen nur, versunken in den gewaltigen Abgrund des großen Unterganges. Er mußte in ihr forschen, Zug um Zug, Linie um Linie, Sinn um Sinn. Er mußte um sie werben, alle alten Erinnerungen waren erloschen. Ein Stück nichtigen Papiers. Er war ein Fremder, der zu Fremden kam. Es gab keine Vergangenheit, vielleicht nur eine zärtliche Erinnerung. So war es. Wie ein Abschied schien es ihm von einer Jugendgeliebten. Behutsam erfaßte er die Hand der jungen Frau.

Rita schreckte leicht zusammen. „Ich habe nicht geschlafen und nicht gewacht. Ich weiß nicht, was es war. Etwas hat in mir gedacht."

Michael sagte gut. „Ich weiß es. Wir wollen nicht darüber reden. Daß wir es erkennen, ist ein Geschenk. Es macht uns stark. Ich weiß nicht, wohin es uns führen wird, aber ich spüre, daß wir ehrlich zueinander sein werden."

Rita winkte verloren. „Nach soviel Jahren ist eine Nacht wie ein Traum. Man muß erwachen."

Er küßte ihre Hand, die blauen Adern schimmerten geheimnisvoll.

Die ersten Rauschtage waren vorüber. Die Festglocken verklungen.

Michael Clarenbach trat in das Leben ein. Aus einer dumpfen, beglückenden Erwartung war er zur zielsicheren Tat erwacht. Eine leise Wehmut erstarb und der Gedanke, daß alles jetzt durch eigene Kraft zur Reife gelangen mußte, war ein lauter Weckruf. Er ließ keine Enttäuschung aufkommen und hieß sein Gefühl schweigen, wenn es vorlaut dem Verstande zuvorkommen wollte. Mit hellen Augen ging er dem Tag entgegen, ein starker Wille trieb ihn. Eine Arbeitsfreudigkeit war in ihm, er spürte die Kraft zur Tat.

Er erinnerte sich an das Gespräch mit einem Kameraden aus der Gefangenschaft, der in einem Augenblick der Verzweiflung zu ihm sagte: „Sieh dich in dieser Baracke um, alle Stände sind drin vertreten. Sie sperren uns nicht als Menschen ein, sie schnüren unsere Fähigkeiten ab, langsam, aber unaufhaltsam. Was von uns frei wird, ist dann leer, künstlich ausgehöhlte Menschenhüllen, nichts anderes. Das ist der tiefere Sinn der Gefangenschaft, die große Schädigung der Nation. Der Feldzug gegen den Geist. Das ist dieser Krieg."

Er hatte damals widersprochen, sich zur Wehr gesetzt, aus der quälenden Furcht die Worte gefunden. Aber als dann Woche um Woche verging, Monat um Monat, und die Einförmigkeit ihn umkreiste immer enger und enger, da begann er zu spüren, wie etwas von ihm abbröckelte, ein Zersetzungsprozeß war es, der ihn zu zerstören drohte.

Damals begann sein Kampf, dieses zähe sich dagegen Anstemmen. In seiner Umgebung hatte er mit Schrecken die Folgen des Sichergebens erkannt. Die Lethargie war eine ansteckende Krankheit, davor mußte er sich

schützen. Er isolierte sich selbst, schaltete rücksichtslos jeden behindernden Gedanken aus. Er war ein verschlagener Schiffbrüchiger und begann zu bauen, innerlich aufzurichten. Nur die Nächte, die trieben ihr Spiel mit ihm, da versagte seine Disziplin. So war jeder Tag ein Neubeginnen.

Er lernte bald die fremde Sprache, damit hatte er einen Vorteil errungen. Das Gefängnis hatte jetzt eine Tür, er mußte sie öffnen. Das geschah. Er verschaffte sich Bücher. Neue Gedanken fluteten herein. Er tauchte unter darin, das machte ihn widerstandsfähig. Es war ein wirksames Gegenmittel. Die Zersetzung rings um ihn wurde ihm zum Studium, er stand außerhalb derselben.

Ein Gedanke wuchs daraus hervor, richtete sich vor ihm auf, riesengroß, unabwendbar. Alles Wissen muß nach einem Zentrum strahlen, der Mensch ist der Mittelpunkt. Je mehr er das Elend der Menschheit erkannte, desto klarer wurde diese Erkenntnis.

Das große Weltenleid wurde zu einem Mahnruf: Erhebet euch, forschet nach den Wurzeln eurer Übel.

Man war gedankenlos gewesen, so tierchenhaft vergnügt. Das war der Grund. Er hörte den Blutstrom rauschen, überall, das Lager war umgürtet von ihm. Darüber mußte man hinwegkommen. Brücken schlug er, die immer wieder fortgerissen wurden. Er wollte verzweifeln, sein Hirn war wund. Gewaltsam riß er sich zusammen. Der Krieg hatte ihn gelehrt: Hindernisse sind Kraftproben. So wurde er stärker. Seine Brücke stand.

Über Blut und Wunden fand er den Weg ins Freie. Und was fand er? Auf aufgerissener, kahler Erde stand ein Mensch, nackt, frierend, hungernd. Da galt kein Mitleid. Hände mußten schaffen, Hirne mußten

denken, Herzen sich öffnen. Die Gedanken liefen eine gerade Bahn, am Ziele stand die entblößte Menschheit.

Er prüfte sich selbst. Was kannst du leisten, was kannst du geben? Jeder mußte etwas bringen aus seinem Kreise. Darin lag die Rettung. Seine eigene Wissenschaft war weit verzweigt, ihre Fasern tief in der Erde. Er hatte als Chemiker einen Ruf. Er lächelte verächtlich darüber. Das galt für früher, für eine versunkene Zeit, die hatte einen anderen Maßstab, mild, erbärmlich mild. Er hatte kluge Vorlesungen gehalten, geistreiche Hypothesen aufgestellt. Es war ein anmutiges Spiel der Kräfte, sonst nichts.

Der Mensch friert, der Mensch hungert, das Elend kennt keine Scham mehr. Schürfe, grabe, wühle, es war ein dröhnender Ruf, der seinen Leib zersprengte.

Damals hatten seine Kameraden mitleidig von ihm gesagt: er verliert sich, er spinnt sich ein, er leidet. Sie verstanden ihn nicht, sie waren nur mit sich selbst beschäftigt, kleinlich und geizig.

Leiden . . . das Wort erfaßte er erst damals in seiner wirklichen, entkleideten Bedeutung. Er stand am Ufer und sah einen Menschen ertrinken, den Menschen. Er wurde wieder ruhig, bis er das Rettungsseil in der Hand hatte.

Wie ein Wunder erschien ihm ein kleiner Vorfall. Auf der Landstraße war es, bei einem Ortswechsel. Ein gärender Frühlingstag. Die Wolken sprangen ineinander, ein Gewitter brach los. Auf offenem Felde erschlug es einen Bauer. Neben der Leiche blühte ein Apfelbaum, leuchtend, wunderfarbig.

„Traurig, aber alltäglich,“ sagte einer von ihnen. Ihm aber rief der Donner ein ehernes Gesetz zu: Die Natur tötet, die Natur gebärt.

Diese Erkenntnis verließ ihn nicht mehr, sein Denken

war davon umklammert. Ein Zauberwort, das die Geheimnisse der Erde öffnet.

Sein Denken wurde zum bohrenden Grübeln. Die Natur war geizig, tückisch, sie haßte den Menschen. Oder war es eine Güte im höheren Sinn, unergründlich, dem suchenden Verstand entrückt, nur dem Gefühl erkennbar? Die Natur war unermeßlich reich, der Mensch ein Bettler.

Sie sprach nicht: Da, nimm dies, nimm jenes. Nur die Notdurft stillte sie aus ihrem Reichtum, ihre Wunder aber verschloß sie. Die mußte man ihr entreißen. Ein jahrtausendalter zäher Kampf. Sie wehrte sich. Sie erbebte im Zorn und zerstörte, sie warf Feuer zur Erde und verbrannte, sie jagte wilde Winde und entwurzelte, sie wühlte das Gemeine auf, entfachte den Haß, die Menschen zerfleischten einander. Aber nach jeder neuen Qual gab sie auch neue Kräfte. Sie schlug die Menschen, um sie zu stärken, sie stärkte die Menschen, um sie zu schlagen. Es war der Zauberkreis, es war das Leben. Die Natur war Göttin und Geißel.

Am tiefsten hatte sie den Menschen jetzt verwundet, kaum war mehr Atem in ihm. Nicht fügsame Elemente hatte sie erweckt, mit letzten schärfsten Waffen kämpfte sie, der menschliche Vernichtungswille war entfacht, der raste hemmungslos über die Welt. Der Mensch mußte wieder auferstehen, sie selbst mußte ihn aufrichten.

Öffne dich, gib aus deinem unergründlichen Reichtum, laß neue Quellen fließen, heile die Wunden, die du schlägst.

Ein Mysterium war es, Clarenbach erkannte seine Heiligkeit. Geht hin, ihr Menschen, horchet, grabet, die Natur ist willig.

So flüchtete Clarenbach zu seiner Wissenschaft. Er

entkleidete sie ihrer Nüchternheit, sie wurde ihm das Land der rätselhaften Geheimnisse, wie sie es den Ahnen vor Jahrhunderten gewesen war. Sie waren geblendet, wollten Gold schaffen. Die Natur höhnte sie. Verächtlich warf sie es ihnen aus den Bergen zu, schwemmte es aus den Flüssen an das Land. Auch er wollte suchen, nicht nach den Dingen der Oberfläche, tiefer mußte er forschen. Verborgen lagen geheimnisvolle Stoffe, wundertätige Strahlen, die brauchte die sieche Menschheit, sie mußte wieder stark und jung werden. Es war eine Mission. Das tiefste Elend schafft Heilige und Weise. Die Natur war bereit.

Aus Einsamkeit und Not war Clarenbach zur Erkenntnis gelangt. So begann sein Denken. Er schaute in die Vergangenheit zurück. Was hatte er geleistet? Handwerk, nichts anderes. Er hatte überliefertes Wissen gut verwertet, nicht mehr. Seine Arbeiten waren kluge Rechenschaftsberichte, exakt, nach allen Seiten gefällig. Die gemächliche Zeit verlangte nicht mehr, sie überschwemmte einen mit Behaglichkeit, schläferte ein. Der Erfolg war das beifällige Nicken ausdrucksvoller Gelehrtenköpfe. Das galt nicht mehr, darüber war der Tod hinweggetanzt.

Finden, aufspüren, es war vorhanden. Die Sterne waren nicht zu hoch, die Eingeweide der Erde nicht zu tief, dazwischen lag es. Forsche, Mensch, verdiene dir dein Leben, die Natur verachtet dich, weil du blind bist.

Ein glücklicher Zufall kam Clarenbach zu Hilfe. In dem kleinen russischen Orte, der Kommandant ließ ihm für Geld und gute Worte ein bißchen Freiheit, lernte er einen alten Arzt kennen. Doktor Berkow hatte einen sonderbaren Ruf in der Stadt. Man hielt ihn für einen Schwärmer. Glatte Menschen sagten, er sei

ein Narr. Seine Berufskollegen lächelten über ihn. Die Kranken hatten kein Vertrauen zu ihm, er verschrieb ihnen zu wenig, kein Pulverchen und kein Wässerlein. Das machte sie stutzig. Wie konnte man da gesund werden. Manche aber sagten: seine Stimme ist ein wunderbares Heilmittel, sie waren bereit, es zu beschwören.

Wenn die Kinder an seinem Hause vorübergingen, sahen sie neugierig und ängstlich zu seinem Fenster empor und flüsterten die schaurigsten Dinge, von einer Kammer mit tausend Röhren, darin brodelten Zaubertränke in den herrlichsten Farben, von giftigen Dämpfen, die zischten hervor, von geheimnisvollen Formeln, das waren glühende Buchstaben, und von vielen anderen ...

Sie sprachen über Chemie. Doktor Berkow sagte: „In ihr liegen alle Gewalten, aber sie bleibt unsere ewige Schuldnerin. Ihre Anfänge sind ein grandioses Mysterium, ihre Entwicklung dürre Klugheit. Man hat die Alchimisten als Ketzer verbrannt, statt sie als Apostel zu feiern. Der Chemiker ist ein Gelehrter, das ist zu wenig."

Clarenbach horchte. Er war ein Schüler, dieser Greis dachte nach anderen Gesetzen. Er suchte ihn oft auf. Er hörte lächelnd den Spott seiner Kameraden. Ein Gespräch war von Bedeutung. Es war wie eine starke Hand, die ihn nach vorwärts schob.

Der alte Arzt sagte: „Die Chemie muß uns erlösen. Sie muß das Zauberwort finden. Wir sind alle in häßliche Tiere verwandelt. Unser Leiden ist qualvoll, unser Sterben entsetzlich. Warum? Es ist nicht Gesetz, es ist unsere eigene Schwäche. Die Natur hat alles verborgen, Kraft, Jugend, Schönheit. Säfte fließen, Strahlen leuchten, wir aber spüren nichts, sehen nichts.

Unsere Chemiker sind falsche Priester oder arme Krüppel. Es darf kein Beruf sein, es ist eine Kunst. Der wahre Chemiker ist ein Dichter, er schafft uns Gesetze, er gibt uns Leben. Er muß Phantasie haben, die Gabe der Prophezeiung. Er muß die Kühnheit zum Unmöglichen besitzen. Darin liegt seine Bedeutung. Vor ihm fallen alle kleinlichen Schranken, vor ihm versinken alle menschlichen Grenzen, die Unendlichkeit erschließt sich, die Ewigkeit. Er ist der Vermittler des Göttlichen. Unser Gott wird aus der Retorte geboren."

In den Augen des alten Mannes war ein verwirrender Glanz gestanden, das Gesicht schien unwirklich. Wie eine Vision empfand es Clarenbach. Die Worte aber blieben in ihm. Die Wissenschaft wurde ihm zu enge.

„Der Chemiker muß ein Dichter sein". Was unklar in ihm tobte, was als schwere Erkenntnis aus dumpfer Verzweiflung hervorbrach, das hatte ein Greis, der vor der letzten Türe stand, ein Heiliger oder ein Weiser, in einem einzigen Satz zusammengepreßt. Das war kein Zufall mehr, eine geheime Verbindung löste sich. Es führte ein Weg von seiner ringenden Jugend zu diesem verlöschenden Alter. Dahinter lag mehr, eine Erfahrung, ein Wissen.

Die Gestalt des alten Arztes verschwand. Clarenbach folgte traumverloren einem gütigen Zauberer, der geheime Wunderschränke öffnete. Doktor Berkow versorgte ihn mit Büchern. Clarenbach begann zu arbeiten. Die eigene Wissenschaft war ihm fremd geworden. Er las mit neuen Augen und dachte mit neuen Sinnen. Aus manch vergessenem Werk hörte er eine rätselhafte Stimme, er horchte danach.

Doktor Berkow sagte: „Es ist ein Fieber in Ihnen,

es muß so stark werden, daß man daran verbrennt."

Clarenbach lächelte über diese Worte, ohne darüber nachzudenken.

Noch war er nicht in dem Laboratorium des Arztes gewesen. Wenn er davon sprach, so winkte dieser ab.

Verlegen, scheu klang es. „Spielereien eines alten Mannes, nichts Exaktes", er begann geflissentlich von etwas anderem zu reden. Clarenbach drang nicht in ihn, aber er hatte die Empfindung: Da steckt ein Leben verborgen mit all seinen Geheimnissen.

Immer tiefer grub er. Unklar rang sich aus ihm etwas los. Er hatte keine Mittel, es zu fassen. Nach einer schweren Nacht sagte er zu Berkow: „Die Natur verbirgt uns ein Licht. Es liegt vergraben in scheinbar toten Dingen, man muß sie erwecken. Noch ist das alles Empfindung, vielleicht auch nur kühne Hypothese. Es ist vorhanden, ich habe keine Mittel, danach zu greifen. Hier lassen mich die Bücher in Stich, ich muß die Materie zwingen, ein Geständnis herauspressen. Arbeiten, arbeiten . . ."

An diesem Tage hatte ihn Doktor Berkow in sein Laboratorium geführt. Ein Raum von krauser Wunderlichkeit. Seine Stimme war von wehmütiger Heiterkeit. „Versuche, die kein Ende fanden. Darüber ist mein Leben vergangen, ich habe verspielt. Ich wollte geben, ich war nicht reich genug. Aber in allem liegt der gleiche Sinn, den Sie empfinden. Es ist eine Fügung, die wir nicht verstehen. Vielleicht ist Ihr Leben die Fortsetzung meines Todes."

Clarenbach schwieg in einem wirren Erstaunen. Berkow klärte ihn auf, wie er nach Strahlen forsche, die die winzigen Mikroben töteten, die den menschlichen Leib zerfressen.

„Für jedes Gift hat die Natur ihr Gegengift, für

jeden Schaden, den sie den Menschen zufügt, hat sie auch die Mittel, ihn davor zu bewahren. In geheimen Strahlen liegt diese Kraft, sie hält sie verborgen, man muß sie ihr entreißen. Nur meine Phantasie ist stark, meine Kräfte sind zu schwach."

Eine Erregung erfaßte Clarenbach. Der Greis war ein Stück seines eigenen Lebens. In einem fremden Lande, in einem einsamen Orte stieß er darauf. War das alles Zufall? Er konnte daran nicht glauben. Zusammenhänge, die nicht zu lösen waren, sie waren vorhanden. Man mußte sich mit diesem Erkennen begnügen.

Mit geheimer Angst vertiefte er sich in die Versuche. Es waren kühne Anfänge, sinnverwirrende Kombinationen, immer nur bis zu einer Grenze, dann brach es ab, verlor sich in Irrgängen. Etwas war gefunden, darüber kicherte noch ein Kobold.

Er begann gemeinsam mit Doktor Berkow zu arbeiten. Der alte Mann wurde ihm ein Führer, nicht in seiner Wissenschaft, er war stolz darauf, ein Laie zu sein, er gab ihm einen Glauben. Immer stärker wurde er in ihm, der dunkle Weg mußte hell werden. Es galt den Sieg über die Materie. Die Menschheit litt. Dieser Gedanke war die treibende Kraft.

So wuchs Clarenbach aus sich selbst heraus. Ein Greis aus fremdem Lande ging mit ihm. Es war ein Anfang, ein starkes Fundament.

Eines Nachts mußte Clarenbach fort, in böser, quälender Fahrt ging es nach Sibirien. Er konnte Berkow nicht mehr die Hand drücken. Seine Gestalt verschwand wie ein Traum. In harten, zermürbenden Nächten tauchte sie wieder auf und mahnte ihn. Clarenbach winkte ihr. Er trug etwas in sich verschlossen, wie die Erde Schätze trägt. Er mußte etwas geben, noch lag es gebunden in ihm.

Er wartete auf die Freiheit. Sie war ein Symbol, der Ruf zur Arbeit.

„Man muß die Menschen erlösen", das Wort des alten Mannes lebte in ihm, er fühlte die Kraft dazu. So trat Clarenbach in sein neues Leben ein.

* * *

In der Lindenstraße hatte Clarenbach sein Laboratorium eingerichtet. Es war ein ehemaliges Atelier, das er zu diesem Zwecke umgestalten ließ. Ein Freund hatte es ihm mit der lächelnden Mahnung empfohlen: „Ein Maler hat drin gearbeitet und war darin verzweifelt. Seine Bilder aber hängen jetzt auf Ehrenplätzen." Das war ihm gerade recht. Das Licht stürzte neugierig in den hohen Raum, füllte ihn bis in den letzten Winkel. Eine weite Terrasse bot unbeschränkten Blick über Dächer und Türme, schiefe glänzende Flächen, die sich neigten und hoben, ein verwirrendes Spiel; regellos liefen die Gedanken darüber, enthüllend und verratend. In die Straßen sah man, wie in einen engen Schacht, Menschen in kribbelnder Bewegung, ihr Tun schien rätselhaft.

Das Haus war dicht bevölkert, eine Arbeitsstätte. Jede Tür verschloß emsige Tätigkeit, Kanzleien wechselten mit Lagerräumen. Ein gesuchter Arzt und ein vielbeschäftigter Rechtsanwalt beherrschten das erste Stockwerk. Schmerzen, Angst und Hoffnungen liefen diesen Gang entlang. Je höher nach oben, desto stärker wurde die Gewalt der Zahl. Junge Menschen mit gebeugten Rücken spielten damit, gleichgültig, automatisch, ohne ihren tiefen Sinn zu erkennen. Dennoch beherrschte sie alles, keine Tat ohne ihre rätselhafte Verkleidung. Die Stiegen waren von kommender und gehender Hast erfüllt, immer waren Menschen unterwegs. Das Haus roch nach Arbeit.

Clarenbach erkannte Zusammenhänge, die ihn befriedigten, die ihn die Wahl seines Laboratoriums nicht mehr als bloßen Zufall bezeichnen ließ. Was er geben wollte, gehörte den Menschen, ihrem Leiden, ihrer Not. Er war kein weltfremder Gelehrter, er war ein Arbeiter, wie sie alle, nur lag das Feld, das er bestellte, in einer anderen Höhe. Dahin reichten kurzsichtige Menschenaugen nicht. So lag auch seine Werkstätte hoch über dem Alltag, näher den Wolken, umspielt von Licht und dennoch eng verbunden mit dem grauen Tag.

Der Raum glänzte von dünnem, durchsichtigem Glas und geschliffenem Metall. In klarer Bewegung liefen Röhren auf und nieder, drängten Kolben sich dazwischen, breite Schalen, spitze Trichter, nur wer sie beherrscht, erkannte Zweck und Ordnung. Wie das bloßgelegte Hirn eines fremden Riesenkörpers zuckte es und lebte. Clarenbach empfand diesen Reiz des Rätselhaften, diese völlige Entkleidung jeder Nüchternheit. Nicht in tote Dinge griff er ein, er suchte nach verstecktem Leben.

Der erste Tag in seinem neuen Laboratorium war von fremder Feierlichkeit. Ein neues Beginnen, seine bisherige Tätigkeit versank, war nur mehr die fleißige Aufgabe eines Schülers. Der Beruf . . . ein hohles Wort, bekam Klang. Er deckte die Wurzel auf: berufen sein. Eine schwere Bürde lag darin und eine Erfüllung. Alles Mechanische fiel ab, er sah sein Leben von einer neuen, unbekannten Seite.

Er ging mit großen Schritten auf und nieder. Die Gestalt des alten Arztes stand vor ihm; ihm galt die Erinnerung, der erste Gedanke. Aus Phantasie zur Klarheit, zur positiven Tat. Darin lag auch der Unterschied. Dort ein dunkler, künstlich beleuchteter Raum, ein Greis mit weißem, langem Barte, mit Augen, die

zur Ruhe gingen, ein geheimnisvoller Zauberwinkel; hier ein weiter, heller Saal, ein junger Mensch mit Augen, die zur Höhe strebten, eine Stätte des Erkennens.

Clarenbach wurde nachdenklich. Er stand an der Schwelle, eine drückend schwere Verantwortung fühlte er. Die Freiheit war eine Leihgabe, nur der Erfolg gab sie ihm wirklich wieder. Nicht die Befriedigung einer Eitelkeit erkannte er darin, es war die Notwendigkeit der Linderung, die Hilfe, die er einem zuckend wehen Körper bringen mußte. „Ich bin berufen“, er sagte es laut und fühlte den geheimnisvollen Schauer, die gebietende Stimme. Der Schweiß der Menschen ist der gemeine Mörtel, der dampfende Dünger, aus der tiefen Straße steigt er empor; die wahre Erkenntnis ist das Licht, aus den Höhen strahlt es nieder.

Clarenbach überdachte das Erreichte. Die Idee war klar, aus der Verwirklichung zerfließender Gedanken herausgeholt. Er mußte an einen Baum denken mit verwirrenden Ästen, mit Blüten und Blättern. Jetzt lag der nackte Stamm vor ihm, er stand mit der Axt davor, ihm die Nutzform zu geben. Es war der Anfang, der weite Weg lag vor ihm. Er starrte auf das blanke Gekrause der Röhren. Darin würde es in Farben schillern, brodeln, zischen, dampfen, ein Glühen und Zittern, so wie seine Hoffnungen und Enttäuschungen. Würde er zum Ziel gelangen? Seine Augen bohrten sich in das tote Material, als müßte ihm daraus eine Antwort werden.

Durch das breite Haustor fiel die Sonne. In die bunten Formen aus Glas warf sie ihre Reflexe, darin brach sie ihre Strahlen. Eine geheime Macht glänzte Clarenbach daraus entgegen. Er war ein horchender Schüler, ein gebietender Meister. Gewaltsam zog es

ihn an, als spräche aus dem toten Material eine gewaltige Stimme: Erkenne mich.

So stark war das Bewußtsein der verborgenen Kraft, daß es ihm zu enge wurde, die Röhren bewegten sich, schlangen sich um ihn, erdrückten ihn.

Er trat auf die Terrasse. Aus grauem Novemberdunste hob sich feurig die Sonne. Die stummen Dächer glühten auf, ein Brand lag hoch über der Stadt. Was wußten die Menschen in der Tiefe davon, sie wandelten zwischen engen, hohen Mauern. Ihre Blicke erstickten im Nebel, über ihnen aber wogte das feurige Licht. Lange schaute Clarenbach in die rote Farbenpracht, er selbst war umstrahlt davon, sein Gesicht war gezeichnet. Eine stumme Andacht war es, ein empfundenes Gebet zu einer Unendlichkeit um ihren Segen. Mit diesem Glauben wollte er ans Werk gehen. Verhallend drang der Lärm der Straße zu ihm empor. Wie ein leises Stöhnen war es.

Er trat dicht an den Rand der Terrasse und blickte in die Tiefe nieder. Die Umrisse vermischten sich. Schwarze Bündel in Bewegung. Irgend etwas schob sie, trieb sie. Zu welchem Ziel, zu welchem Ende? Nicht Menschen sah er, tragende Hüllen waren es. Was verbargen sie? Weit lehnte sich Clarenbach über die Brüstung, es war ihm, als müßte er den Arm ausstrecken, immer tiefer bis zur Erde, um zu ordnen und zu lindern. Jeder trug ein Leid, es wuchs und wuchs, schlug zu ihm empor. Er stand in der Sonne und schaute in einen tiefen, dunklen Schacht.

Er wußte nicht, wie lange er niederstarrte, er verlor das Bild der hastenden Wirklichkeit, die Straße war mit einem schwarzen Tuche ausgeschlagen, wie ein breiter Trauerrand. Sein Gesicht verzog sich, er umfaßte krampfhaft die eiserne Stange. Aus der Tiefe

funkelten ihm zwei Augen entgegen, sie stießen durch das Tuch hindurch, glänzten hinter Brillengläsern.

Clarenbach richtete sich steif auf, seine Augen wurden nüchtern. Auf geschäftige Menschen blickte er nieder, auf den gleichmäßig uniformierten Alltag. Deutlich erkannte er das Gesicht, alles andere verschwand vor ihm, nur diese eine Gestalt sah er. Merkten es die anderen nicht? Waren sie blind? Er war unter ihnen, sein Atem berührte sie, seine Augen krochen gierig in ihr Inneres.

Schwer atmete er auf. Er sah ihn wieder vor sich, so wie damals . . . er hatte das Gesicht nicht wieder vergessen. Was wollte er hier? Warum verfolgte er ihn? Er knickte ihm die ersten Tage der Freiheit. Unwillkürlich ballte er die Faust, als müßte er sie in einen Spiegel schlagen, aus dem ihm ein höhnisches Gesicht entgegenschaute.

Gewaltsam öffnete er die Augen. Die Straße schien leer, ausgestorben. Nur eine einzige Gestalt füllte sie, ein Koloß, der die Menschen erdrückte. Zwei Brillengläser waren ungeheure Linsen, darin brach sich die Sonne, blutigrot.

Heftig warf Clarenbach die Türe hinter sich zu und ging in großer Erregung im Laboratorium auf und nieder. Seine Arbeitsfreudigkeit war verlöscht, seine Glieder schwer. Er mahnte sich zur Ruhe. Das waren Zufälle, keine Wirklichkeit war in ihnen. Die Gestalt blieb. Aus wulstigen Lippen kam eine heisere, trockene Stimme zu ihm. Sie höhnte: all dein Glaube ist Einbildung.

Clarenbach fröstelte.

Er sah sich fremd in dem Raum um. Nüchtern erschien er ihm, so unsäglich nüchtern. Wo war die geheime Kraft, der Schwung seiner Gedanken? Die Sonne

war verschwunden, vor seinem Fenster lag eine graue Wolkenwand.

Er fühlte: auf der Straße steht der Feind. Seine eigenen Muskeln entspannten sich. Müde setzte er sich nieder. Seine Gedanken liefen auf fremden Wegen, tauchten in vergessenen Orten unter.

Ein starkes Klingeln ließ ihn auffahren. Sein Gesicht verlor die Farbe. Jetzt stand er vor seiner Tür. Nicht öffnen, man darf ihn nicht einlassen. Alles war vergeblich: die Verzweiflung, die Freiheit . . . die Gedanken waren geknechtet. Das Gesicht in die Hände vergraben und laut stöhnen.

Der alte Diener sagte: „Ein Herr ist draußen.“ Clarenbach öffnete den Mund, er wollte etwas schreien, dann nickte er nur. Wozu? Es war unabweislich.

Edgar Zehlen stand an der Türschwelle und streckte ihm die Hand entgegen. Clarenbach fuhr sich über die feuchte Stirn.

Zehlen stutzte, etwas fiel ihm auf. Clarenbach lächelte gezwungen, dann sagte er befreit:

„Ich freue mich, daß du es bist. Ich habe mich nach einem Menschen gesehnt.“

Zehlen nickte nur. Alle seine Bewegungen waren scharf, eckig, sein bartloses Gesicht wie aus Holz geschnitzt. Was er sprach, war eindeutig, durchsichtig, klar. Eine Bestimmtheit ging von ihm aus, der man sich fügen mußte.

Sie waren in ein kleines Gemach getreten. Es war ein vornehmes Studio. Teppiche, Bilder, Bücher gaben ihm die Wärme. Eine eigene Note lag in jedem Gegenstand, zärtliche Wahl darin. Zehlen sah sich anerkennend um.

„Der moderne Zauberer. Die Hexenküche mit anschließendem Salon. Wer lebendig aus der einen kommt,

wird durch Schönheit belohnt.“ Er streckte sich behaglich in den tiefen Lederstuhl. Clarenbach war dankbar, er drückte dem Freunde die Hand.

„Ich wollte der erste sein, der dich stört. Ich halte das als gute Vorbedeutung.“ Zehlen zündete sich eine Zigarette an. „Ich habe mich weggestohlen, wie ein Gefangener durch eine Hintertür. Es nutzt aber nichts, es geht alles mit mir. Da ist es ruhig, wunderbar ruhig.“

„Ich brauche die Ruhe, ich muß sie haben.“ Zehlen überhörte den eindringlichen Ton.

„Du wirst arbeiten, das ist gut. Finde etwas, das die Hast von uns nimmt, diese innere Unrast, sie vernichtet uns.“ Zehlen sah dem Rauch nach. Es kam selten vor, daß er ruhig in einem Stuhle saß und Atem holte. Da besann er sich, es waren nur Augenblicke.

Clarenbach kannte ihn, sie waren Studiengenossen, eine jahrelange Freundschaft verband sie. Der Krieg hatte sie getrennt.

„Du kannst nur so leben,“ sagte Clarenbach.

Zehlen hob scharf den Kopf. „Vielleicht, aber nicht alt werden.“ Er schnalzte mit Daumen und Zeigefinger. „Auch nicht notwendig. Die Zeit ist so liebenswürdig.“ Er blätterte in einem Buch, darüber hinweg: „Hast du Pläne?“

Clarenbach wollte reden, dem Freunde sich enthüllen, er brauchte Rat, Stütze, ein kluges Wort. Er begann . . . Hinter dem Stuhle Zehlens tauchte ein Gesicht auf. Er brach kurz ab. „Es ist noch unreif in mir.“

Zehlen klappte hörbar das Buch zu. „Es wird reifen in dir. Du bist der Mensch dazu. Nur . . .“ Er stand auf und trat an das Fenster. „Stell' dich mit dem Rücken an die Wand und schau dich nicht um.“

Clarenbach sah ihn fassungslos an. „Warum sagst du mir das?“

Zehlen zuckte die Achseln. „Geruch, Michael. Witterung eines Hundes. Ich kann nicht mehr anders. Aber du . . . du kommst aus der Gefangenschaft. Laß dir die Freiheit nicht nehmen. Da, da oben . . .“ Er tippte auf seine Stirne.

„Du warst immer frei.“ Eine leise Bitterkeit klang durch.

Zehlen sah ihn an, seine Augen waren kalt und scharf. „Du kannst es auch so nennen.“ Dann lachte er kurz. „Zehntausend Arbeiter und hundert Ingenieure, ich hielt die Peitsche in der Hand. Tag und Nacht. Der Schlaf war nur ein erbärmliches Jappen nach Atem. In jedem einzelnen war ich drin, raste in ihn. Das letzte heraus. Ihr draußen konntet ja nicht genug bekommen. Ein furchtbarer Wettlauf.“ Zehlen machte eine Pause. „Wir haben uns damals nicht gesprochen. Jetzt ist es auch gleichgültig. Es klingt wie eine Phrase, wie irgendein alter Werkeltext. Den Anfang konnt' ich nicht verwinden. Die ganze schöne Industrie, alles was ich aufgebaut hatte, in der Fabrik steckte meine ganze Kraft, meine Jugend, meine Liebe, alles, ich habe nichts anderes besessen. Nun waren wir draußen, ein Stück Traum war erfüllt. Wir sind Idealisten bei aller verbohrten Anbetung des Materials. Auf großen Schiffen trugen sie unsere Waren heraus, in fremde Länder, von denen man als Bub in den Märchenbüchern gelesen hatte. Ich spürte das alles, daran wurde ich stärker . . .“

Clarenbach sah ihn erstaunt an. Ein verborgenes Lebensventil öffnete sich vor ihm. Er hatte Achtung davor. Zehlen verzog das Gesicht.

„Mit einem Strich fortgewischt. Giftige Stoffe muß-

ten wir erzeugen. Uns die Hirne wunddenken, jeder mußte sich bis auf den letzten Tropfen auswinden. Gasgranaten und all das andere tolle Zeug. Die ganze Fabrik war eine einzige große Giftschlange. Geekelt hat es mich. Ich habe euch draußen beneidet. Ja, schau nur, das klingt jetzt recht abgeschmackt, so post festum. Ich bin ehrlich zu dir." Man sah es diesem Gesicht an, daß es keine Furcht kannte.

„Aber mich brauchten sie. Ich mußte Dinge ausdenken. Tja . . . wenn ich dann in den Zeitungen von den furchtbaren Wirkungen las . . . ich habe mich gefürchtet vor mir selbst . . . Aber nicht nur mich mußte ich zwingen, auch die anderen mußte ich umwandeln. Wie ein Folterknecht die Daumschrauben ansetzen: Alle Güte heraus, Haß und wiederum Haß. Jedes Schaffen war Vernichtung. Ich durfte keinen anderen Gedanken in mir aufkommen lassen. Ich war verschrieben. Nichts gehörte mehr mir. Nicht mein Hirn und nicht mein Blut. Wieviel Kraft habe ich vergewaltigt, nicht nur meine eigene, die der anderen. Alle Energie auf die Zersetzung gesetzt. Ich habe das Böse gezüchtet. Ungeheure Kräfte habe ich losgelöst, eine Lawine des Verderbens. Die Giftfabrik nannten sie uns. Es war schon recht. Jeder einzelne trug das Zeichen an sich. Das verwischt sich nicht mehr. Das Hirn, das nur Gift denkt, die Hände, die nur Gift erzeugen, sind unbrauchbar geworden. Das kann man nicht mehr abwaschen, das spült keine Luft mehr weg. Man verhärtet sich, wird unempfindlich. Mitleid, das gab es nicht. Wie viele sind bei den Versuchen elend zugrunde gegangen oder durch Ungeübtheit krepiert. Opfer des Berufes. Ein Kranz von der Direktion, ein anderer von den Kameraden. Weiter . . . weiter . . . Wir hatten keine Zeit, wir mußten euch den Tod liefern."

Zehlen stieß den Atem heraus. Befreiung war es, sein Gesicht, wie von einem Eisenring umspannt, wurde freier. Clarenbach ergriff seine Hand und zog ihn auf einen Stuhl nieder.

„Wir alle haben getötet."

Zehlen schüttelte den Kopf. „Es ist nicht das gleiche. Deine Hand kann morden und du selbst kannst darüber weinen. Ich aber habe mit allen meinen Fasern getötet. Das vergißt man nicht. Ich habe das Gift gespürt, ich war selbst durchsetzt von ihm. Kannst du das begreifen? Es gab Tage, wo ich den Menschen aus dem Weg ging, um sie nicht zu verpesten. In der Fabrik war alles durchtränkt davon, nicht in der toten Materie lag es mehr, die Gesichter waren verkniffen, böse, der Geist war der Giftstoff selbst, es war nicht mehr zu unterscheiden. So ging es vier Jahre. Um mich war eine Barriere, das Leben war außerhalb."

Clarenbach schaute zu Boden. Bilder von grausiger Wirklichkeit standen vor ihm. Das Gift war ihr furchtbarster Feind. Wie oft hatte er den Tod in seiner grauenhaften Verzerrung gesehen.

„Sie sind schwer gestorben," er sagte es, ohne es zu wissen.

Zehlen zwang sich zur Ruhe. Er war nicht gewohnt, sich auszugeben, die Scham war in ihm versteinert. Er griff nach einem spitzen Papiermesser und setzte es scharf auf den Tisch.

„Man ist ein Pferd, das zum Sprung ansetzt, man will darüber." Er streckte Clarenbach über den Tisch die Hand entgegen.

„Kein rechter Willkommengruß, Michael, aber es galt dem Freunde. Du stehst auf dem anderen Ufer."

Clarenbach sagte schwer. „Ich will meine Kräfte zusammensuchen, wir müssen jetzt alle Gutes schaffen,"

er wies lächelnd nach dem Laboratorium, „es wartet auf mich.“

Zehlen blieb schweigsam.

„Und du?“ Clarenbach sah ihn fragend an.

Zehlen lehnte sich weit zurück. Sein Kopf war nach aufwärts gerichtet, sein Blick ging über den Freund hinweg. „Ich will die Menschen wieder nach einer anderen Richtung drehen. In mir ist der Zwang. Der ist lebendig, ich kann ihn nicht mehr von mir streifen. Ich will sie wieder hetzen, jagen, ich will das Blut aus ihren Nägeln pressen. Sie haben zerstört, sie sollen wieder aufbauen. Wir haben geschadet, wir müssen wieder nützen. Es ist wieder ein Kampf, vielleicht ein noch größerer. Ich selbst habe sie zum Verderben erzogen, jetzt lehnen sie sich gegen mich auf. Sie wollen nicht. Das Gift gärt in ihnen, ich spüre es. Sie waren Marionetten, sie müssen es bleiben. Wir müssen sühnen, so fasse ich es auf. Arbeiten, arbeiten . . . Noch bin ich der Stärkere, aber ich weiß: es kriecht umher. Giftgewürm, man tritt darauf. Sie umlagern mich. Erst sind es Blicke, dann Forderungen, dann Drohungen. Ich kenne den Weg, ich fürchte ihn nicht. Ich habe selbst zu büßen. Vielleicht ist dies der Sinn. Die Giftfabrik muß wieder rein werden, gesund, oder . . .“, er machte eine weite Bewegung, sein Gesicht war verschlossen, unerbittlicher Wille war darin.

Clarenbach sagte gut. „Sie werden arbeiten. Die Welt ist voll Löcher, das Fundament ist untergraben.“

Unmerklich glitt ein Lächeln über Zehlens Züge. „Schwärmer,“ sagte er, dann stand er auf. Er schlug den Vorhang zurück und blickte in das Laboratorium. Darin lag letztes Licht.

„Es ist eine leere Wiege, vielleicht wird etwas geboren,“ mit einer raschen Bewegung wandte er sich um.

„Alles ist neu, auch du bist es, Michael. Darauf achte. Wer einen Wert in sich trägt, muß ihn bewahren. Nichts darf ihn ihm rauben. Es gibt keine Gleichheit, daran geht die Welt zugrunde. Jede Kraft ist anders. Du bist vielleicht ein Seher, ich nur ein Steuermann. Die Tausenden und Abertausenden sind Atome, nichts anderes, sie müssen unseren Gesetzen folgen. Vergiß das nie."

Als sie auf die Straße traten, lag ein grauer Abend darüber. Die Menschen hasteten nach dem Lichte.

Clarenbach aber hörte eine starke Stimme: du bist ein Seher. —

Da wurde die Nacht hell.

* * *

Clarenbach war der Einladung Ambrosius Nierensteins gefolgt. Er hatte nicht das Bedürfnis nach großer Gesellschaft. Zehlen mußte ihn dazu überreden. „Du wirst zu einseitig. Das gehört dazu. So erkennst du erst unsere Zeit. Das ist wichtig bei allem Tun." So war er hingegangen.

Rita war nicht mit ihm. Es war ein leichter Spott in ihren Worten, ein hochmütiges Lächeln. „Es ist etwas dort, ich liebe das nicht," dabei blieb sie, ohne weitere Erklärung. Er drang nicht weiter in sie, er kannte ihre Abneigungen, die ließen sich nicht überwinden. Sie pflegte sie.

Clarenbach machte sich den Vorwurf der Schwerfälligkeit. Der Hausherr hatte ihn willkommen geheißen, wie einen verlorenen Sohn. Ambrosius Nierenstein mit dem ehrwürdigen Patriarchenbart und den listigen Luchsäuglein. Wo das Geld rollte, da klang sein Name mit, war wie ein ungeheures Goldstück, vor dem man ehrfurchtsvoll die Augen schloß. Zehlen sagte einmal erbittert: „Er ist nichts und er ist überall. Man kommt

über ihn nicht hinweg. In jedem Schwungrad steckt er, von jeder Banknote hat er seinen Teil. Nierenstein ist der liebe Gott, so leutselig und so habgierig." Wenn die Zeitungen in ehrfurchtsvollem Schauer vom großen Zahlen berichteten, da stand auch sein Name dabei, selbstverständlich, automatisch. Die Zahl und er waren eins. Die Börse beugte sich vor ihm. Nierenstein ... das Wort konnte Raserei entfesseln, die Leute rissen sich die Kleider vom Leibe. Über seine Anfänge und Herkunft erzählte man sich die ergötzlichsten Geschichten. Er selbst pflegte zu sagen: „Ich war nie arm, denn ich wußte immer, daß ich reich werde. Das ist auch das Geheimnis."

Die Pracht der Räume erdrückte Clarenbach. Seit Jahren waren seine Augen nicht mehr daran gewöhnt, sie hatten nur Elend gesehen. Nirgends war die zärtliche Wahl. Alles schien aus Gold, nur Werte, ungeheure Werte sprangen ihm entgegen. Das Kunstwerk selbst ging unter. An den Wänden hingen Ziffern, sie waren in Farben gepreßt, in den Ecken standen Ziffern, sie waren zu Marmor erstarrt, auf dem Boden lagen Ziffern, sie waren aus Seide gewebt.

Zehlen hatte ihm auf der breiten Marmortreppe gesagt: „Zur Einführung: wundere dich über nichts. Zur richtigen Beurteilung: dieses Haus ist ein neutrales Land. Alle Quellen sind ihm erschlossen. Hier gelten andere Gesetze. Krieg, Not, Elend, das sind Worte. Hintergrund, nichts mehr. Solche Häuser gibt es überall. Du kannst dir einbilden, in Paris, London, Rom oder Neuyork zu sein. Zwischen ihnen ist die Verbindung, da gibt es weder Schützengräben noch Zollschranken. So. Und jetzt viel Vergnügen."

Clarenbach klammerte sich an diese Worte. So fand er sich zurecht. Warum ihm plötzlich der kleine Hesse

einfiel, als er zu Tod verwundet vor ihm lag und mit letzter Anstrengung plötzlich fragte: „Muß denn das sein?“ Ja, es mußte sein, das und jenes, es gehört zu den Menschen, wie die Geburt und der Tod. Clarenbach unterdrückte jede Bitterkeit.

Die Stimme des Hausherrn kam zu ihm. „Dieser Corot hing noch vor acht Wochen in einem Pariser Salon. Die Welt ist eng, daran hat auch der Krieg nichts geändert.“

Irgend jemand sagte in seiner Nähe: „Das Geld hat Flügel . . .“

Clarenbach sah eine blendend weiße Schulter, große Perlen zitterten.

„Wieder zurück, Doktor, schön, schön . . .“, man hatte ihm die Hand gedrückt.

„Die Funktion des Automaten“, der Begriff setzte sich bei ihm fest. „Nur die Konstruktion übersteht die Zeit, die ist ewig.“ Immer wieder umkreiste er den Gedanken, er wurde einsam darin.

Er blickte nach Nierenstein; er stand im Kreise schöner Frauen, die ihm mit einem hingebungsvollen Lächeln zuhörten. Clarenbach konnte ihn nicht verstehen, er sah nur, wie sich seine Lippen bewegten. „Er ist unwirklich,“ dachte er, „wir alle haben mitgeholfen, ihn zu erzeugen. Jeder einzelne arme Teufel draußen hat Hand anlegen müssen. Warum?“

Aus einer kleinen untersetzten Gestalt kam die Stimme, das Gesicht war fett. „Mein Vertreter in London hat den Auftrag ausgeführt. Die Maschine ist intakt . . .“

Clarenbach wandte sich ab. Der Mensch, der Mensch . . . ist er auch intakt? Wer spricht von ihm?

Er ging durch die Säle. Überall das gleiche: Kostbar, kostbar. Das Lächeln der Menschen war Gold.

Eine Dame sagte zu ihm: „So seid ihr alle von

draußen, verloren. Hier ist die Welt. Kommen Sie zu mir . . ." Sie warf ihm einen Tag und eine Stunde hin und hing sich wieder lachend in ihren Begleiter ein.

„Ambrosius ist heute wunderbar." Eine üppige Frau sagte es, in ihrem schwarzen Haar glänzte ein Diadem.

Clarenbach schüttelt den Kopf, er war verirrt. Eine fremde Sprache hörte er, was wollten sie damit? Ambrosius war ein alter, kahlköpfiger Mann mit einem grauen Barte und gelben Zähnen. Oder war er nur ein Gleichnis?

Aus einer Ecke kam ein leise geflüstertes Wort zu ihm. „Der Goldwert . . .", er hörte den Rest des Satzes nicht mehr. Seide rauschte dazwischen. Die Luft war schwer, überladen.

Clarenbach wurde das Atmen schwer. Gold, davon hing alles ab. Recht hatten sie, die falschen Weisen der Vergangenheit. Gold wollten sie machen, nichts anderes als das. Darauf baut sich alles auf. Diese Herrschaft ist ewig. Nur Systeme kann man stürzen, das Fundament bleibt. Blut fließt, die Freiheit rast, der Hunger tobt, alles nur Knechte, Söldner. Übergänge, sonst nichts.

Er ging auf eine Gruppe zu.

Der alte Diplomat sagte: „Sie beleidigen das Kapital. Sie sind maßlos in allem. Daran werden sie zugrunde gehen. Wilson ist ausgezeichnet, famos, nur in Amerika macht er sich nicht gut. Apostel und Betrüger . . . gutes, altes Rezept."

Man lächelte, Nierenstein trat hinzu. Man machte ihm ehrerbietig Platz.

„Nichts von Politik, meine Herren, das ist Straßenlärm, sie werden sich müde schreien. Steine schmeißen nur Fenster ein, ein Goldstück kann man über Grenzen

werfen." Er war wieder wo anders. Seine schleimige Stimme entzückte eine berühmte Schauspielerin.

Der Diplomat sagte: „Ich gebe es zu. Der Krieg wäre nie ausgebrochen, wenn Nierenstein unser Gesandter in London gewesen wäre."

Man wußte nicht, ob es Scherz oder Ernst war. So war das Lächeln höflich.

Der Bergwerksbesitzer Friedmann sagte trocken, alles wandte sich ihm zu:

„Die Freiheit ist Betrunkenheit, nichts anderes. Sie müssen geschunden werden, dann vergessen sie und sind glücklich."

Clarenbach ging weiter. Waren es Worte, waren es Wahrheiten? Er wurde irre. Gab es ein Weltenantlitz oder tausende Gesichter? Jede Straße, jedes Haus, jeder Mensch trug ein anderes Bild in sich. Wer hat die Gewalt zu sagen: Das ist das Richtige. Ihr alle müßt euch nach dem einen formen. Gab es eine wirkliche Freiheit? Sie hatten gekämpft und gelitten dafür, sie würden wieder kämpfen und leiden dafür. Das Leben war unvollkommen, aus brüchigem Material, daran scheiterte alles. Nur Kompromisse haben Bestand. Er sehnte sich nach Einsamkeit, nach der stillen, wunschlosen Ruhe. So ging er unter den Menschen.

Der kleine, quecksilberne Professor Morgenthal schob den Arm in den seinen. „Ich sehe Sie düster, Freund Clarenbach. Sie haben unrecht, wenn ich auch Ihre Gründe nicht kenne. Ambrosius ist uns gnädig," er kicherte.

Clarenbach freute sich der Begegnung. Der alte Arzt war berüchtigt durch seinen Witz.

Er war der Hausarzt der Millionäre. „Ich verstehe ihre Krankheiten," pflegte er zu sagen. „Ich bringe

sie jedem mit, wie er sie braucht, das ist das Geheimnis der Beliebtheit."

Er betrachtete eine Weile Clarenbach, dann schüttelte er den Kopf. „Ich sehe, Sie wundern sich. Das ist das gefährlichste, was der Mensch tun kann. Das wirkt auf die Leber, auf die Galle, auf das Herz. Das Ergebnis ist dabei Null. Daher ungesund und unfruchtbar. Also wozu?"

Clarenbach sagte gezwungen: „Ich muß mich erst wieder einfühlen."

Der Professor wurde lebhaft.

„Nee, nee, das sitzt tiefer bei Ihnen. Das alles irritiert sie. Die goldene Ader . . . Man hat ein soziales Herz, vielleicht auch erst entdeckt beim Buddeln in der Erde. Ich will Ihnen etwas sagen: Wenn man ganz genau weiß, daß der und jener", sein Finger stieß mehrmals in die Luft, „nur mehr Monate oder höchstens ein Jahr zu leben haben und eine Handbewegung von ihnen noch jetzt Tausende von Existenzen in Bewegung setzt, so gewinnt alles eine andere Bedeutung. Der Kerl, der jetzt für ihn schuftet, wird fröhlich einen Humpen Bier saufen, während ihn bereits behaglich die Würmer verdauen. Die Arterienverkalkung ist die höhere Gerechtigkeit, sie gleicht alles aus. Und der Erfolg der sogenannten Freiheit? Die Arterienverkalkung wird zum Volke heruntersteigen. Sie wird populär werden. Das ist alles."

Clarenbach lachte. „Dieser Gesichtspunkt ist mir neu. Helfen Sie dem ab. Erfinden Sie ein Mittel gegen diese Krankheit."

Morgenthal hob beschwörend die Hände. „Um Himmelswillen, sagen Sie so was nicht laut. Meine schöne Praxis. Übrigens müßte ich dann eine andere Krankheit erfinden. Die Herrschaften brauchen das." Er

flüsterte ihm ins Ohr. „Nur nicht die Natur für dumm halten. Die ist pfiffig. Unser braver Ambrosius ist ein Waisenknabe dagegen."

Clarenbach sagte belustigt, ärgerlich: „Wo man hinhört, Ambrosius und wieder Ambrosius. Ich finde schon diese Zusammenstellung furchtbar. Ambrosius Nierenstein . . ."

Morgenthal schüttelte den Kopf. „Sagen Sie das nicht, junger Freund. Das ist Rindsbraten mit einer Göttersauce. So ist der ganze Mensch."

„Und davor sollen wir uns beugen . . ." Clarenbach lehnte sich auf.

„Revolutionär", Morgenthal sagte es bekümmert. „Der Mensch muß sich beugen, wie er essen und trinken muß. Nur braucht er Abwechslung. Jede Revolution ist eine Stoffwechselkrankheit." Clarenbach winkte lachend ab.

„Es ist so, nichts anderes. Zuerst beugt man sich vor dem Kaiser, dann vor Herrn Nierenstein, dann vor dem sogenannten Volke, schließlich vor dem Pöbel und dann beginnt man wieder von vorne. Es ist ein Kreis. Nur glaube ich, auf die Dauer geht es nicht ohne Nierenstein, wir werden ja sehen."

Er sprang plötzlich vom Gespräch ab, sein Blick lief in ein anderes Zimmer. „Kennen Sie die blonde Dame dort? Gesunde Rasse, Zuchtobjekt."

Clarenbach folgte der Richtung. Er erschrak. Das war . . . nein, nein, er täuschte sich, wie sollte sie plötzlich herkommen?

„Sie kennen Sie . . ." forschte hartnäckig Morgenthal.

Clarenbach stotterte: „Nein . . . nur eine Ähnlichkeit . . . ich weiß wirklich nicht."

Morgenthal war fort. Ein stattlicher Herr mit gerötetem Gesicht sprach auf ihn ein.

„Arterienverkalkung," dachte automatisch Clarenbach, dann blickte er wieder ins Zimmer. Das war die goldene Haarkrone. Die fremde Frau sprach mit Zehlen. Sein hartes Gesicht war liebenswürdig, ein seltener Zug an ihm. Nur den Schimmer einer Wange sah er, es war die gleiche Kopfhaltung.

„Wie lächerlich," dachte Clarenbach, „mitten unter festlichen Menschen auf der Lauer zu stehen und einer Einbildung nachzuhängen."

Das polnische Städtchen lag irgendwo im Dunst, da reichte nicht einmal der Gedanke hin. Wo lag die Verbindung zu Ambrosius Nierenstein? Paris, London, Neuyork, hatte es nicht Zehlen gesagt? Er war auf einem sich drehenden Globus eingeladen. Wer weiß, wo er jetzt grade sich befand. Irgendwo war ein Winkel, wo einmal ein Stück von ihm verbrannt war. Wann? Vor hundert Jahren. Dazwischen lag die Gefangenschaft. Das war kein Wort, das war die Anhäufung von Minuten, Stunden, Wochen, Monaten, das war ein ungeheurer Berg, wer wußte noch, was jenseits davon lag. Es war ein wildes Feuer gewesen, der Körper war ausgedörrt, wie dürres Gras. Sie hatte Wärme, so berauschend weich, man ging unter darin. Wie die Wange dort . . . seine Hand zitterte leicht.

Ein Wort streifte ihn. „Kronen kann man zertreten, aber nur die Form wird zerstört, der Goldwert nicht. Dieselben Hände heben sie wieder demütig auf. Die Anbetung bleibt, darauf kommt es an."

Er sah dem Sprecher nach.

In ihnen lag die Sicherheit. Es gab kein Grübeln, kein Erinnern, das Gefühl war eingefaßt mit einem goldenen Reif. Die Männer trugen es gleichgültig wie einen Anhänger an der Uhrkette, die Frauen wie

ein Medaillon mit Diamanten besetzt um den Hals. Es gab kostbare Schatullen dafür, zu denen man ein kleines Schlüsselchen in der Börse trug. Das war das Richtige. Der Weg mußte spiegelblank sein, nicht die geringste Unebenheit, alles war ein Hindernis. Goldasphalt . .

Ein kleines Zimmer mit blauen Tapeten war es. Die Polster waren kühl und wurden dann heiß von ihrem leisen Stöhnen. Wozu die Erinnerung. Das war nicht er, er hatte die Geschichte eines anderen erlauscht, an einer fremden Tür gehorcht. Alles um einen zarten Wangenschimmer.

Er riß sich gewaltsam zusammen. Höhnisch dachte er: ich will Nierenstein fragen, welche Aktien man kaufen soll. Kapitalsanlage, das ist der Mensch.

Das polnische Städtchen war schmutzig, nichts anderes. Ich bin fertig damit. Mit einem letzten Blick in das Nebenzimmer wollte er gehen. Goldbaden, wie die anderen.

Nierenstein beugte sich über die fremde Frau. Sein weißer Bart berührte die nackten Schultern, Clarenbachs Gesicht verfinsterte sich. Ein Gefühl der Eifersucht wurde in ihm rege. Er haßte diesen Goldkoloß. Alles, alles gehörte ihm. Er mahnte sich zur Ruhe. Die Frau hob lächelnd den Kopf. Er erkannte Natalie.

Das waren die blauen Augen, diese feuchten, sich bietenden Lippen. Nierensteins Gesicht war schmatzend. Zerstreut verlor sich Clarenbach in der Menge.

Bei Tisch war er einsilbig. Wußte sie, daß er hier war? Hatte sie ihn bemerkt? War das alles ein Zufall?

Seine Dame sagte nachsichtig, es klang spitz: „Doktor Clarenbach, Sie vernachlässigen mich."

Sein Gesicht verzog sich höflich. „Ich habe soeben über eine Erfindung nachgedacht."

„Ah," sagte die Dame. Sie liebte das Vertrauen, sie war stolz darauf. Sie dachte an ihren Montag von fünf bis sieben. Es gab eine Anregung. Ihr Lächeln war bereit.

„Man müßte ein Mittel erfinden, einen Gedanken zu verbrennen."

„Autodafé ... Mittelalter," warf die Dame geläufig dazwischen.

„Nein, nicht so. Lebendige, eigene Gedanken. Wie man Leichen verbrennt."

„Oh ... oh ..." sagte sie. Der Hummer war rosig, das Silbermesser blinkte.

Clarenbach fuhr unbeirrt fort. „Man bekommt dann saubere Urnen. Tadelloser Zimmerschmuck. Es wäre vieles leichter. Verstehen Sie so etwas?"

„Ach Sie ..." sagte sie nur, ein Diener schob sich mit einer Platte dazwischen.

Er blickte zu Natalie hinüber, sie saß am Ende der Tafel. Das war ihre Hand. Wie oft hatte er mit diesem sonderbaren Ring gespielt. Er ging ihr nicht vom Finger.

Der Hummer hatte tückische Glotzaugen, er schien lebendig. „Arterienverkalkung", dachte Clarenbach.

Die Tischdame sagte: „Kennen Sie den Koch von Ambrosius? Er besitzt eine eigene Villa und hält sich ein Reitpferd."

„Warum nicht," sagte er ernsthaft, „das Pferd gehört jetzt in die Küche."

Sie schmollte. „Mit Ihnen ist heute nichts anzufangen."

„Wissen Sie, wann mein Gestern war?"

Ihr Gesicht sagte: Was kommt da wieder.

Er dachte kurz nach. „Juli 1914. Die Zeit ist betrunken, sie hat ihre brave Stundeneinteilung vergessen."

„Ach ja, der Krieg," sagte sie, „und dann auch . . .", es klang so wie: fatal, diese Spitzen passen nicht zu dieser Seide.

Woher sie Zehlen kannte? Mit welcher Aufmerksamkeit er sie umgab. Das war sonst nicht seine Art.

Das blaue Morgenkleid hatte sie gut gekleidet . . .

Er hörte: „Die Staatsmänner hängen alle an Golddrähten, halten Sie unser Gold für schlechter?"

Er wandte sich wieder an seine Dame. „Glauben Sie, daß jetzt auch in Paris, Boulevard Opéra Nr. 17, die Zahl hat keine Bedeutung, Fasan herumgereicht wird? Oder schätzen Sie auf etwas anderes."

Sie sagte gedankenlos: „Sie sind köstlich."

„Wie der Fasan, es gibt keine Unterschiede," Messer und Gabel herrschte.

Er suchte Natalie. Sie lachte, er hörte es nicht, spürte es nur. Jetzt mußte man ihre Zähne sehen. Er berührte leicht seinen Hals, als glühte dort eine rote Spur.

„Ambrosius Nierenstein . . .", so andächtig kam das Wort zu ihm, als hätte jemand inbrünstig „Vater unser . . ." gesagt.

Ob noch so viele Blumen in ihrem Garten blühten. Es waren rauschende Farben, jeder Monat trug andere Fahnen. Es paßte nicht in die einfältige Stadt. Wer an dem schlanken Eisengitter vorüberging, warf einen Blick hinein. Neugierig war alles, man durfte nichts verbergen. Überall pfiffige, wissende Augen. Das war häßlich.

„Wo sind Sie jetzt wieder?" Seine Dame war mit ihm nicht zufrieden.

Einer schönen Frau sagt man Schönes. Das war ein Gesetz, mehr als das, ein Gebot. Sie neigte sich zu ihm. Er sah ihre Brust. Weiß und üppig schlummerte

sie hinter Spitzen. Er wandte den Blick fort. Auch das Fleisch war aufreizend. Goldklumpen ... Die Begriffe vermischten sich.

Ambrosius saß dort wie ein Götzenbild. Man war bei einem Opferfest. So war es. Rasch leerte er sein Glas Champagner.

Ihr Auge ließ nicht locker, war von buhlender Eitelkeit.

Er wurde übermütig. „Sie haben Recht. Ich war ein Stummer, jetzt will ich reden."

Er pries ihr Haar, ihre Augen, ihren Mund, nahm die kühnsten Bilder zu Hilfe.

Sie wehrte lachend, geschmeichelt ab, sagte „Schmeichler und Lügner", fühlte ein feines Prickeln, ihre Brust erwachte unter Spitzen. Auf dem goldenen Eislöffel lag ein rotes Klümpchen.

Clarenbach dachte: Wie eine große Bonbonnière war das Zimmer. So süß durchschwängert. Oder hat man das alles anders gespürt? Er sah plötzlich ein Herz vor sich, ein Seziermesser lag daneben.

Er sagte ernsthaft: „Glauben Sie, daß es ein Unterschied ist, wenn derselbe Mensch in Lackschuhen oder kotigen Stiefeln sagt: Ich liebe dich?"

Sie sah ihn von der Seite an. „Man merkt, daß Sie lange in Gefangenschaft waren, Doktor, ihr bringt alle etwas mit", ihre kleine Nase war indigniert, „etwas sagen wir Abgesprungenes ... Die Politur ... das läßt sich übrigens leicht in Ordnung bringen."

Er sagte gehorsam: „Ich will mich zur Ausbesserung geben."

Sie fuhr fort: „Ihre Frage kann ich aber nicht beantworten. Ich habe bei diesen Worten immer vergessen, dem Mann auf die Füße zu sehen." Er küßte ihr artig die Hand.

„So ist es recht, man wird Sie schon erziehen."

Träge dachte Clarenbach: ich hätte auch ein Glas an die Wand werfen können. So sinnlos ist alles. Man muß nur Aufsehen vermeiden, aalglatt zwischendurch schlüpfen.

„Die Valuta ...", ölig klang die Stimme. Er fing das Wort auf.

„Der Wert ... meine Gnädigste, man darf darüber nicht nachdenken, man muß Valuta sagen, dann wird man verstanden."

Sie antwortete ihm nicht, es würde sich schon legen. Ach ja, der Krieg ...

Er blickte wieder zu Natalie hinüber. Sie reichte Zehlen die Trauben. Diese Bewegung kannte er, so rund, weiblich, sich schenkend. Warum ihm gerade jetzt der österreichische Rittmeister einfiel. So stramm wie ein Hahn, man hätte ihm die Federn ausrupfen können. Was aus ihm wohl geworden war? Er krähte irgendwo; so was kräht immer.

Er hörte wie Professor Morgenthal sagte: „Die Gesundheit, Verehrtester, ist auch nur eine Einbildung. Glücklicherweise wenig verbreitet."

Ambrosius Nierenstein erhob sich.

Die Säle füllten sich wieder. Ein erwärmtes Rot lag auf den Gesichtern. Satte Menschen kommen einander näher. Die Stimmen klangen heller, das Lächeln war ermutigender, die nackten Schultern glänzten.

Clarenbach stand im Rauchzimmer und kaute an seiner Zigarre. Eine Nüchternheit überfiel ihn, ein plötzliches Erwachen war es. Was wollte er noch hier, wozu war er gekommen? Das Sprechen und Lachen kam zu ihm, wie das gleichförmige Summen einer Werkelmusik. Das war ein Film, den man an ihm vorbeitrieb. Alles war unwirklich, draußen war das

Leben, das lockende, stöhnende. Er gehörte zu denen, die litten. Nur diese können helfen.

Er mußte arbeiten, ringen, schaffen. Nicht für diese hier. Das Leid kommt nicht zu ihnen. Eine Welt löst sich darin auf, sie bleiben unberührt davon. Seit Jahrtausenden das gleiche Spiel. Nur die Kleider ändern sich. Gold hat ewig den gleichen Glanz. Zieht sie splitternackt aus, hängt ihnen eine Toga um, gürtet sie mit einem Lederwams und Kettenhemd, putzt sie anmutig mit einem französischen Spitzengewande. Was ändert sich daran? Es bleibt immer das Fest des Reichen. Die Gloriole des Goldes. Das ist ewig. Gold sinkt in Blut nicht unter, steigt immer wieder daraus hervor. Auch darin liegt ein Sinn. Der Menschheit ist eine Grenze gesteckt, die Barriere ist aus Gold.

Sein Werk war für die anderen, für die Tausenden. Er erkannte klar: Es gab zwei Welten. Die eine des Leidens, die andere der Gewalt. Der Mensch trägt die eine, das Gold die andere. Wer sie vermischen will, muß scheitern. Man kann den Kopf vom Leibe trennen, aber niemals den Glanz aus dem Golde reißen. Nur Phantasten und Blinde können glauben, daß diese beiden Welten ineinander greifen. Er gehörte zur Welt des Leidens, er mußte lindern.

Aus schwerer, üppiger Luft rang er sich los. Eine Heiterkeit fühlte er, als hätte er aus einem geheimen Buche eine tiefe, alte Weisheit erfahren.

Er winkte Professor Morgenthal zu, der ihm mit seinen lustigen Augen zu sagen schien: Der Wurm sitzt in jedem drin, frißt ihn auf, aber nur die fette Hülle. Der Kern bleibt. Wieder wird daraus ein aufgedunsenes, rotes Gesicht mit gierigen Fuchsäuglein. Ambrosius Nierenstein ist unsterblich. Oder hatte er selbst so gedacht . . .

Er ging durch die überfüllten Säle. Totes und Lebendiges war nur mehr ein einziger Körper. Er war ein Fremdling auf einer unbebauten Insel, der Besucher einer rätselhaften Schaubude, darauf stand in großen Lettern geschrieben: Hier ist zu sehen das lebendige Gold. Ambrosius Nierenstein war der Führer. Er hörte seine satte, näselnde Stimme: Viel tausend Jahre alt, ist es noch so jung wie am ersten Tage. Und da war es ein Riese. Er lächelte über seine Vorstellung.

Er war allein hier, hatte gesehen und erkannt. Er wandte sich zur Tür. Natalie fiel ihm wieder ein. Sollte er sie suchen. Zögernd blieb er stehen. Sein Auge versank in Lachen, Scherzen, Flüstern. Nein, die Zeit war vorüber. Was sollte er ihr sagen? Es lag soviel dazwischen. Damals und jetzt, dazwischen lag ein tiefes Loch, man mußte sich über ein Grab die Hand reichen. Es war ein toter Abschnitt, welke Blätter lagen am Boden, es war Herbst. Man soll dem Zufall nicht helfen, seine blinde Herrschaft war klug.

Mit einer raschen Bewegung suchte er den Ausgang. Eine wohlbekannte Stimme hielt ihn auf.

„Michael Clarenbach . . .“ Natalie Luttarinsky streckte ihm die Hand entgegen.

Er neigte sich darüber. Das Blut schoß ihm ins Gesicht.

Zehlen unterdrückte eine Frage. Nierenstein faßte ihn beim Arm. „Nur für einen Augenblick.“ Zu Natalie: „Ich wollte Gast bei mir sein, um nicht von Ihrer Seite zu weichen.“ Seine Augen liefen über ihren Körper. Er verschwand mit Zehlen.

„Giftfabrik“, dachte Clarenbach, er wußte nicht, warum ihm gerade dieses Wort einfiel.

„Komm,“ sagte Natalie.

Automatisch folgte er ihr. In der Marmorhalle legte er ihr den Pelz um. Er spürte den Duft ihres Haares, den Hauch ihrer Schultern. Er schloß die Augen und dachte nicht weiter. Schweigend ging er neben ihr her. So verließen sie das Haus.

Der Tiergarten war still und schwarz. Clarenbach blickte sich um. Die Villa Nierenstein leuchtete wie eine lodernde Fackel grell in die Nacht hinein. Es kam ihm jetzt alles so sonderbar vor, so fremd, losgelöst von ihm selbst. Das brennende Haus dort, die schweigende Nacht und auch diese Frau. Sie waren beide mit Kleidern behängt, mit grübelnden Gedanken, die Luft strich zwischen ihnen durch, sie waren jeder für sich abgeschlossen. Aber eine Erinnerung band sie, die war atemlos, voll verzehrender Nacktheit. Es war schwer, den Ton zu finden. Eine Scham mußte erstickt werden, eine beharrliche Scheu überwunden. Natalie begann. Sie sprang in das Gespräch herein, unvermittelt, ohne Übergang.

„Ich will nichts und wünsche nichts, ich glaube, es ist wichtig für dich, daß du es weißt."

Er nickte zerstreut und dachte nur: ihre Stimme hat den gleichen Klang.

Sie fuhr fort: „Ich habe meine Verhältnisse sauber gemacht und beginne wieder."

Ihm fiel ein: richtig, sie hatte einen so wilden Kerl zum Mann, der sie täglich mit Haut und Haaren verschlang, immer nur gierig, hungrig, sonst nichts. Dann kam der Krieg und der Tag, wo er vor ihrem Fenster stand . . . weiter gingen seine Gedanken nicht.

Er sagte automatisch: „Du bist jetzt geschieden."

Sie nickte. „Du könntest mich auch fragen: warum ich grade nach Berlin komme." Er wehrte ab.

„Ich weiß, du tust es nicht. Aber wozu darüber

schweigen. Wir haben einmal über alles gesprochen. Du hast mich die Offenheit gelehrt."

Er sah sie an, dann blickte er auf die entlaubten Bäume, die düster schliefen. Als wollte er alles erklären, Ungefragtes erdrücken, sagte er: „Ich war zwei Jahre in Gefangenschaft."

Sie streckte sich mit einer jähen Bewegung. „Du mißverstehst mich, Michael. Ich habe keine Forderung, so habe ich es nie aufgefaßt. Ich war mir von Anfang klar darüber. Und dennoch: Die Zeit mit dir möchte ich nicht aus meinem Leben streichen. Mehr als das. Ich will daraus erst das Neue für mich wachsen lassen."

Er dachte: Sie war ein Weibchen, nicht mehr. Saß in einem putzigen Käfig und trillerte behaglich, unbekümmert, alles mollig, warm. Durch die Gitterstäbe mußte er zu ihr klettern.

Er hörte nur verschwommen, wie sie sagte: „Du hast mich die Sehnsucht gelehrt, nach dem, was außerhalb ist. Nie hat jemand früher zu mir gesagt, du bist ein schönes, blondes Tier. Den Rest der Nacht habe ich damals geweint, haltlos, so von innen heraus, wie man nur zum erstenmal nach seinen Kindertagen weinen kann. Du hast es nicht gemerkt, ich war am nächsten Tag wie sonst."

Er sagte: „Ich wollte dir nicht wehe tun", es klang förmlich, lächerlich. Er biß sich auf die Lippen.

Sie dachte unbekümmert, heiter: „Du machst Konversation. Vielleicht hast du Recht, nach einem Abend bei Nierenstein . . .", er fühlte ihren Spott.

Fast heftig sagte er: „Niemand kann das verstehen. Nur wer es erlebt. Man ist plötzlich da, aus einem Nichts, schlimmer als das, aus einem Grab hervor. Man steht allein, schwankend, unsicher. Nun stürzt es von allen Seiten auf einen los. Man muß kämpfen.

Hundert Fragen auf einmal, woher willst du die Antworten nehmen", sein Gesicht war verstört.

Sie sagte gut: „Ich frage dich nicht, Michael. Ich will auch nicht, daß du mich nach etwas fragst. Etwas ist vorbei. Jeder hat daraus genommen, was er braucht. Darüber muß er nicht Rechenschaft geben."

Er wurde ruhig. „Du bist so vernünftig," sagte er.

Sie lächelte verstohlen. „Daß uns der Zufall schon so bald zusammenführte . . . es war unvermeidlich. Besser so. Die erste Aussprache ist peinlich, aber notwendig . . ."

Er staunte. Wie sicher sie geworden war, ein richtiger Mensch. Er freute sich daran. Er sagte herzlich: „Vielleicht ist es gut, Natalie, daß du gekommen bist."

Sie überhörte das Wort. „Ich bin jetzt frei. Daheim wurde es mir zu heiß. Unser Land berauschte sich an seiner jungen Freiheit, wurde betrunken. Es ist zu häßlich, ich kann nicht mit. Brutal und schmutzig. Man sieht auch nicht das Ende. Ein roher Parteienhaß vernichtet alles. Die Freiheit ist nur ein Vorwand, ein Fetzen Tuch, an dem sie herumzerren. Dort konnte ich nicht atmen. So bin ich fort."

Er hörte aufmerksam zu. Die Entwicklung Polens interessierte ihn, er hatte ein Stück schweren und schönen Lebens dort verbracht.

„Überall ist Gärung. Du mußt mir mehr davon erzählen." Sie nickte und zwang sich zu einer sachlichen Nüchternheit.

„Ich habe Berlin zum Aufenthalt gewählt . . .", ein leichtes Stocken, „ein Deutscher hat mich aufgeweckt, darum erhoffe ich etwas von Deutschland", trotzig fügte sie hinzu, „übrigens war die Wahl nicht groß. Wien, München, Berlin . . . Ich will hier meine Stimme ausbilden lassen, vorläufig ohne jede Absicht. Ich will

mich selbst fühlen und bin neugierig, furchtbar neugierig.“ Sie atmete auf. Es war ihr nicht leicht gefallen. Hinter den ruhigen Worten brannte es.

Er dachte an ihre Stimme. Süß und weich waren ihre Lieder. Das hatte ihn zuerst gefesselt. Einen anderen Menschen hatte er daraus geahnt, den hatte er hervorgelockt. Über alles Schwüle, Sinnliche lag die Zärtlichkeit ihrer Stimme.

„Ich möchte wieder von dir Schumann hören,“ sagte er verträumt. Er war nicht mehr in der großen Stadt, es war nicht mehr eine tote Herbstnacht.

Sie schwieg. Gewaltsam verbarg sie sich. Auf verborgene Augen hielt sie die Hände, sie durften sich nicht öffnen. Vor dieser Stunde hatte sie gezittert. In einsamen Stunden schreiend sich danach gesehnt und davor gebangt. Und jetzt? Alles war erfroren. Die Zeit tötet, die Stadt tötet, Einsamkeit und Lärm tötet. Alles stirbt. Sie hüllte sich fester in ihren Pelz.

Er faßte plötzlich ihren Arm. „Was kann ich dir jetzt geben?“ Seine Worte waren eindringlich, bittend.

Sie schüttelte den Kopf. „Nichts mehr. Du hast mir viel gegeben, viel mehr als du ahnst“, leicht und fröhlich, „das blonde Tier hast du getötet, das ist sehr viel.“

Er wollte sich verteidigen. „Harmloser Spott.“ Ihr helles Lachen überschüttete ihn. „Sie ist jung, so frisch jung,“ dachte er. Er sah es plötzlich und kam sich schwerfällig vor.

„Und du?“ Sie hatte sich wieder frei gemacht. „Du fragst nur immer, forschst . . . dich selbst verschließt du. Wer bist du überhaupt jetzt? Ich weiß es nicht.“

Er ging auf ihren leichten Ton ein. „Heut Nacht war ich bei Ambrosius Nierenstein geladen. Ein namenloser Trabant. Du mußt mich an einem hellen Tage fragen.“

Das Brandenburger Tor tauchte auf, groß und mürrisch, die Stadt nahm sie auf. Graue, steinerne Häuser drängten sich hervor. Die Nacht hatte ein anderes Antlitz. Eine geheime Verbindung riß; sie spürten es beide.

Vor dem Hotel Adlon blieb sie stehen. „Nur noch für wenige Tage; ich habe bereits in einer Pension gemietet.“

Er war steif. Plötzlich war es ihm, als hätte er sie soeben auf der Straße getroffen und suche nach einer passenden Begrüßung. Er fühlte den leichten Druck ihrer Hand, den leisen Duft ihres Haars, dann war er allein.

Verwundert blickte er sich um. Er hatte soviel fragen wollen, nach dem und jenem. Alles mögliche fiel ihm ein. Hatte er wirklich mit Natalie gesprochen? War nicht alles Einbildung, sie und das goldene Haus des alten Schachers Ambrosius, die Freiheit, der bohrende Glaube an das Gute, alles, alles. Eine Unruhe war in ihm, die ihn ziellos umhertrieb. Die Nacht war lauernd, etwas Tückisches lag in ihr.

Er wandte sich dem Tiergarten wieder zu, die Einsamkeit mußte ihn beruhigen. Er wollte nicht den eigenen Unfrieden in sein Heim bringen. Er dachte an Rita. Ein heißes Verlangen trieb ihn zu ihr, darüber lag ein Zögern und Besinnen. Nicht zu deuten wußte er es. Nach dem Weibe sehnte er sich, in ihr mußte er erst den Menschen finden, noch war er ihm fremd. Die scharfe Luft tat ihm wohl. Von seinen Gedanken fiel das Erregte, sie klärten sich.

Er übersann die Nacht. Ein glühend roter Vorhang, dahinter tauchten Gestalten auf, alles nur Symbole. Auch Natalie. Sein Leben schritt über sie hinweg, einer höheren Region zu, versank in einem kostbaren

Geheimnis. Nichts durfte ihn aufhalten. Ein heilig und gebrechlich Gut hielt er zwischen den Händen, er mußte darauf achten. Niemand durfte daran stoßen. Es gehörte Mut dazu und Kraft, zwischen den Lärm hindurch.

An der Villa Nierenstein kam er vorbei. Die Lichter waren verlöscht, der Mond leuchtete in die Scheiben. „Irgendwo in einem Winkel sitzt Ambrosius jetzt, jagt Zahlen durch sein Hirn, um sie bei Tagesanbruch in die Welt herauszuhetzen." Er lachte über sich selbst. „Nein er schläft in einem himmelblauen Bett und schnarcht abscheulich, seine gelben Zähne blecken. So sehen menschliche Gewalten aus." Die Vorstellung befriedigte ihn.

Das Leben wurde wirklich, alltäglich. Die breite Straße war ausgestorben. Die Festesfreude verpufft. Raketen, nichts als Raketen.

Ein hallender Schritt ließ ihn aufblicken. Ein verspäteter Gast, ein gleichgültiger Spaziergänger, was kümmerte es ihn. Nur ein paar Augen erhaschte er. Die Gestalt verschwamm in der Nacht.

Starr sah ihr Clarenbach nach. War er überall? Wer war er? Was wollte er? Spielte der Zufall mit ihm, oder war seine Einbildung überhitzt.

Die Gestalt war verschwunden. Es gab keine Verbindung zwischen ihnen. Er wehrte sich, jemand wollte ihm an den Leib rücken. Die Nacht war stumm, nein, es war nichts. Er war überreizt.

Diese gierigen Augen . . .

Er zerschlug sein Denken. Den Kragen hoch aufgeschlagen, ging er mit großen Schritten fröstelnd heim.

* * *

Rita Clarenbach sagte: „Diese Bronzefigur gefällt mir. Nur hat sie einen Fehler. Sie sieht wie die Freiheit aus. Das stört mich."

Der alte Antiquitätenhändler Bernfeldt schüttelte bedächtig den Kopf. „Gutes 17. Jahrhundert, es steckt der Geist eines Cellini darin."

Linda Marwitz lachte. Sie fand es furchtbar amüsant, mit Rita in einem solchen Laden herumzustöbern. Wenn sie auch nichts davon verstand. Die Dinge waren kostbar, das genügte. Sie bewunderte Rita. Moritz Marwitz sagte einmal zu ihr: „Du bist nur ihr eleganter Schatten, nichts anderes." Sie hatte nur die Nase gerümpft. Sie machte sich nichts daraus, was ihr Mann sagte. Überhaupt: so war es gut, jeder hatte seine Interessen.

Rita stand vor einer kleinen geschnitzten Schatulle. Sie sagte hochmütig: „Das ist mir gleichgültig. Ich suche nur immer meinen eigenen Geist im Alten. Dem stöbere ich nach. Das reizt mich; wo ich ihn finde, das gehört mir."

„Auch ein Standpunkt," sagte Bernfeldt bekümmert.

„Wozu mag sie wohl gedient haben?" wandte sie sich an den Antiquitätenhändler.

Dieser fuhr mit seiner haarigen Hand zärtlich darüber. „Eine feine Dame aus dem sechzehnten Jahrhundert wird darin ihren Schmuck verschlossen haben."

Sie sah Linda an. „Findest du nicht, daß unser Schmuck zu zierlich, zu gebrechlich für eine solche Schatulle ist. So kokottenhaft." Sie haßte modernen Schmuck.

Linda sagte leichtsinnig: „Ich liebe das Funkeln." Sie fand die Schatulle häßlich.

„Ja, du . . ." Rita war wieder wo anders. „Dieses Bild ist abscheulich."

„Es ist gut," sagte Bernfeldt und machte kleine, zwinkernde Augen.

„Kann sein, aber ich hasse nackte Frauen auf Bildern. Der Maler will immer irgend etwas damit aus-

drücken. Das stört mich. Ja, Nacktheit an und für sich malen, das wäre etwas. Aber ich weiß nicht wie."

„Es ist eine gute Schule."

Sie zuckte die Achseln. „Ich will nichts lernen." Linda fand die Antwort imponierend.

Rita hatte ein Stück golddurchwirkten Brokats um den Arm gelegt. „Sehr schön, wenn man nur die Vorstellung los würde, daß sich dahinter einmal ein schwitzender Priesterrücken geduckt hat."

„Es hat alles seine Seiten," sagte philosophisch Bernfeldt.

Er kannte die Kunden. Fünfzig Jahre alte Dinge an neue Menschen bringen, da erkennt man die Zusammenhänge. Man kam auf so vieles. Hier half kein Überreden. Da mußte sich etwas austoben. Das war das Schöne an den toten, ehrwürdigen Dingen. Sie hatten ein gleichmäßiges Leben. Man wurde ruhig, lernte das Warten. Es lag Sinn drin. Die junge Frau würde schon wieder ihren richtigen Tag haben. Er liebte solche Kunden, auch ihre Launen. Nichts ist fehlerfrei, nichts Totes und nichts Lebendiges. Besser als diese neumodischen Reichen. Sie warfen ihm ein Stück Geld hin und zogen mit der Ware ab. Wie man Würste kauft oder einen Stoff. Gott bewahre, daß man sich an dem Geld versündigte, das war gut und schön, aber Freude, nein, Freude machte ein solches Geschäft nicht.

Rita hatte da und dorthin geblickt, rasch etwas in die Hand genommen und es ebenso wieder beiseite gelegt, dann warf sie den Kopf trotzig zurück. „Nein, es wird heute doch nichts Rechtes daraus. Ich will etwas und will wieder nichts, ein andermal."

Bernfeldt nickte. „Man soll zu dem Antiquitätenhändler mit einem ruhigen Gemüte kommen."

„Wie in die Kirche," spottete Linda.

„Wie in die Kirche," wiederholte er ernsthaft.

Rita reichte ihm die Hand. „Ich finde nichts, das kränkt mich."

„Es kommen wieder andere Zeiten", es klang wie ein Trost.

Auf der Straße sagte Linda: „Du bist heute nervös."

Rita hob die Achseln. Sie spürte, wie es durch den Körper lief, unruhig, sprunghaft, bis in die Fingerspitzen. Das war nicht von heute. Wie sollte man darüber klar werden?"

„Ich hasse es, wenn man mir eine Signatur aufdrückt," sagte sie. Linda schwieg.

Sie gingen den Kurfürstendamm entlang. Eine sichere Vornehmheit war in ihnen. Abschätzende Männerblicke folgten.

Linda Marwitz war zierlich, ein Puppengesicht mit einem Stumpfnäschen. Sie dachte nicht viel nach. Aber soviel war klar: Seit Michael zurück war, war eine Veränderung mit ihrer Freundin vorgegangen. Schließlich erklärlich. Sie hatte die Lebensweise Ritas nie verstanden oder eigentlich nie recht daran geglaubt.

„Ich beneide dich," sagte Rita unvermittelt. Linda machte erstaunte Augen. „Bei dir ist alles selbstverständlich, so furchtbar natürlich. Du liebst deinen Mann, du betrügst deinen Mann . . ."

„Ich weiß nicht, bei welchem Punkt ich widersprechen soll," sagte nachlässig Linda.

Rita machte eine wegwerfende Handbewegung. „Es kommt bei all dem nicht auf die Tat an, sondern was man sich dabei denkt."

„Ich bin keine philosophische Natur," sagte gleichmütig Linda.

„Du und Moritz, ihr kommt eigentlich sehr gut miteinander aus?“

„Du tust plötzlich so, als wenn du mich seit gestern kennen würdest,“ sagte Linda ein wenig gereizt.

Ritas Gesicht rötete sich. „Vielleicht ist etwas daran. Stell dir vor, du entdeckst morgen Eigenschaften an dir, die dir bisher unbekannt waren. Das wäre doch möglich. Wir sind doch noch nicht so alt. Dann beurteilst du alles verändert, dich, die anderen, alles . . .“

Linda hörte daraus: Ich bin wütend. Sie fragte: „Hast du mit Michael Streit gehabt?“

Rita lehnte sich auf. „Du hättest ebensogut fragen können, ob ich mit meiner Schneiderin unzufrieden war. Was hat das damit zu tun? Ich wollte etwas von dir wissen, aber du weichst mir aus.“

„Ich verstehe dich nur nicht,“ sagte Linda.

„Du bist auch nie aus deinem Geleise gekommen. Moritz war dem Vaterlande unentbehrlich, du durftest ihn behalten. Man soll einer Frau nie Zeit zum Nachdenken lassen. Sie verirrt sich, entweder körperlich oder geistig, ich weiß nicht, was schlimmer ist.“

„Du bist überreizt,“ sagte beruhigend Linda.

„Ach, verschone mich mit diesem banalen Hausmittelchen. Vielleicht irgendwohin aufs Land fahren, als brave Tochter zu den Eltern, oder zu dem schönen Doktor Marheim gehen, der sich langsam über seinen blonden Bart streicht, einem tief in die Augen blickt und sagt: Alles Übel der Frau kuriert sich immer aus einem Punkt, entweder zu viel oder zu wenig. Wenn auch mit anderen Worten. Ich danke dafür.“

„Vielleicht stimmt es in diesem Fall,“ sagte gelassen Linda.

Rita erregte sich. „Ich habe keine andere Antwort erwartet. In unseren Kreisen dreht sich alles darum.

Ich bin ein dummes Landmädl gewesen. Du hast keine Ahnung, wie mich das verblüfft hat.“

„Man hat es dir nicht angemerkt,“ sagte ironisch Linda.

„Weil ich mich versteckt habe. ‚Nur nicht auffallen‘, ist der Leitspruch meiner Frau Mama; das habe ich von ihr. Glaubst du, ich weiß nicht, wie man mich genannt hat: Die jungfräuliche Frau, die einen mit Achtung, die anderen mit Bosheit. Charaktersache. Ich war vier Monate verheiratet und vier Jahre wartende Witwe. Das ist unsinnig, lächerlich. Und jetzt? Es soll alles so sein, als wenn nichts gewesen wäre. Familienleben unter der Tischlampe. Ein süßes Frauchen. Ich bin nicht fertig, Linda, ich finde keinen Übergang, verstehst du das?“

Linda sagte brav: „Ich will mich bemühen“, sie musterte eine Dame, die ein auffälliges Kleid trug.

Rita lächelte über sich; sie hatte diese Art, sich zu behandeln. Sie blätterte in diesen vier Jahren wie in einem Bilderbuch.

Der Abschied: Man hatte ihren Leib zerschnitten. So war der Schmerz. Man konnte ihn nirgends festhalten. Er sprang aus jeder Stelle heraus, willkürlich, unberechenbar. In den vier Monaten vorher hatte auch nur der Leib die Freuden empfangen. So litt auch er. Die Tränen kamen nicht aus den Augen, sondern aus dem Körper.

Die Briefe: Eine wilde Zärtlichkeit kam zu ihr, zitternde Arme, die sich nach ihr ausstreckten, dahinter aber stand der Tod. Überall sah sie ihn. Zwischen jeder Zeile tauchte er auf. Das Gesicht des Mannes verwischte sich. Sie starrte in hohle Augen. Wenn sie las: Ich liebe dich, wußte sie nicht, ob noch Leben in den Worten war. Sehnsucht und Entsetzen zerrissen sie.

Sie suchte seinen Körper, ihre Hände wollten kosen. Sie verspürte eine eiserne Rüstung, ein Visier verbarg sein Gesicht. Ein Held kämpfte. Sie spürte etwas Kaltes, Fremdes. Sie verlor den Geliebten.

Die Gesellschaft: Ein tolles Maskenfest, erst heiter unbekümmert, dann voll rasender Lust. Man tanzte über Gräber hinweg, trank fremdes Blut. Sie hatte sich gewehrt und war dann hineingeglitten. Es war der Untergang, der reizte, man hatte es im Gefühl. Alles floß aus neuen Quellen, man trank, trank ... Es gab keine Grenzen, nur hungriges Wünschen und gieriges Erfüllen. Etwas brach in ihr zusammen, ein Deckel fiel darüber. Sie lachte und tanzte.

Der Mann: Er umschlich sie, enger und enger. Wo sie war, war auch er. Sie zog ihn hinter sich her; sie haßte ihren eigenen Geruch, daran mußte es liegen. Er witterte sie überall. Er sprach von Bildern und Büchern und sagte: Zieh dich aus und gib dich mir. Er sprach von Politik und Krieg und sagte: Ich will dein Fleisch haben. Er sprach von Liebe und sagte: Ich bin ein Mann, du bist ein Weib, komm. Auf der Straße riß er ihr die Kleider vom Leibe, im Salon tastete er sie mit den Händen ab. Die Gier lief um sie. So verlor sie auch die Liebe.

Die Gefangenschaft: Ein Warten, ein Hineindämmern in eine unbekannte Ewigkeit. Eine Trauer und Hoffnungslosigkeit kam zu ihr. Der Held war verschwunden. Ein Märtyrer sah sie mit blinden Augen an. Wer war es? Ihr Stolz wurde zu Mitleid. Das war nicht gut. Man wurde müde. Eine fremde Feindseligkeit stieg auf. Gegen wen? Die Welt war mit Gitterstäben umgeben, man stieß sich daran. Sie suchte die Freiheit.

Zum Schluß ein kurzer Text von fremder Hand.

Vier Jahre in bunten Bildern. Die Liebe ist darin und die Sehnsucht. Die Erwartung ist vorüber, was ist die Erfüllung? Das Buch hatte noch leere Blätter.

Linda wurde das Schweigen peinlich. Sie sagte bescheiden: „Ich glaube, du denkst über Dinge nach, die sich von selbst lösen. So war es wenigstens immer bei mir. Aber ich bin oberflächlich. Glaubst du nicht, daß das ein Vorteil ist?"

Rita ergriff herzlich den Arm der Freundin. „Du bist klüger als ich. Wir sind beide unklar. Nur sträube ich mich dagegen, das ist dumm. An meinem Hochzeitstage sagte Mama zu mir: Die Ehe ist ein Heiligtum, man muß sie als solches nehmen. Nicht daran rütteln, nicht darnach fragen, nur dran glauben.

Papa aber sagte: Du springst auf ein Roß. Wie es auch muckt und bockt. Schenkel anlegen. Oben bleiben und gute Figur machen. Das ist die Ehe. Wem soll ich nun glauben? Ich muß versuchen, selbst darauf zu kommen. Bis jetzt weiß ich nicht, ob die Ehe ein Beruf, eine Bestimmung oder eine Gewohnheit ist. Eigentlich amüsant. Als Kind aber habe ich das Rätselauflösen nie gemocht. Jedes Alter hat seine Launen. Ich will alles zu mir kommen lassen. Ich hasse das Drängen."

Linda sagte: „Du könntest einen auf Gedanken bringen . . . Es ist ein Glück, daß ich zu nichts Zeit finde."

Rita hörte die Antwort nicht mehr. Sie stand vor einer großen, glänzenden Auslage. „Glaubst du, daß mir dieses Fraise stehen würde?"

Im angeregten Plaudern darüber setzten sie ihren Weg fort. Begehrliche Bewunderung folgte.

Am Abend sagte Rita zu Michael: „Ich wollte schon lange dich etwas fragen. Hast du schon einmal über die Ehe nachgedacht?" Er sah sie erstaunt an.

„Ich habe über dich nachgedacht," sagte er gut.

„Darin scheint der große Unterschied zu bestehen," meinte sie nachdenklich.

Er hob fragend den Kopf.

„Du findest keine Zusammenhänge. Ich habe mit Linda Marwitz über soviel Dummheiten gesprochen."

Er griff zerstreut nach einem Buche. „Es ist eine furchtbare Arbeit," sagte er unvermittelt. Seine Gedanken waren im Laboratorium.

„Ja, das ist es," sagte sie. Sie erhob sich.

In der Nacht fanden sie sich wieder.

* * *

Das blasse Gesicht hatte wieder etwas Farbe angenommen. Simon Bardach trocknete sich den Schweiß von der Stirne.

„Es war nur ein vorübergehendes Unwohlsein. Ich danke Ihnen." Er wollte sich erheben.

„Ruhen Sie noch ein wenig aus," sagte Clarenbach freundlich.

Bardach lächelte verlegen. „Das kann man so schwer."

„Er ist verschüchtert," dachte Clarenbach.

Bardach entschuldigte sich. „Ich bin in den Tumult hineingekommen, ich weiß nicht recht wie. Oder habe ich mich selbst dazu gedrängt. Ich bin jetzt immer so unruhig. Dann die Menge, die Hitze, das Geschrei ... Auch habe ich einen Schlag gegen den Kopf gespürt. Das kann aber auch Einbildung sein. Mir wurde schwarz vor Augen. Wenn Sie nicht gewesen wären ..."

Clarenbach machte eine abwehrende Bewegung. „Sie sind mir aufgefallen. Ich habe Sie im Aufzug zu mir gebracht. Es schien mir das beste. Irgendein Fremder hat geholfen."

„Ja, ja ..." sagte Bardach bedrückt, „ich bin Ihnen zur Last gefallen."

Clarenbach antwortete darauf nicht. „Ich bin selbst auf dem Wege hierher von diesem Umzuge überrascht worden, konnte nicht mehr ausweichen. So hat es immerhin etwas Gutes gehabt," fügte er höflich hinzu.

„Die Straße trägt jetzt viel," sagte Bardach, seine schwarzen, feuchten Augen waren unruhig. „Alles Gefühl wälzt sich darüber, man kann dem nicht mehr ausweichen."

Clarenbach war von den Worten gepackt. Die Stimme hatte etwas Wehes, Schwingendes. Er vertiefte sich in das Gesicht des Fremden. Ein rötlicher Bart fiel über weiße Lippen. Das Gesicht eckig. Wirres, braunes Haar über einer hohen Stirne. Die Augenlider leicht entzündet. Der Kopf unverhältnismäßig groß für die schmächtige, fast dürftige Gestalt. Unschön, war das Ergebnis. Körper und Geist leben in einem Mißverhältnis.

Bardach fühlte dieses Urteil, er sagte unvermittelt: „Man läßt nicht alle Menschen wachsen", sein Blick fiel in das Laboratorium.

„Ich bin Chemiker," sagte Clarenbach.

„Forscher," sagte andächtig Bardach.

„Man kann es auch so bezeichnen. Ich suche."

Bardach sagte leise, es war nicht für Clarenbach bestimmt: „Alle suchen, alle . . ."

Clarenbach dachte nach. Das Gesicht schien ihm bekannt. Er wußte, daß dieses hier ihm fremd war, aber ähnliche hatte er gesehen, sie waren an ihm vorbeigehuscht wie Schatten. Plötzlich dachte er an den kleinen Kaufmann in dem galizischen Städtchen, bei dem er kurze Zeit gewohnt hatte. Ein ähnlicher Blick, verprügelt, nur in diesen Augen lag noch Schwärmerei, Sehnsucht. Damals hatte er nur die fremde Rasse empfunden, unbehaglich, fernliegend, erst später hatte

er sich ein Verständnis erzwungen, ohne wirkliche, innere Teilnahme.

„Ich will wieder gehen. Ich will Sie nicht stören. Das hieße eine Güte ausnützen. Es ist schön und wohlig bei Ihnen, so anders. Ich bin das nicht gewohnt. Man kann auch von der Ruhe schwindlig werden." Bardach stand linkisch vor Clarenbach und wagte ihm nicht die Hand zu reichen.

Jetzt war es Michael klar. Hatte er nicht gleich die Betonung erkannt, das eigentümliche Singen der Stimme. „Sie sind Pole?"

Das Gesicht Bardachs verzerrte sich, seine Stimme war heiser. „Ich will nichts mit diesem Volke zu tun haben, nie, nie mehr. Ich hasse dieses Volk", er zwang sich zur Ruhe. „Verzeihen Sie meine Heftigkeit, aber es ist noch alles zu neu in mir, zu blutig." Leise fügte er hinzu: „Ich bin Jude, da ist es gleichgültig, wo die Wiege stand. Die gibt es nicht. Man wird geboren, ganz gemein in irgendeinem Winkel geboren."

Clarenbach sagte beruhigend: „Ich kenne Ihr . . .", er verbesserte sich rasch, „das Land. Ich war lange Zeit während des Krieges in Galizien."

Mühsam beherrschte sich Bardach. „Sie kennen es nicht, Sie hätten es jetzt sehen müssen", sein Gesicht wurde grau. „Damals haben sie sich geduckt, sind gekrochen. Das Militär hat Ordnung hineingebracht, aber dann . . .", er brach ab, seine Augen waren unruhig, fanden keinen Halt.

„Es liegt vielleicht ein anderes Temperament in dem Volke, uns Deutschen ist manches nicht verständlich", Clarenbach wollte über das Gespräch hinwegkommen.

Bardachs Finger spielten unruhig. Clarenbach hatte Mitleid mit ihm. Etwas war zerstört in diesem Men-

schen. Er mußte an die verbrannten, durch Geschosse zerstörten Häuser Galiziens denken. Nackte Mauern, die aus dem Schutt hervorstanden, ausgehöhlt, ohne Inneres, tote Wände. So war auch dieser Mensch, man hatte ihn ausgebrannt, eine leidende, klagende Hülle. Er sagte und wollte helfen:

„Überall ist Bewegung, die Oberfläche ist unruhig, man muß abwarten."

Bardach hob scheu den Kopf. Er wollte etwas gewaltsam zurückhalten, es war ein Kampf, er unterlag. Seine Augen begannen zu zittern, sein Gesicht zerriß, als schnitten Tränen breite Rinnen darin.

„Dort sind keine Menschen, es sind Bestien, feige Bestien. Über Greise, Frauen und Kinder haben sie sich gestürzt. Sie haben gemordet, nein geschlachtet. Es war kein Gefühl in ihnen, nichts, gar nichts, das vergossene Blut war stinkende Jauche für sie. Sie haben hineingespuckt, mit kotigen Absätzen zersetzten Leichen ins Gesicht getreten. Sie haben wehrlose, unschuldige, flehende Menschen in ihre armseligen Häuser getrieben, in den geweihten Tempel, haben einen Käfig daraus gemacht und dann Feuer gelegt und sind dabei gestanden, singend und johlend, sie haben gewartet, bis das Wimmern und Schreien verstummt war. Sie haben den Geruch verkohlten Menschenfleisches eingeatmet, sie haben gierig daran geschnuppert . . . Tiere . . . Tiere. Sie dürfen rasen, zerfleischen, ihr Maul ist blutig von unserem Blut. Wer hindert sie daran? Wer fragt nach uns? Wer sind wir? Was sind wir? Menschenfleisch, wehrloses Menschenfleisch, wehrlos . . ."

Seine Stimme war gellend, als riefe ein Mensch um Hilfe. Er fiel erschöpft in den Stuhl zurück, seine Finger waren krampfhaft verspreizt.

Clarenbach war erschüttert. Ein Herz war vor ihm

aufgebrochen, er sah seine Zuckungen, es floß Blut daraus. Was konnten seine Worte geben? Es mußte verrauchen, selbst zur Ruhe kommen. Wie hatte Natalie gesagt? Ihre Freiheit hat sie betrunken gemacht. Kühl und verächtlich klang es. Eine Dame geht vorbei und rafft das Kleid zusammen, um nicht daran zu streichen. Aber hier. Haß und Leidenschaft war es, ein Mensch war darin ertrunken.

Bardach sagte jetzt hilflos: „Es hat aus mir herausgeschrien. Verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht belästigen." Clarenbach ergriff seine Hand und drückte sie stumm.

Bardach atmete schwer auf. „Man muß sich beherrschen, ich weiß. Aber was wollen Sie, es rinnt aus einem, man kann die Hände nicht so fest darauf pressen, es fließt durch. Man müßte Steine darauf legen, aber wo gibt es diese ungeheuren Blöcke."

„Wir haben keine Vorstellungen," sagte Clarenbach, es klang wie eine Entschuldigung.

Er hatte manches über den Pogrom in Galizien gelesen, und war darüber hinweggegangen. Stumpf und gedankenlos. Ein Ton mehr in dem wirren Konzert des Weltgreuels. Dürftige Zeitungsnotizen. Über ein paar Minuten der Erschütterung hinweg, Verzweiflung und Tod, nur flatternde Fahnen, man geht weiter.

„Man wird blutblind," dachte er bitter. So weit war man jetzt. Er fühlte eine eigene Erniedrigung, als trüge er einen Teil der großen Schuld. „Schaden gutmachen!" Jeden Tag wurde ihnen das Wort zugerufen, daran sollten sie zugrunde gehen. Lächerlich, das waren äußere Werte. Wer macht den Schaden des Einzelnen gut, den inneren Zusammenbruch, wer fragt nach diesen Werten, wer will sie aufbauen? Da saß einer vor ihm, in dem war alles zertrümmert, wer kommt dafür auf, wer, wer? Man ruft nur Hände, Füße, Leiber

zur Arbeit, nicht die Menschen. Eine Erregung war in ihm, die ihn unruhig aufstehen ließ. Aus dieser Not fand er nur gleichgültige Worte, das Schwere blieb in ihm, löste sich nicht los.

„Sie bleiben jetzt in Berlin?“

Bardach sah ihn verwirrt an, als hätte ihn die Frage überrascht.

„Ich bin jetzt hier, mehr weiß ich nicht. Ich bin nicht daheim. Bleiben, da steckt Ruhe darin, habe ich ein Recht darauf? Meine Eltern sind tot, meine Schwester . . .“, er schloß einen Augenblick die Augen, dann fuhr er ruhig fort: „Sie wissen, wie solche Geschöpfe in einem Pogrom sterben, wenn sie jung sind . . .“

Clarenbach starrte ihn an. Es lag ein irres Lächeln auf seinem Gesichte, als hätte man es aus einem fremden Antlitz gerissen und auf ihn geworfen. Die scheinbare Gleichgültigkeit, mit der er sprach, wirkte erstarrend. Er erfror in einer eisigen Kälte.

„Ich bin entflohen. Sie halten mich für feig, Herr. Ich hätte mich auf einen dieser Strolche werfen sollen, er hätte mir lachend den Schädel eingeschlagen. Oder mich in das brennende Haus stürzen sollen, um mit ihnen zu verbrennen. Vielleicht . . . vielleicht bin ich feig. Man sagt es ja unserer Rasse nach. Ich habe dann ihre Leichen gesehen, verkohlt. Stellen Sie sich das vor. Das soll Vater und Mutter sein, es ist eine schwarze, zerbröckelte Masse. Wenn Sie atmen, fährt Ihnen die Asche ins Gesicht, ihre Asche.“ Seine Stimme war monoton.

Clarenbach fuhr sich über die Stirne. Es war ihm, als träumte er. Ein Schicksal. Aus der Straße war es zu ihm gedrungen, zufällig. Ein Schwindelanfall, das war die Ursache. Aus einer Menge heraus, ein Einzelwesen. Und die Menge selbst? Aus wie vielen

Schicksalen bestand sie? An wie viele streifte er täglich? Atome, kranke Atome. Sein Laboratorium kam ihm lächerlich vor. Man müßte etwas finden, das den Haß der Menschen heilt. Man bekämpft Krankheiten, hascht nach neuen Mitteln, schreibt Preise aus. Wer bekämpft den Haß? Nein, man pflegt ihn, feiert ihn durch blutige Spiele, veranstaltet gewaltige Meetings. Hatte er nicht selbst vier Jahre dabei mitgewirkt? Er mußte sich durch Sachlichkeit aus diesen kreisenden Gedanken befreien.

„Ich habe von schweren Parteienkämpfen zwischen Polen und Ukrainern gelesen.“ Er spürte die Unehrlichkeit dieser Worte, wurde sich ihrer Roheit bewußt. Sagt man zu einem schwer Fiebernden: Deine Krankheit ist ein interessanter Fall?

Bardach lachte kurz auf. „Das ist für uns gleich. Der eine sagte: Jud, stirb; der andere sagt: Jud, krepier. Und beide nehmen. Wir sind nichts. Haben keine Heimat, kein Haus, kein Kleid. Wir sind Hunde, die man einmal streichelt, aber zumeist mit Fußtritten davonjagt.“

Ein Bild enthüllte sich Clarenbach. Es war an einem heißen Augusttage gewesen. Sie waren auf dem Vormarsch durch ein kleines galizisches Städtchen gekommen. Nur Ruinen waren es, Reste von Wohnstätten von schauriger Einsamkeit. Da und dort stieg noch schwacher Rauch auf. Ein brenzliger, süßlicher Geruch lag über alles, es war unerträglich. Die Cholera wütete in der Gegend. In den Straßengräben lagen verkrampfte Leichen. Mitten unter Trümmern stand ein Herd, darin brannte ein kleines Feuer. Eine Judenfamilie drängte sich darum. Fetzen umhüllten Krankheit, Hunger, Furcht und Verzweiflung. Nirgends sah man Leben, nur hier flackerte es, eng zusammengekauert

um das armselige Herdfeuer. Er hatte zu ihnen gesagt: Was wollt ihr hier noch. Ihr müßt fort, hier geht ihr zugrunde. Der alte Mann mit den erloschenen Augen hatte auf die Trümmer gewiesen: Herr, es ist unser Haus, unser Herd. Da war er stumm vorbeimarschiert.

Jetzt mußte er daran denken. Sie klammerten sich an die Heimat, ein dumpfes, tierisches Gefühl hielt sie daran fest. Man jagte sie . . . Er hörte, wie brennende Häuser zusammenstürzten und sie unter sich begruben.

Bardach sagte demütig: „Freunde haben mir geholfen, hierherzukommen. Ich war auf der Flucht, immer auf der Flucht. Das bleibt an einem haften. Man sieht jedem Menschen anders ins Gesicht. Wir haben den bösen Blick."

Clarenbach sagte gepreßt: „Warum sind die Menschen blind?"

Bardach hörte es nicht. Sein Gesicht wurde lebhaft, die Augen groß und hungrig.

„Jetzt bin ich hier. Das ist das Volk, welches frei wird. Es hat Kräfte, es kennt sie selbst noch nicht. Von hier muß es sich ergießen über die Welt. Das alles ist nur ein Anfang, nicht mehr. Ein Zittern und Beben, die gewaltige Erschütterung kommt erst, das ungeheure Bersten. Dann will ich dabei sein. Diese mageren Arme müssen mitwälzen helfen, dieser schwache Leib wird sich anstemmen, aus diesem Hirn wird Feuer springen. Das Leben muß einen Sinn haben. Herr, ich suche diesen Sinn. Mein eigenes Leben hat keine Bedeutung. Ich selbst bin tot, aber die Hunderte, Tausende, die Millionen. Hören Sie sie schreien? Man kann nicht mehr daran vorbei . . ."

Er war in der Erregung aufgesprungen und streckte die Arme aus. Er war nicht mehr klein und häßlich,

kein armseliger Jude mehr, er war der erglühte Mensch selbst. Nur Farbe und Feuer. Aus diesem Holze schnitzt man Märtyrer.

Clarenbach hatte den Kopf tief gesenkt und sah zu Boden. Diese Erde war unruhig, sie verbarg etwas. Andere sahen, nur sein Blick war trübe. Was hatte Gudenar gesagt, wovon hatte Zehlen gesprochen? Jeder sah das gleiche von einer anderen Seite. Für den einen Gesetzlosigkeit als Sprungbrett seines Ehrgeizes, für den anderen freche Meuterei das Signal zum eigenen Kampf. Und für diesen hier? Befreiung, gottgleiche Seligkeit. Und für alle? In die funkelnden Augen Karenows sah er plötzlich. Ihn schauderte.

Er sagte hart, er wollte weh tun: „Es drängt sich alles hinzu, fremde Menschen graben auf unserem Grund."

In Bardach verlöschte das Leuchten. Seine Beredsamkeit war erschöpft, er stammelte und war wieder hilflos.

„Verzeihen Sie ... Ich danke Ihnen ... Man schreit plötzlich, das kann doch vorkommen. Man will es gar nicht ... Es schreit ..." Seine zuckenden Finger suchten etwas zu erklären.

„Ich habe nicht Sie gemeint," sagte Clarenbach gequält, er schämte sich.

Bardach schaute verloren um sich. „Ich bin Ihnen lästig gefallen, Herr, ich weiß. Was kümmert Sie der Jud ... Wenn Sie sich jetzt auch dagegen wehren. Innerlich ist es, da kommen Sie vielleicht selbst nicht hin. Aber ich muß Ihnen etwas erklären. Sie haben mir geholfen." Seine Stimme sank zu einem Flüstern, wurde geheimnisvoll. „Wenn ich einen Auflauf auf der Straße sehe, muß ich mich hineinstürzen. Ich kann nicht anders. Wenn sie mich auch zertreten würden.

Ich glaube immer: Jetzt beginnt's, das ist entscheidend. Ich muß dabei sein. So eine schwarze Menschenmenge ist etwas Geheimnisvolles für mich. Ich sehe nicht die Einzelwesen, nur die Gesamtheit, das Ungeheuerliche. Seit damals, wissen Sie, Herr ... damals ist das Furchtbare geschehen. Aus diesem körperlosen Koloß ist der Tod herausgesprungen, jetzt muß das Wunder geschehen, das Leben muß daraus kommen, die Freiheit ... Vielleicht ... Ich sage Ihnen ja, mein Leben selbst hat keinen Wert. Ich muß nur dabei sein. Das ist der Sinn."

Wohin führt dieses Leben? dachte Clarenbach. Er sah eine Blutlache. Über einen armseligen, zuckenden Körper ging ein brausender Menschenstrom.

„Ich laufe in den Straßen umher, überall. Ich suche, ich suche ..." beharrlich wiederholte er das letzte Wort.

„Sie versprechen sich viel," sagte Clarenbach. Der Fremde schien ihm gespenstisch.

Bardach nickte. „Ich bin nicht nach Berlin gekommen. Die Stadt ist mir gleichgültig, kalt, roh, verzeihen Sie, Herr ..."

Nur weiter, sagte eine Handbewegung Clarenbachs.

„Ich bin zur Revolution gekommen, zur großen Freiheit. Man hat mich vertrieben, ich bin nirgends. Ich muß eine Heimat haben. Ich muß die Erde erobern. Der Mensch kann ohne Heimat nicht leben. Ich hänge in der Luft, ohne Boden unter den Füßen. Stellen Sie sich das vor, Herr, jetzt und jetzt fällt man herunter und ist zerschmettert. Ich trage die Schmerzen an mir, immer, ewig. Davon muß ich mich befreien. Für euch ist es vielleicht nur ein neues Stück, eine Kraftprobe, ein Sprung, was weiß ich. Aber für mich: die Mensch-

heit muß frei werden. Die Revolution ist meine Heimat. Ich habe keine andere."

Bardach hatte Clarenbach vergessen. Es war ein Selbstgespräch. Das lange Schweigen schreckte ihn auf. Er stand auf.

„Nehmen Sie mir das nicht übel . . . Sie waren gut zu mir . . . ich bin allein, immer allein . . ."

Clarenbach hielt ihn nicht mehr. Er war müde. Zu lange war er in einer fremden Seele umhergeirrt.

Die Tür schloß sich.

Schwer erhob er sich. Ein böses Schweigen war um ihn. Aus der Tiefe stieg eine Finsternis auf, dicht, undurchdringlich. Wer war der Fremde? Ein Schatten, ein Mensch? Oder war alles nur ein Träumen, ein Mitschleifen unsichtbarer Ketten?

Er wollte arbeiten. Alles verwirrte sich. Seine Hände waren unsicher. Er sah wieder die dürftige Gestalt, aber ein anderer Kopf saß auf dem Körper. Hinter Brillengläsern funkelten böse Augen. Sein Atem ging schwer. Er war nicht frei, es stand jemand hinter ihm. Er machte eine jähe Bewegung, dann lächelte er mühselig.

Wie sagte der Fremde: Die Revolution ist . . .

Weiter kam er nicht. Er hörte das Krachen einstürzender Häuser und den gellenden Schrei eines Judenmädchens. Er lief auf die Straße.

Dort war der Alltag, so schien es ihm.

* * *

Das Haus lag im Norden Berlins, in einer der lärmenden und volkreichen Straßen. Es war eines der grauen, klotzigen Gebäude, ohne jeglichen Reiz, die Fenster gleichgültig in schmutziges Mauerwerk eingeschnitten, wie stumpfsinnige Augen. Clarenbach ging suchend die Straße entlang, bis er die bezeichnete Nummer fand. Er war unruhig, erregt, er wußte nicht,

was ihn hierhergetrieben hatte. Bei der Arbeit hatte es ihn behindert, eine fremde Hand hatte er gefühlt, seine eigenen Hände waren gelähmt. Mit Gewalt hatte er sich gezwungen, seinen festen Willen eingespannt wie ein störrisches Pferd. Aber aus jeder Retorte waren ihm die Augen entgegengesprungen, in jeder Flüssigkeit schwammen sie. Sein Laboratorium war erfüllt davon, er konnte ihnen nicht mehr ausweichen.

Sachlich wollte er sich die Unsinnigkeit dieser Vorstellungen beweisen, sein Denken durch Logik zur Ruhe bringen. Nur für kurze Zeit trieb er sich vorwärts, dann stockte er. Wenn er Befreiung suchend sich in das Gewühl der Straßen stürzte, fielen aus einer Ecke ihn plötzlich die stechenden Augen an, faßten unbarmherzig nach ihm, spinnenartige Riesenarme gingen davon aus. Es war ein läppischer Zufall, er wußte es, bewies es sich immer wieder, aber seine Erregung wuchs, wühlte in unklaren Zusammenhängen. Was kümmerte ihn dieser fremde Mensch? Gut, er war ihm einmal begegnet, die Erinnerung daran war peinlich, vielleicht auch quälend, aber was weiter? Dazwischen lagen Meilen, Berge, Flüsse, Seen, ungeheure Länder, wo war die Verbindung? Er war ein Mensch wie die tausend anderen, an denen man anstreift, mit dem unangenehmen Gefühl: Du gehörst nicht zu mir. Und die Augen . . . man muß darüber hinwegsehen. Aber sie kriechen, kriechen an einem empor, man muß sie von sich reißen, wie man häßlich, angeflogenes Getier mit Ekel abschüttelt.

Er hatte sich gewehrt, innerlich aufbegehrt gegen einen solchen Zwang, sich in seine Arbeit verbohrt, und wenn er glaubte zur Ruhe zu gelangen, dann riß sie plötzlich auseinander. Es war ein Flickwerk des Gefühls, er sah die Löcher, daraus starrte es ihm entgegen. Davon

mußte er frei werden. Die Einbildung zerreißen durch Nüchternheit. Manchmal hatte er in seinem Laboratorium aufgeschrien: Hoh, was wollen Sie, sagen Sie es doch frei und gerade heraus, wie es sich für einen ehrlichen Menschen schickt. Hm, das paßt Ihnen nicht, ehrlich . . . warum laufen Sie mir dann überall nach? Ich will arbeiten, ich habe keine Zeit, ich bin nicht so wie Sie ein . . . Niemand war im Laboratorium, der alte Diener hatte erstaunt die Tür geöffnet. Er hatte sich geschämt.

Mit verbissener Wut war er an den schillernden Röhren gestanden, aber sein Kopf war schwer, wie nach einem bösen Streit, in dem er unterlegen war. Eine Unsicherheit fiel ihn auf der Straße an, die Furcht, ihm zu begegnen, war quälend, mißtrauisch bog er um jede Ecke, sah ihn dort, wo er nicht war, überall . . . Es war ein unhaltbarer Zustand, Wenn dann die beiden Augen auftauchten, merkwürdig, er hatte nie die Gestalt aufgefaßt, als wären es zwei schwebende funkelnde Punkte, körperlos, dann war er innerlich schon so erschöpft, daß ihm jegliche klare Überlegung fehlte.

Einmal war er ihm nachgegangen, aber er hatte ihn im Gewühl verloren, oder war es eine Täuschung gewesen. Unmännlich war sein Empfinden, er überschüttete sich mit Vorwürfen, es war ein Streitzustand mit sich selbst. Er mußte sich befreien. So war sein Entschluß gereift, ihn aufzusuchen. Aus einer Unwirklichkeit heraus mußte er die Begegnung ins Alltägliche zwingen. Hier bin ich, was wünschen Sie? Ihre Augen sind mir gleichgültig . . .“

Clarenbach trat in den Hausflur. Ein dumpfer Geruch strömte auf ihn ein. Das Stiegenhaus war erfüllt davon. Aus all den verschlossenen Türen drang

er hervor, trug die Armut in sich. Gestockter Schweiß, aufgewärmtes Essen, schmutzige Bettwäsche, es war ein böses Gemisch, zudringlich hing es sich an die Kleider. Das Haus hat keine Fenster, dachte Clarenbach, die Luft kann nicht zu, es ist versperrt. Ratlos stand Clarenbach, er war umkreist von dem Gestank, in einen Wirbel gerissen. Ein kleiner Junge kam ihm entgegen.

Er fragte nach Karenow. Nur widerstrebend nannte er den Namen. Der Junge sagte: „Det is woll der Russe mit die einjeteppte Neese, drei Treppen hoch."

Die Gänge waren schmutzig, Tür an Tür, dahinter hörte man Stimmen, schrille und tiefe, sie schlugen an das braune Holz, stürzten auf den Gang hervor. Das Haus war erfüllt von einem undeutlichen Geräusch, wie verhaltener Streit hörte es sich an. Blasse Kinder spielten auf den Steinfliesen. Sie warfen kleine Bleikügelchen an die Wand und schnupperten gierig nach dem Küchendunst. Mit knarrenden Schritten kam ein Mann mit einer schwarzen Mütze und roter Krawatte an ihm vorüber, seine kotigen Stiefel hinterließen deutliche Spuren.

An der Türe war keine Namenstafel. Clarenbach zögerte. Warum war er gekommen, was hatte er in diesem Hause zu tun? Es beengte den Atem. Das war eine fremde Welt; tätiges Mitleid, das wohl, aber die eigene Person . . .

Er starrte auf die braune Tür. Dahinter war er. Zwei Augen . . . Nein, es war ein Mensch wie jeder andere, mit einem Körper, Händen, Füßen. Was sollte er ihm sagen? War es nicht lächerlich? Er suchte einen Satz festzulegen, einen Anfang. Es war nicht möglich. Er konnte ihn nicht zur Rede stellen, wofür denn, er würde ihm ins Gesicht lachen. Hilflos war er, verlassen, von allen Seiten lief der Lärm auf ihn

zu. Er raffte sich auf, sein Gesicht wurde finster. Es war notwendig. Er schlug zweifelnde Überlegung nieder.

Die Glocke war plärrend. Ein schlampiges Weib öffnete. Sie hatte ungekämmte, wirre Haare, trug einen groben, roten Unterrock und eine farbig unbestimmte Bluse. Dahinter war eine starke Brust, er sah den fleischigen Ansatz. Auf seine höfliche Frage wies sie auf die Tür. „Da drinnen ist er", sie schlug die Küchentür zu.

Clarenbach sah sich um: Ein breiter, roh gezimmerter Kasten, ein Stuhl mit einem zerrissenen Strohgeflecht, ein Kleiderrechen, daran hing ein Überrock und ein Hut. Clarenbach kam davon nicht los. „Sein Hut, sein Rock," dachte er, seine Gedanken liefen sinnlos um diese beiden Worte herum. Er riß sich los und ging unsicher auf die verglaste Tür zu. Ohne zu klopfen trat er ein. An der Schwelle blieb er stehen. Wortlos schaute er auf Karenow.

Dieser saß bei seinem Schreibtisch, blickte auf und erhob sich langsam. „Ich habe Sie erwartet, Doktor Clarenbach", seine Stimme war gleichmäßig, ohne Helligkeit.

Clarenbach faßte das Seltsame der Worte nicht auf. Er dachte nur: Das ist Fedor Karenow; eine riesige Menge war losgelassen, eine Menschenmeute.

Karenow wies auf einen Stuhl. Clarenbach stellte fest, unabhängig von sich selbst, es waren die Beobachtungen eines Dritten: Die Gestalt ist gedrungen, formlos, steinartig plump, der Kopf unabhängig von diesem Körper, wie gewaltsam darauf gestülpt. Das Gesicht war aufgeschwemmt, hatte eine ungesunde Zimmerfarbe. Der schwarze Bart lief schütter daraus. Deutlich unterschied er eine kleine Warze unter dem Kinn.

Clarenbach ermannte sich. „Mein Besuch muß Ihnen merkwürdig erscheinen", seine Worte kamen ihm lächer-

lich, verlogen vor. Was hatten diese einleitenden Phrasen mit der Sache zu tun. Es war kein Besuch . . . Diese verfluchten eingelernten Höflichkeiten. Marionette . . . er rief sich das Wort als Beschimpfung zu.

Karenow sagte: „Nicht im geringsten, ich wäre sonst zu Ihnen gekommen.“ Diese nüchterne Feststellung brachte Clarenbach aus der Fassung.

Er hatte sich in diesem dürftigen Zimmer an den Gedanken geklammert, daß alles nur Einbildung war, daß keine Verbindung zwischen ihm und diesem fremden Menschen bestand, daß sein Kommen unsinnig war, motivlos. Und jetzt? Karenow wollte zu ihm kommen. Er hätte ihn nicht empfangen, er hätte ihm die Türe gewiesen. Er hätte . . . er verwirrte sich leidenschaftlich in seinen Gedanken und übersah, daß er aus unbestimmten Gründen ihn aufgesucht hatte.

Karenow sagte höflich: „Es tut mir leid, daß Sie sich in eine so fremde Gegend bemühen mußten. Es ist nicht schön hier“, er sah sich mit einem spöttischen Lächeln im Zimmer um.

Clarenbach folgte unwillkürlich seinem Blick. Eine billige Mietwohnung, die Möbelstücke abgeschabt und verbraucht. Wie ein Durchhaus, dachte er, er wußte nicht, warum.

„Ich brauche diese Luft,“ sagte Karenow.

Vom Gang her drang Kindergeschrei ein. Clarenbach horchte, er war froh, etwas gefunden zu haben, woran er anknüpfte.

„Das Haus ist stark bewohnt.“

„Das Volk wohnt darin. Menschen nebeneinander ohne viel Zwischenraum.“

Eine schwere Pause.

Erzwungen begann Clarenbach. „Wir haben uns so oft auf der Straße getroffen . . .“

„Man muß sich treffen," sagte Karenow. Er ließ den näheren Sinn dieser Worte nicht erkennen. Sein Gesicht blieb unbewegt.

Clarenbach quälte sich. Er fand nicht den Weg zu diesem Menschen. Riesige Steine lagen dazwischen oder waren es funkelnde Augen von ungeheuren Brillengläsern umrahmt. Kröten unter einem Glassturz . . . er hatte das Gefühl, als griffe er in eine schleimige, glitschige Masse.

Karenow sagte unvermittelt: „Wir kennen uns, Michael Clarenbach. Damals, als die Häuser durchsucht wurden . . . übrigens haben Sie bei dieser Gelegenheit Ihre Freiheit erlangt."

Die Erinnerung trieb Clarenbach das Blut ins Gesicht. Er sagte: „Geplündert wurde, Feuer gelegt, mit dem Gewehrkolben wurden unschuldige Menschen niedergeschlagen. Mord und Diebstahl war es. Nichts anderes."

Gleichgültig sagte Karenow: „Ohne kleine Gewalttätigkeiten geht so etwas nie ab. Macht wird nur durch Macht gestürzt. Das ist ein Naturgesetz, man kann nicht darüber hinweg."

Dieser kalte Ton erschütterte Clarenbach. Er fühlte die gleiche Ohnmacht wie damals . . . Plötzlich waren die Posten fort. Das Lager war unbewacht. Ein wüster Lärm ringsumher. Er ging mit den anderen, wurde von ihnen mitgetrieben. Es war eine wilde Flut. Es war am frühen Morgen. Die Bürger schliefen noch. Bewaffnete Banden, mit dem Abzeichen an den Kappen, drangen in die Häuser ein, rissen Männer, Frauen, Kinder aus den Betten. Freiheit . . . Gleichheit . . . es lebe die Sowjet . . . Brüderchen, du hast Gold, du hast die Macht gehabt . . . Ein Kolbenschlag, ein Messerstich . . . Schreien, Stöhnen . . . Blut und wil-

des, betrunkenes Lachen ... Da und dort ein Feuerschein ... Sie nannten es die Ausgleichung, die Gerechtigkeit ... Die freigelassenen Gefangenen wurden jubelnd begrüßt. Trink, Bruder, bist auch ein Knecht, sollst ein Herr werden. Man warf ihnen etwas von dem gestohlenen Gut hin. Das Jammern wollte nicht aufhören. Frauen, Kinder ... Auf ihn war es losgestürzt, auf dieses Gesicht hier. Überall war es, in jedem Tumult, dort, wo das Geschrei zum Röcheln wurde. Stumm und wortlos und dennoch lenkend, die Augen waren der Befehl. Er hatte entsetzt ihn angeschrien: Herr, verhindern Sie das, reißen Sie Ihre Hunde zurück. Er hatte ihm nur zur Antwort gegeben: Das heilige Volk ist es. Rußland steht auf.

Karenows Stimme kam zu ihm.

„Ich habe Sie nicht vergessen. Wußten Sie das?"

Clarenbach schreckte zusammen. Sein Auge war in brennenden Häusern gewesen, sein Ohr bei stöhnenden Menschen. Er starrte Karenow an, als sähe er ihn zum erstenmal seit jenem Tag.

„Ich habe nicht mehr daran gedacht," murmelte er.

Karenow lächelte unmerklich. „Ihre Spur ist geblieben. Ich habe Sie gleich erkannt."

Clarenbach sagte unbestimmt, er wollte eine Gemeinschaft abschütteln: „Es liegt viel dazwischen. Dort war ich ein Fremder. Ich bin jetzt daheim."

„Es gibt keine Heimat, es gibt nur eine einzige große Welt. Die eine müssen wir zerstören, die andere aufrichten." Karenow sagte es eindringlich.

Was geht mich die Meinung dieses Menschen an, er soll mich damit verschonen. Er soll mir auf den Straßen nicht nachlaufen, mich nicht anstieren. Ich dulde die Belästigungen nicht mehr. Das alles dachte Clarenbach, überstürzt, hastig, laut sagte er nur: „Sie

sind wohl nur vorübergehend in Berlin. Ein sonderbarer Zufall."

Karenow warf die Lippen vor, gleich fetten, roten Würmern sprangen sie zwischen dem schwarzen Bart hervor, „Zufall . . . wenn es Sie beruhigt, warum nicht? Das Wort ist beschränkt, darum liebe ich es nicht."

Clarenbach wurde unsicher. Alles prallte an diesem Menschen ab, eine glatte, schillernde Schlangenhaut.

„Es gibt keine Grenze mehr. Rußland ist offen, ein fließendes Land. Nichts kann es mehr aufhalten." Karenow sagte es scheinbar ohne Zusammenhang, nebensächlich.

Was will er von mir, fragte sich Clarenbach. Er vergaß, daß er es war, der zu einer Aussprache gekommen war.

Karenows Finger schlug gleichmäßig auf die Tischplatte. „Eine sonderbare Gegend, in der ich wohne. Elend an Elend, wie Tür an Tür. Schon das Haus selbst, was? Aber das ist nicht das Sonderbare. Nur die Gewissenhaftigkeit der Armut, so pedantisch, selbstverständlich. Eine gelehrte Revolution, eine dekretierte Freiheit. Glauben Sie, daß es natürlich ist?" Wie in einer Hypnose hörte es Clarenbach. „Der Westen krankt an seiner Kultur, der Osten ist gesund." Karenow sagte es sachlich, wie ein Arzt einen schweren Fall erklärt.

Clarenbach lehnte sich auf, er durfte sich nicht ablenken lassen. Er mußte seine Freiheit wieder haben, ein Seil zerschneiden, und jetzt spürte er, wie man ihm eines um den Hals warf.

Er bewegte unruhig den Kopf. „Ich wollte Sie fragen . . ." begann er. Karenow sah ihm voll ins Gesicht.

„Ich weiß, ich weiß ... Wie oft haben Sie schon die gleiche Frage an mich gerichtet. Auch damals, nach dem Abend bei Nierenstein, im Tiergarten ...“

„Waren Sie es also wirklich?“ sagte erregt Clarenbach.

Karenow überhörte es. „Ein köstlicher Abend übrigens, nicht?“

Clarenbach verbarg sein Erstaunen nicht.

„Ich war natürlich nicht dort. Ich denke es mir nur. Wenn Sie einen Menschen sehen, so können Sie genau erraten, was er spricht. Sie können eine Unterhaltung führen, ohne seine Antworten. Ein amüsantes Spiel, üben Sie es einmal.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ Clarenbach fragte es finster, drohend. Er hatte sich mit eigenen Fäusten zurechtgestoßen, aufgerüttelt.

„Man muß seinen Körper nicht überall hinschicken. Das ist zu umständlich, zeitraubend. Ein altes System.“ Er überlegte. „Das war ein Beispiel im kleinen. Stellen Sie sich das im Großen, Ungeheuerlichen vor. Man ist nicht dabei und weiß es. Welche Maßregeln man da treffen kann, welche Mittel in Szene setzen. Der andere ist im Nachteil, hat keine Ahnung davon.“

„Ein medizinischer Prozeß. Die Infizierung. Mikroben wissen auch, welcher Körper aufnahmsfähig ist.“ Clarenbach sagte es verächtlich.

Karenow machte eine kurze Handbewegung. „Wir wollen nicht darüber streiten, die Praxis setzt sich über Vergleiche hinweg, mögen sie noch so geistreich sein,“ fügte er spöttisch hinzu.

Clarenbach erhob sich. Nein, er hatte mit diesem Menschen nicht zu reden. An diesen Augen hing ein Körper, wie jeder andere. Nüchtern betrachtet war es einer von Hunderttausenden. Man durfte ihn nicht herausgreifen. Er hatte einen Fehler begangen, daher

diese Kette von Fehlschlüssen, Irrtümern. Dieses Elendquartier, diese armselige Wohnung, bei hellichtem Tag besehen, sank alles in sich selbst zusammen. Es war unwürdig, sich an Zufälle zu hängen. Jetzt fühlte er sich überlegen. Nur fort aus diesem Geruch, er brauchte frische Luft. Er suchte nach einem Abgang.

Karenow sagte gleichmütig: „Ich begreife, daß Sie jetzt so denken."

Clarenbach sah ihn an, seine Sicherheit begann zu schwanken. Er fand keine Antwort, fürchtete sich zu verraten.

Karenow fuhr ruhig fort: „Es ist auch augenblicklich belanglos. Wir verlieren uns in Allgemeinheiten und vergessen das Wesentliche. Den Zweck Ihres Besuches." Er öffnete eine Schublade und überreichte ihm einen Brief. „Ein Zufall", er dehnte das Wort, „hat mich in den Besitz desselben gesetzt. Er ist von Doktor Berkow."

Clarenbach begann zu zittern, mühselig streckte er die Hand aus, er mußte sich setzen. Alles war zusammengestürzt, er saß zwei unerbittlichen, wissenden Augen gegenüber. Mehr sah er nicht. Was wußte er von seiner Vergangenheit, in welchem Verhältnis stand er zu Doktor Berkow?

Er stammelte: „Sie kannten Doktor Berkow?" Wieder dieses unmerkliche, huschende Lächeln.

„Man kann das nicht so recht sagen." Karenow sah über ihn hinweg. „Ich habe ihn nur als Leiche gekannt."

Clarenbach unterdrückte einen Schrei.

„Sie wissen doch, man kann da schwer einen einzelnen ausnehmen. Es ging etwas stürmisch zu. Die guten Leute übernahmen sich etwas. Man darf nicht vor-

schnell urteilen. Auch sagte man dem guten Doktor verschiedene Dinge nach, sicherlich nur Geschwätz. Ich selbst enthalte mich des Urteils über Nutzen oder Schaden solcher Entdeckungen. Sie kennen ja den Raum, eine richtige Hexenküche. Sie hielten es auch für Zauberspuk ... Als ich hinzukam, es sah wüst aus, alles zerschlagen und zertreten ... Das gute Volk, wie die Kinder sind sie ... Er war schon kalt, man sah die Kopfwunde gar nicht ... ich versichere Sie ... er machte einen friedlichen Eindruck ..."

„Hunde ... Hunde ...", immer wieder stieß Clarenbach das Wort hervor.

Karenow lächelte nur. „Ich kramte ein wenig in seinen Papieren, man lernt sehr viel dabei, da fiel mir dieser Brief in die Hand ... die Adresse ist doch richtig," er beugte sich vor, um sie noch einmal zu lesen.

Clarenbach verbarg den Brief rasch. „Ich danke Ihnen", seine Stimme klang unnatürlich, fremd.

Karenow machte eine bescheidene Abwehrbewegung. Clarenbach dachte nur: Ich muß fort, fort, ich ersticke hier. Schwerfällig erhob er sich. Er wollte noch irgend etwas sagen, eine Phrase, es hätte ihn erleichtert. Er brachte keinen Laut hervor. Es war auch gleichgültig. Formen hatten keinen Sinn, hier galten sie nicht mehr. Mit einem stummen Nicken ging er.

Er hörte noch die Worte: „Ich freue mich, Ihnen zu dienen, Michael Clarenbach", er hatte kaum Kraft, sich zu wehren.

Das Haus war dumpf und schwer. Wie in einer dichten Finsternis tappte er sich zurecht. Die Kinder spielten. Aufatmend stand er auf der Straße. Mit der Hand griff er nach der Brusttasche. Der Brief

raschelte. Er mußte zur Ruhe kommen, dann wollte er den Gruß des Toten lesen.

Er blickte sich noch einmal um. Alle Häuser schienen gleich, eine einzige, gewaltige graue Wand. Dahinter aber lebten diese gierigen Augen. Er erkannte das Haus nicht. Aus jedem Fenster blickten sie.

Er stieß sich durch die Menschen, sprang dann in einen Wagen und fuhr in betäubender Erregung der Stadt zu.

11.

Der Tag ist nahe

„Die Herren da oben pflegen und mästen sich. Bürgerliche Sozialisten. Es ist ein Hohn. Man müßte ein paar Kerle nehmen, sie mit Handgranaten ausrüsten und ...“, er blähte die Wangen und machte das Explosionsgeräusch nach, „mitten in die Gesellschaft herein. So ... so ...“, er schlug mit der Faust heftig auf den Tisch.

Bernhard von Winterstein antwortete nicht. Er ging in dem Zimmer auf und ab, blieb dann beim Fenster stehen, trommelte auf die Scheiben und blickte in den Hof. Ein paar magere Bäume standen darin, der Spätherbst hatte sie kahl gerupft.

Der andere erregte sich immer mehr. „Teufel, wir sind zu zahm, so kommen wir keinen Schritt vorwärts. Rücksicht ... Ich kann das Wort nicht hören. Wer hat mit uns Rücksicht gehabt ... He? Mit Blut muß man schreiben, Tinte stinkt, trocknet ein. Ein anderes Tempo, Sturmangriff ... die Bande hält die Hände hoch ... Wenn man selbst nicht so beisammen wäre ...?“

Winterstein stand, die Hände in den Hosentaschen, vor dem Schreibtisch. Eine geschmeidige Gestalt, hoch, mit katzenartigen Bewegungen. Sein Gesicht war ausdrucksvoll. Tiefliegende, umschattete Augen, sorgfältig gescheiteltes Haar, ein englisch gestutzter Schnurrbart saß über scharfen, dünnen Lippen.

Mit leichtem Spott sagte er: „Sie haben heute einen

wilden Tag, Leutenholz." Dieser ließ ein Knurren hören, wie ein gereizter Hund.

„Mit bloßen Worten kommen wir nicht weiter ... Ihr alle, jeder hat noch etwas anderes, wonach er hinterher ist, aber ich ... Verstehen Sie nicht, daß ein Mensch mit Pulver gefüllt sein kann ... soweit er überhaupt noch vorhanden ist ...", die letzten Worte waren nur mehr knirschend gemurmelt, kaum verständlich.

„Ja, ja ...", sagte Winterstein begütigend, „Karenow ist jetzt hier, es wird sich alles finden ..."

„Ja, Karenow, vorläufig auch nur ein Name, wenn auch mit großartigem Hintergrund. Ich will nicht mehr warten, mir reißen meine Nerven ..."

Leutenholz legte eine frische Lage weißen Papiers auf und begann zu schreiben. Er beugte seinen massigen Oberkörper weit vor, sein ungepflegter, strähniger dunkler Bart berührte das Papier, die Backenknochen standen spitz hervor, die Augen waren verkniffen. Manchmal fuhr er sich mit kurzen, dicken Fingern durch das braune Haar, das ihm in der Erregung immer wieder in die Stirne fiel.

Winterstein sah ihm eine Weile schweigend zu, dann setzte er seinen Marsch im Zimmer fort. Auch er hatte heute seinen unruhigen Tag, nur äußerte es sich anders. Eine würgende Verbissenheit war in ihm, sie kam nicht in Worten zum Ausdruck. Ein Ekelgefühl erfaßte ihn, vor allem, wie Schmutz klebte es am Körper, man konnte sich davon nicht befreien. Schon dieser Raum erregte ihn. Zwei roh gezimmerte Tische, ein paar Stühle, ein gebrechliches Regal mit Zeitungen, eine große Landkarte, das war alles. Er ging durch den nächsten Raum. Das Beratungszimmer ... Er verzog höhnisch den Mund. Ein langer Tisch mit zwölf

ungleichen Stühlen, wie sie der Zufall zusammengeführt hatte. Alles verwahrlost. Und dieser Mensch dort? Mit bösen Augen schaute er nach Leutenholz. Man hatte sie zusammengespannt, mit welchem Recht? Sie zogen am selben Wagen. Die Idee, die Idee . . . Man müßte einen Menschen aufschneiden, um in ihn hineinzusehen. Sonst ist alles Lüge. Darauf kam es an, geschickt lügen. Nur die Außenseite hat recht. Sogar selbst beurteilt man sich danach. War das nun Schwindel, oder die Grenzen der eigenen Erkenntnis?

Was war echt bei ihm gewesen? Der elegante Hauptmann oder jetzt . . . Er biß die Lippen übereinander. Vielleicht dazwischen. Die Raserei . . . Man muß den Menschen erst nackt ausziehen, dann hat er den richtigen Geruch und jetzt, hoppla, spring . . . Da zeigt sich's, wer ein Bock oder ein Lamm ist. Wenn einem zwei weiche Frauenarme um den Hals liegen, das kann einen niederziehen, tiefer als ein Zentnerstein an die Füße gebunden und, plumps, damit ins Wasser geworfen. Das Frauenzimmer hatte ihn soweit gebracht, jetzt war man ineinander verstrickt, jetzt gab es keine Lösung mehr. Ineinander gebissen, man spürte den Geschmack ihres Fleisches im Munde, man läuft damit herum, es gab kein Entrinnen mehr.

Einmal hatte er schon den Revolver in der Hand gehabt, damals, als sie ihm die Epauletten mit den Sternen herunterrissen, die verfluchte Spielgeschichte, das Frauenzimmer hatte ihn davor bewahrt. In ihren Schoß hatte er hineingeweint und gestöhnt, Liebe und Haß hatten sich vermischt, ein einziges Gefühl wurde daraus, daran schleppte man. Jetzt hielt er wieder die Waffe in der Hand, dem Gesindel an die Brust gesetzt, das ihn ausgestoßen hatte, aber eine Weile erst damit spielen, sich an ihrer Angst weiden. Die Ge-

sellschaft . . . hoho, wer war jetzt die Gesellschaft? Er war ihnen zu schlecht, schön . . . sie waren ihm zu gut. Herunter mit ihnen. Irgendwo wird man sich schon begegnen. Niveauausgleichung . . . Man war im Vorteil, kannte ihre Usancen. Sie dagegen . . .? Die Nase gerümpft, Monokel eingezwängt und den Säbel hochgenommen. Das beste Pferd kann man schinden, bis es zusammenbricht. Er spürte, wie seine Schenkel sich spannten, zudrücken, bis ihnen der Atem ausging.

Sein Gesicht wurde harte Unerbittlichkeit . . . für ihn gab es keinen andern Ausweg. Sein Ehrgeiz war der gleiche geblieben. Und das Ziel? Schließlich war es sich auch gleich geblieben. Zuerst wollte er selbst die roten Lampas an den Hosen haben. Und jetzt? Den andern die roten Lampas herunterreißen. Also niemand durfte sie haben. Ein anderes Rot hatte er dafür eingetauscht. Er lachte auf, kurz, klanglos.

Leutenholz warf plötzlich die Feder fort, die Tinte spritzte auf den Boden. „Es ist erbärmlich, nur so mit Worten um sich zu hauen. ‚Der Tod der bürgerlichen Gesellschaft‘ heißt der Artikel. Das Papier ist geduldig. Auf die Straße heraus, Tausende, Hunderttausende . . . jeder in der Hand den Tod haltend. So, das gilt . . . wenn ich nicht ein so verdammter Krüppel wäre . . .“

Winterstein reizte ihn. „Was würden Sie dann tun?“

Leutenholz sah ihn böse an. „Glauben Sie, ich würde in der Stube hocken wie eine große Spinne. Ich bin für die Tat. Los auf die Bürgerkreatur, Stück um Stück aus ihr herausreißen, nicht ihr auf einmal den Garaus machen, das ist ein viel zu feines Ende, sie verstümmeln, verunstalten, bis zur Erbärmlichkeit, zum abschreckenden Beispiel für alle, die ähnliche Gelüste tragen.“ Sein Gesicht verzerrte sich, der Haß flutete daraus hervor, Augen, Mund und Nase, alles war

erfüllt davon. Selbst Winterstein konnte ein Gefühl des Schauderns nicht unterdrücken.

Fast unbewußt sagte er: „Ich möchte Ihnen nicht in die Hände fallen.“

Leutenholz lehnte sich zurück, seine Hände umfaßten fest die seitlichen Holzleisten des Stuhls.

„Vielleicht soll ich anders denken. Was . . . Herr von Winterstein? Ich komme aus einer anderen Gasse wie Sie. Da liegt der Unterschied. Die einen werden nackt geboren und bleiben's auch ihr Leben lang, die anderen, die schauen nur so aus, in Wirklichkeit haben sie gleich Lackstiefeletten an und die schönsten Kleider. Da beginnt die Ungerechtigkeit mit dem ersten Schrei. Soll man vielleicht die Gesellschaft mit Glacéhandschuhen angreifen? Was haben sie aus mir gemacht? Hat's dort Mitleid gegeben? Für wen sind die Granaten geflogen? Jeder solche zersetzte Leib war eine Chance mehr für eine gute Dividende. Was haben sie aus mir gemacht? Antworten Sie doch, wenn Sie den Mut haben. Wer macht mich wieder ganz? Die bürgerliche Gesellschaft . . .? Ich möchte ein wildes Tier sein mit Krallen und scharfen Zähnen und menschlichen Verstand besitzen und die sogenannte Gesellschaft wäre ein einziger Leib, darüber herfallen möcht' ich und Fleisch um Fleisch daraus reißen, daß ihr Blut aus meinem Maule rinnen würde und ihr Schreien möcht' ich hören, als wär es die schönste Musik, und noch immer hätte ich ihnen nicht heimgezahlt, was ich durch sie gelitten habe. Ein Jahr bin ich im Spital gelegen, geschrien habe ich vor Schmerzen, daß die anderen sich die Decken über die Ohren gezogen haben und zum Schluß . . . Was ist von mir übriggeblieben? Nur ein Stück, verstehen Sie das, nur ein Stück Mensch. Nur das da . . . da . . .“

In fassungsloser Wut glitt er vom Stuhl nieder, auf den Händen aufgestützt, hockte er auf dem Boden und schaute zu Winterstein empor. Seine Augen waren blutunterlaufen, die wirren Haare fielen nach allen Seiten. Seine Stimme war bellend. Bis über den Knien fehlten ihm beide Beine.

„Das bin ich, das bin ich . . .“, schrie er, der Speichel rann ihm in den Bart.

„Beruhigen Sie sich nur,“ murmelte Winterstein und wandte sich entsetzt ab.

„Wie ein Tier,“ dachte er, „wie ein Tier,“ er wagte nicht sich umzudrehen.

Mit zwei geschickten Handgriffen hatte sich Leutenholz wieder in den Stuhl geschwungen, seine Brust hob sich schwer, noch keuchend sagte er:

„Tausend Jahre müßte man alt werden und noch immer wäre man nicht gerächt.“ Er griff wieder nach der Feder.

Winterstein antwortete nicht mehr. An diesen Anblick konnte er sich nicht gewöhnen, so sehr er sich auch selbst verändert hatte. Es gab Grenzen . . . Mit dieser Kröte . . . er hatte die Verachtung des Starken, gegen alles Mißgestaltete, Schwache. Auch an ihm zerrte die Untätigkeit. Das Wort genügte ihm nicht. Untergrabende Maulwurfsarbeit . . . Er wollte mehr. Die Elastizität seines Körpers spannte sich, drängte auf die Straße. Er verstand den Haß des Krüppels. Ihn hatte man auch verstümmelt. Sein Ingrimm machte einen beißenden Witz, selbstquälerisch: Meine Seele hat keine Beine.

Und wenn sie ihm auf der Straße begegneten, all die hochmütigen Kameraden. Trotz der neuen Freiheit, rückten sie nicht von ihm ab, sahen sie ihn nicht mit

dem gleichen Ekel an, wie er dort dieses armselige Menschenstück?

Er sagte plötzlich laut, höhnisch und ehrlich: „Wir zwei gehören zusammen, Leutenholz.“

Langsam hob Leutenholz den Kopf, seine Arme blieben aufgestemmt. Sein Gesicht war verändert, seine Augen verhängt, eine grenzenlose Trauer lag in ihnen.

„Nein, wir haben nichts miteinander zu schaffen. Wir ziehen äußerlich am selben Strick, mehr ist nicht zwischen uns. Ein ...“, er suchte nach einem Wort, zögernd brachte er es, „sagen wir Mensch wie ich, hat keine Gemeinschaft, mit niemandem, es gibt auf der Welt kein Geschöpf mehr, er ist allein. Das kann keiner verstehen. Ich spüre manchmal die Einsamkeit, als wenn um mich eine ungeheure Wüste wär, alles leer, ausgestorben, tot ... können Sie so etwas begreifen? Keine Verbindung, nirgends hin, das sind alles ganze Menschen, fremde Wesen ... Wenn man mich ansieht ... glauben Sie, ich weiß nicht, was in einem solchen Blick liegt. Ich muß mich brüllen hören, heulen, dann schließe ich einen Augenblick die Augen, dann bilde ich mir ein, alle, alle sind sie Tiere, dann fühle ich die furchtbare Stille nicht ...“, er atmete stöhnend, sein Bart raschelte über das Papier.

Winterstein war erschüttert, ein verschlossenes Stück Leben war aufgesprungen. Er wollte trösten. „Sie leisten etwas und die vielen anderen ...“

Leutenholz wehrte ab. „Wissen Sie, wie alt ich bin? Zweiunddreißig Jahre. Sie staunen ... Ein Mann in besten Jahren ... Was? Voller Säfte, die wollen heraus, voller Lust, die will springen; die Arme sind stark, der Körper möchte sich andrücken, an sowas Warmes, Molliges. Nun, was meinen Sie, was so ein Frauenzimmer dazu sagen möchte, heh?

Ein feiner Liebhaber, den man sich auf den Schoß setzen kann, wie ein süßes Kinderl. In die Hand muß man sich beißen, um nicht zu schreien. Das steigt einem zu Kopf, man hört und sieht nichts mehr. Oder soll ich einer zahlen, viel zahlen und sehe dann den Ekel in ihren Augen; dieselben Hände müßten sie erwürgen, die sie umarmt haben. Kriech, hündischer Stumpf, kriech ... Wos wollt ihr alle von mir, was ...?" Seine Stimme schlug heiser über. „Ich brauche euch nicht, niemanden, niemanden ... ich will meine Welt haben. Blut und wieder Blut ... Aber ihr ... ihr seid alle feig, ihr gesunden Krüppel."

Er hatte sich in der Erregung aufgestellt und stand mit seinen beiden Stümpfen auf dem Stuhl. Winterstein konnte den Anblick nicht ertragen.

„Das ist die Rache," dachte er. Er kam von der Vorstellung nicht los. Die Welt war erfüllt von solchen rasenden Ungeheuern, mit verstümmelten Gliedern, blutigen Stümpfen zertraten sie die Saat. Er wollte fort, frei werden, vielleicht gab es noch einen Weg für ihn.

Unwillkürlich machte er einen Schritt nach der Türe. Er blieb stehen. Wohin? Die Welt mußte erst zurechtgerückt werden, auch für ihn. In seinen Händen lag eine Kraft. Er war sich ihrer bewußt. Nicht schwach werden. Noch war der Feind auf der Straße. Kriechen sollten sie vor ihm, die ihn gedemütigt hatten. Der Zorn des Krüppels hatte ihn erregt, von vielem die Fetzen weggerissen, das er ängstlich vor sich selbst hütete. Er sah nach ihm. Leutenholz stierte abwesend vor sich hin.

Er hatte vom Weibe gesprochen. Winterstein dachte: Gib ihm ein Messer in die Hand, er zerstückelt einen warmen Frauenleib. Er sah Camilla vor sich in ihrer

bewußten Üppigkeit. Was hatte er alles aus diesem Körper gesogen. Wie viele hatte schon dieser Körper beglückt? Wer sah den Schmutz unter der weißen Haut? Die schönen Weiber, alle gefielen ihm. Herunter mit den Pelzen, den seidenen Kleidern, nackt, splitternackt . . .

Er fühlte ein großes Begehren. Er war jung, stark, hatte gerade Gliedmaßen, war kein verdammter Krüppel wie dieser dort. Die neue Welt hat tausend Möglichkeiten . . . Menschenfleisch war auf der Straße, es war vogelfrei.

In einem wilden Trotz wandte er sich an Leutenholz. „Wir schaffen es, Leutenholz, aus welcher Ursache heraus ist gleichgültig; vielleicht eben deshalb, weil jeder in sich eine andere Triebkraft hat. Treiben muß sie, jagen muß sie . . . Die große Wirkung. Der Triumph muß da sein. Womit man den Kessel heizt, das kümmert niemanden."

„Und die große Idee . . .?" fragte verloren Leutenholz.

Winterstein lachte kurz auf. „Wir tragen auch Fahnen bei unseren Umzügen, Hoch halten . . . hoch halten . . ."

Leutenholz antwortete nicht.

Ohne zu klopfen tritt ein Mann ein, eine alte Soldatenmütze auf dem Kopf.

„Is det die ‚Rote Fackel'?" fragte er ohne weiteren Gruß.

„Steht an der Türe angeschrieben," brummte Leutenholz.

„Det is also eene Redaxion, hab' ick mir anders vorjestellt." Der Mann sah sich im Zimmer um. „Na wejen meiner, hat mit der Anjelejenheit nischt zu tun."

„Ist das der Grund, warum Sie herkommen?“ schrie Leutenholz, der rasch die Geduld verlor.

„Nur immer sachteken, Mensch, sachte! Ick bin Höflichkeit jewohnt,“ er trat drohend an den Tisch. Plötzlich bemerkte er die Verkrüppelung, er wich einen Schritt zurück. „Ach so, det muß man eenen doch sagen ...“ Leutenholz funkelte bös.

Winterstein mischte sich in das Gespräch. „Also was wär denn los?“

Der Mann kratzte sich. „Det is nemlich so: Ick heiße Fritz Breese, ick war bei die Sturmtrupps, erste Nummer Handjranatenwerfer, bis noch vor knapp vier Wochen. Ick kann ruhig von mir sagen, die Hand hat wat jeleistet. Jezählt hab ick die blutichen Köppe nich, wird ne runde Zahl sin. Möchte die Märker jetzt in de Tasche haben. Ick mache saubere Arbeet, valäßlich ...“

„Und wie stellen Sie sich das vor?“ fragte Winterstein; ein böser Spott war in seinen Worten.

Der Mann sah ihn scharf an. „Ick hab mir sagen lassen, Sie brauchen sonne Männer, wat ne richtige Pfote haben. Ja oder nein? Wenn ick an de falsche Adresse bin, kann ick ooch weitermachen.“

„Sie haben es aber im Blut,“ sagte Leutenholz bissig.

Der Mann warf die Kappe auf den Tisch. „Vielleicht ooch det. Vor allem aber keen Jeld in de Tasche.“ Zu Winterstein: „Nu reden Sie. Is det Jeschäft richtig und wie isset damit ...?“ Er machte die bezeichnende Bewegung mit Daumen und Zeigefinger.

Winterstein überlegte. So roh, so unverhüllt kam ihm dieser Antrag. Natürlich brauchten sie solche Menschen. Von denen hing alles ab. Eine Revolution ist kein Tanzkränzchen ... Aber verhüllen mußte man es, entsprechend garnieren. Man konnte

keinen bloßen Handel daraus machen, wenn es auch einer war. Mörder dingen, das kommt nur in den alten Theaterstücken vor.

Leutenholz spürte etwas von seinen Gedanken. Er sagte ironisch: „Darin misch' ich mich nicht. Ihr Ressort, Sie sind der Freiheitsstratege" —

„Ick warte," sagte der Mann.

Unsicher begann Winterstein: „Haben Sie auch darüber nachgedacht, Sinn, Zweck der Bewegung . . . Die Notwendigkeit . . . das Recht . . ."

Der Mann sah ihn gleichmütig an. „Det is allens recht scheen, darüber zerbreche ick mir den Kopp nich," ungeduldig: „bin ick hier recht und wat is mit dem Jelde?"

Winterstein sprang über alle seine Bedenken hinweg. Vor wem sollte er Komödie spielen. Vor sich, vor diesem haßerfüllten Stumpf da, vor dieser blinden Zerstörungsmaschine? Splitternackt, so war's recht, die Menschen kamen sich näher. Er setzte sich vor den Schreibtisch und schrieb Name und Adresse in ein kleines Buch.

Er sagte lässig: „Dreißig Mark pro Tag, bei Unternehmungen entsprechend höher. Je nachdem. Sie werden zufrieden sein."

Breese nickte. „Ick bin nur uff die neuen Abenteuer bejierij. Det Handwerk kenn ick. Is ooch jut. Ick frage bei Jelejenheit wieder mal nach. Juten Abend, die Herren." Er lümmelte zur Tür hinaus.

Die beiden Männer sahen einander an.

„Und die Idee . . .?" fragte höhnisch Winterstein.

Leutenholz zuckte die Achseln. „Der Haß ist verläßlicher."

Man hörte die Federn kratzen.

* * *

Das Zimmer war mit Büchern angefüllt. Nur eine Ecke war frei davon, dort stand ein schwarzer Flügel. Darüber an der Wand hing ein Bild Beethovens, düster und rätselhaft. Ein zierlicher Empirespiegel wirkte wie ein geheimes Fenster.

Unbeweglich stand Adelheid Rapp davor. Sie prüfte ihr Gesicht, wie das eines fremden Menschen. Harte, grade Züge, schlicht zurückgestrichenes braunes Haar, etwas Männliches im Ausdruck, nur die langbewimperten Augen hatten sonderbaren Glanz. Die Frau zuckte die Achseln, es war ein Urteil in dieser Bewegung, knapp und sicher, um den Mund lag ein verächtlicher Zug. Eine kurze Abrechnung mit der Äußerlichkeit war es, sachlich und unerbittlich. Mit einer trotzigen Bewegung setzte sie sich an den Tisch und schlug ein Buch auf. Das Gesicht war hart.

So fand sie Simon Bardach, als er leise eintrat.

„Ich will nicht stören," sagte er bescheiden.

Sie schüttelte den Kopf und wies ihm den tiefen Stuhl neben dem Klavier an. Bardach setzte sich, sein Blick ging behutsam durch das Zimmer.

Nach einer Pause sagte er: „Es kommt mir immer noch wie ein Wunder vor. Wenn ich hier eintrete, fällt alle Hast und Unruhe von mir. Ich streife sie ab, wie ein Kleidungsstück. Ist das nicht merkwürdig?"

Adelheid schwieg.

Er fuhr fort: „Noch auf der Stiege schlägt mein Herz, ist voll von der Erregung des Tages, von all den Gedanken, die mich treiben, und dann plötzlich steht es still, nicht tot, nur so ein müdes, wohliges Schlafen . . .", er strich sich mit nervösen Fingern durch das Haar.

„Es ist still bei mir," sagte Adelheid, ihre Augen klebten leer am bedruckten Papier.

Bardach lächelte hilflos. „Es ist etwas anderes. Die Angst ist fort, aus einem weggerissen. Ich spüre es wie einen heftigen Schmerz. Ein schwerer Seufzer noch und alles ist vorbei, leicht . . . ich weiß nicht, ob fröhlich das richtige Wort ist, ich glaube nicht."

Adelheid schlug hörbar das Buch zu. „Man muß sich klar werden. Ich glaube, Ihnen fehlt die Unerbittlichkeit gegen sich selbst. Ich halte das für das erste Eigengesetz. Daraus leitet sich alles andere ab. Auch der Wille hat darin seine Quelle; ich gehe noch weiter, sogar das Erreichen. So ist es wenigstens bei mir. Das ist mein grader Weg."

Etwas Überlegenes lag in ihrem Ton. Bardach fühlte es.

„Man kann es nicht erzwingen. Man schleppt so vieles mit sich, was einem nicht gehört. Es wurde einem aufgebürdet, nicht allein durch sein eigenes Leben, durch unzähliges fremdes Leben, durch Jahrhunderte lang. Wie wollen Sie davon loskommen? Ich komme mir oft nicht wie ein Mensch vor, sondern wie ein Gefäß, das angefüllt ist mit den Leiden der Menschen. Ich fürchte zu zerbrechen. Dann fließt alles auseinander, überflutet die Straße. Es ist ein gräßliches Gefühl . . ."

Bardach versuchte ein Lächeln, es erstarb in einer grenzenlosen Wehmut.

Adelheid erhob sich, sie stand vor ihm mit einer harten, fast eckigen Entschlossenheit. „Es ist die Zeit, die Menschen von Leid zu erlösen, dazu bedarf es der Kraft, nicht schmerzlichen Nachhängens. Immer wieder muß man sich das sagen. Jetzt heißt es die Faust ballen und nicht zärtlich sein Herz mit den Händen streicheln. Wir müssen uns von den Worten erlösen, von den Gefühlen befreien, endlich, endlich . . ."

Sie streckte ihre Arme weit aus, ihre Augen schlugen aus dem Gesichte hervor, machten es lebendig.

Er sah bewundernd zu ihr empor. „Woher nehmen Sie die Kraft?“ Leise kamen die Worte zu ihr.

Ihr Gesicht veränderte sich, wurde hart, verschlossen. „Aus einer Erkenntnis, aus einem fassungslosen wilden Schmerz, der mich zersprengte; aus Tränen, die über mein Gesicht rannen, tief sich einkerbend, wie blutige Messerstiche, aus all dem, was in mir erstickt wurde. Wozu darüber reden? Ich will nicht. Niemand hat ein Recht darauf. Ich selbst nicht mehr.“

In heftiger Erregung ging sie in dem Zimmer auf und nieder.

Bardach sagte leise: „Sie nennen mich schwach, und dennoch wollte ich auch Ihr Leid tragen helfen.“

Der Ton seiner Stimme berührte sie. Sie wehrte sich dagegen. Etwas Ungewohntes kam zu ihr, sie durfte sich nicht ergeben.

Fast rauh sagte sie: „Warum wollen Sie mich zu etwas zwingen? Ich schaue nur mehr voraus, nicht mehr nach rückwärts. Das habe ich mir selbst abgetrotzt. Ich will nichts mehr von mir. Ich will schlafen, darum wecke ich die anderen. Da draußen auf der Straße, mitten im Lärm und Tumult begrabe ich meine Einsamkeit.“

Sie stand am Fenster und starrte hinaus. Der Novembertag war grau und schwer.

„Ich weiß nichts von Ihnen,“ sagte Bardach, „es ist nicht Neugierde, die mich zu dieser Frage drängt, nur eine tiefe Dankbarkeit, die nicht allein in der Gegenwart wurzeln will. Mißverstehen Sie mich nicht, ich will mich nicht einschleichen . . .“

Sie sprach zum Fenster heraus, als wäre sie allein. „Mein Vater war ein armer Lehrer. Ich habe schon

als Kind erkannt, wie man seine Güte mißbrauchte. Er war ein Mittelding zwischen einem Apostel und einem Phantasten. Er war ein Autodidakt des Herzens, völlig ungeschult. Er trug einen heiligen Sozialismus in sich, ohne von ihm äußerlich Kenntnis genommen zu haben. In einem festen Glauben sprach er sich um Amt und Stellung. Wir führten ein kümmerliches Nomadenleben. Wir halfen alle mit. Gerade so viel kam dabei heraus, um nicht zu verhungern, nicht mehr. Schon damals nahm ich mir vor, einen anderen Weg zu gehen. Zuerst war es noch ein Gefühl der Rache, erst später änderte es sich, wurde zu einer Erkenntnis. So viel wußte ich: Nicht die eigene Güte, das wahrgefühlte Wort hat recht, nur Spott und Hohn ist Antwort; man muß das Fundament einstürzen, um neu aufzubauen, die Wurzeln ausreißen, um neu zu pflanzen. Güte muß durch Gewalt ersetzt werden," sie wandte sich jäh um. Ihre Stimme war heiser. „Warum zwingen Sie mich zu einem Geständnis, wozu . . .?"

Er fing ihren Blick auf. „Vielleicht gehen wir einen gemeinsamen Weg. Es kann nicht ein bloßer Zufall sein, der mich hergeführt hat."

Sie schien seine Worte nicht zu hören. „Mein Vater starb bald. Ich trieb mich auf vielen Universitäten umher, das Leben war zäh und unbarmherzig, ein ewiger Kleinkampf, abstumpfend und quälend bis zur Erschöpfung. Eigenes und fremdes Leid mischte sich in mir, wurde eins. Ich sah das Elend in seiner ursprünglichen Farbe, ohne jedes Mitleid. Daraus lernte ich. In der Schweiz kam ich mit russischen Studenten in Verbindung. Was ich da erfuhr, riß mein Herz erst auf, um es dann zu versteinern. Aber noch lag ein Hindernis auf meinem Weg . . ."

Sie hielt inne, ihr Gesicht war gequält, etwas Fremdes spiegelte sich darin. Bardach hielt den Kopf gesenkt. Jetzt blickte er sie an. Sie lachte häßlich auf, es klang gekünstelt und war nur die Hülle eines wilden, hemmungslosen Schreiens.

„Ich will mich vor Ihnen nicht verbergen. Ich weiß nicht, warum ich es tue. Ich reiße jetzt das Hemd vom Leibe. Aber ich will nicht lügen, vielleicht, weil ich Sie auch nackt gesehen habe."

Bardach dachte gequält: Jeder Körper ist ein Gefäß des Leidens, ich fühle es, daran muß man zugrunde gehen.

Adelheid Rapp faßte sich, es war ein innerliches Zusammenraffen. Ihre Lippen wurden schmal und blaß. Die Worte, die aus einem heißen, flammenden Gefühl entsprangen, erstarrten auf dem Weg zur Zunge.

„Ich stand mir selbst im Weg. Mein eigener Körper war das Hindernis. Ich mußte darüber hinweg. Ich war eine Frau, wie jede andere. Das kann man mit Verstand und Überlegung nicht auslöschen. Das ist furchtbar stark. Ich habe es einmal gefühlt, ein Feuer, das aus allen Poren sprang. Und dann . . .", sie machte eine Pause, eine Erinnerung hielt sie zurück, oder war es eine gebundene Scham. Sie zuckte die Achseln.

„Warum nicht, Sie wollten es wissen. Ich habe es deutlich in zwei Augen gelesen: es war nur Mitleid, du bist häßlich, du bist kein Weib. Damals wurde ich frei von mir selbst, meinen Körper habe ich begraben, nur mein Herz ließ ich toben, bis es ermattet stumpf wurde. Dann war ich frei. Ich lief in einer neuen Bahn. Jeder Schmerz, jedes Leid, das ich erfuhr, jedes Elend, das ich sah, wurde zu einem Baustein eines neuen Glaubens. Das wahre

Recht liegt vergraben, jahrtausendelang schläft es. Aus dieser stumpfen Erde müssen wir es erlösen. Mit eigenen blutigen Nägeln müssen wir in dem Boden wühlen. Kein Schmerz ist groß genug für diese Tat. Vier Jahre lang wurde die Erde mit Blut gedüngt. Jetzt ist sie reif. Die Frucht gehört uns. Wer seinen Hunger stillen will, wer nach Brot schreit, muß die Kraft haben, die blitzende Eisensense durch die blühenden Ähren zu schneiden. Das Messer ist in unserer Hand. Wir müssen es jetzt nützen."

Ihre Gestalt schien zu wachsen. Kein Geschlecht war mehr in ihr, sie war nur mehr das Postament eines flammenden, wilden Gedankens.

Bardach starrte sie an. Der Mensch entglitt ihm, nur ihn suchte er. Seine Augen verliefen sich in Irrwegen, er mußte sich zurechtfinden. Auch er kam die endlose Straße des Leidens daher, aber er trug schwer an einer menschlichen Güte, jedes fremde Elendschicksal war sein eigenes. Fast ängstlich schob er einen Vorhang beiseite, der sein Herz verhüllte.

„Alle Menschen haben gelitten, die Welt ist von Abgründen durchzogen, darin liegt der Schmerz, offen, niemand kann daran vorübergehen. Können wir darüber nicht Brücken schlagen, heilen, versöhnen? Erwecken wir die große menschliche Liebe, rufen wir nach ihr, sie wird uns hören. Unsere Stimmen tönen aus dem Leid, die Menschen müssen darauf hören."

Die Frau sah ihn hart an, das Leuchten war in ihren Augen verlöscht.

„Die Zeit ist überreif. Schwärmer haben keinen Platz darin. Man schiebt sie höhnisch beiseite, stempelt sie zu Narren. Früher hat man Scheiterhaufen für sie errichtet, jetzt bewirft man sie mit Kot und läßt sie auf der Straße krepieren. Haben wir noch immer nichts

gelernt? Herrschen müssen wir, nicht lieben. Schwert und Zepter werden nur durch eine Faust gehalten. Die Armut ist jetzt unser Kaiser, wir müssen kämpfen."

„Die Armut ist eine dienende Magd," sagte leise Barbach.

Sie warf sich hastig gegen ihn. „Die Armut ist bewaffnet, sie ist jetzt die Gewalt. Wir dürfen nicht mehr warten. Die schwieligen Hände sind noch heiß vom Kampf, sie dürfen nicht erkalten. Das ist jetzt unsere Aufgabe. Wär' ich ein Mann, ich würde als erster nach der Handgranate greifen und sie in die morsche Welt schleudern, damit sie endlich in Flammen aufgeht."

Barbach atmete schwer. „Immer nur zerstören. Meine Hände sehnen sich zu bauen. Ich bin aus einem brennenden Haus entflohen, ich habe Jammern und Stöhnen gehört, ich will nicht selbst vernichten."

Adelheid Rapp sagte verächtlich, sie wollte verletzen: „Sie sind ein Schwächling, Simon Barbach, zu feig zur Rache und zu müde zu einer Tat. Solche Menschen zerfließen, sie leiden an sich selbst und nützen nicht den anderen. Machen Sie aus Ihrem eigenen Schmerz eine spitze Hacke, dann gehören Sie zu uns. Oder gehen Sie hungernd und frierend durch die Welt, rufen Sie bettelnd das Mitleid an und schreien Sie weinend: Ich bin ein unglücklicher Mensch. Sie haben die Wahl . . ."

Barbach sank tiefer in sich zusammen. Mit beiden Händen hielt er seine Stirn umfaßt, seine Worte waren nur ein Stöhnen. „Es zersprengt einen, man weiß nicht mehr wohin. Ich will mitgehen und komme über mich selbst nicht hinweg. Ich muß mein Herz mit den eigenen Händen erwürgen. Wie soll ich mich selbst verstümmeln, ich habe keinen Mut . . .", er

hob sein Gesicht zu ihr empor. „Helfen Sie mir, Sie sind stark, haben Kräfte, die ich nicht begreife. Ich möchte mich daran klammern, vielleicht kann ich damit mein eigenes Leid erschlagen."

Adelheid war nahe an ihn herangetreten, ihre Hand lag auf seiner Schulter. Es war eine weiche, zarte Hand, sie schien diesem harten Körper fremd. Ihre Stimme war rauh, verborgene Milde lag darin.

„Man muß zuerst über sich selbst hinweggehen, nur so lernt man das Schreiten über die anderen. Den eigenen Schmerz darf man nicht spüren, man muß ihn ersticken, nur so wird man den Schmerz der anderen lindern. Man muß die eigene Sehnsucht töten, das ist das große Opfer, darin wird man stark."

Langsam glitten seine Hände nieder, seine Augen waren verschleiert.

„Sie sind ein Weib, können Sie das auch in sich ersticken. Wie kommt man über all das hinweg. Wie . . .?"

Er griff nach ihrer Hand. Sie entzog sie ihm, mit schleppenden Schritten ging sie an den Tisch. Müde setzte sie sich.

Ihre Worte kamen langsam, als würden sie gewaltsam durchgepreßt werden. „Auch das muß überwunden werden. Es gibt Mütter, die ihr Neugeborenes erwürgen, um ihnen den Schmerz des Lebens zu ersparen. Können Sie das begreifen?"

Er schüttelte den Kopf.

Ihre Sicherheit kehrte wieder. Sie sagte hart: „Ich begreife es. Vielleicht werden auch Sie es einmal verstehen." Mit einer raschen Bewegung erhob sie sich.

„Karenow hat recht. Es gibt keine Gefühle, es gibt nur Ziele."

Bardach schwieg.

Der Name Karenow faßte ihn an wie eine kalte Faust. Er konnte sich eines Grauens nicht erwehren und wußte keinen Grund dafür. Er mußte an das erste Zusammentreffen mit ihm denken. Ein russischer Freund hatte sie zusammengeführt. Karenow hatte seine Hand fest umklammert. Schmerzhaft spürte er den Druck. Und die Worte blieben an ihm haften, schlangen sich wie grobe Taue um seinen Körper. „Sie sind ein Irrgänger. Sie müssen über eine blutige Straße. Dagegen hilft kein Sträuben. Sie müssen ..." Seine Augen bohrten in ihm, gleich Wunden spürte er diese Blicke. Er hatte ihn nur angestarrt, ein fassungsloser Schmerz tobte in ihm, der keinen Ausdruck fand. Immer wieder mußte er an das brennende Haus denken, an das Stöhnen der Eltern, an den furchtbaren Schrei der Schwester. In welchem Zusammenhang stand dies alles? Einen ungeheuren Brand sah er. Daraus wuchs das Haupt Karenows hervor. War das eine kranke Einbildung, eine unklare Erinnerung? Nichts formte sich in ihm, nur eine unbestimmte Angst blieb, wenn er in dieses fremde, dennoch bekannte Antlitz schaute, es raubte ihm die Sprache, zerriß jegliche Überlegung, nur ein Druck blieb, ein unheimliches Grauen.

Durch ihn hatte er Adelheid Rapp kennengelernt. Mußte er ihm nicht dafür dankbar sein. Hier war ein stiller Winkel für den ewig Gehetzten. Oder war es nur ein letztes, tiefes Aufatmen vor einem ungeheuren Sprunge? Er spürte, wie eine ungeheure Faust ihn hielt. Wem gehörte dieser Arm?

Aus dem quälenden Denken formte er die Worte.

„Wer ist Karenow? Ist es ein Name, eine Idee, eine Tat? Ich weiß es nicht. Ich sehe einen Menschen vor mir, den ich nicht erfassen kann. Meine Arme

sind gelähmt. Und dennoch bindet mich etwas, vielleicht ein dumpfes Gefühl. Ich spüre mein Schicksal in seiner Hand. Je mehr ich mich sträube, desto stärker verstricke ich mich darin. Ist das nicht schrecklich?"

Er sah hilfesuchend nach Adelheid, als käme von dort die Rettung.

Ihr Blick hing über ihn hinweg, ihre Stimme war tonlos. „Karenow ist ein Prinzip, ist der schrankenlose, starke Wille. Wir müssen uns davor beugen. Ich weiß nicht, aus welchen Wurzeln er sprießt. Niemand kann ihn durchschauen. Er steht hinter einer Wand. Bis dorthin kommen unsere Kräfte nicht. Er ist ein Herrscher aus einem neuen Reich. Ein Messias oder ein Teufel. Wir müssen ihm folgen."

Sie neigte das Haupt, es lag Demut in dieser Bewegung.

„Wir müssen ihm folgen . . ." wiederholte leise Bardach; er hörte seine eigene Stimme nicht.

Eine schwere Stille lag in dem Raum. Schweigend quälten sich zwei Menschen mit einer fremden Form. Sie wuchs über sie hinweg, zerfloß wie ein gewaltiger Schatten. Ein ungeheures Antlitz erfüllte sie, vergeblich streckten sie die Arme nach einem menschlichen Körper aus.

Adelheid riß sich gewaltsam aus ihrem Denken heraus.

„Er kann über den Tod lächeln, den er befiehlt. Vielleicht ist das seine Kraft." Sie wandte sich herrisch an Bardach, ihre Worte waren ein Befehl. „Simon Bardach, Sie müssen zu ihm. Er weiß den Weg, er kommt von der Tat."

Auf Bardachs blassem Gesicht lag die Qual. „Vielleicht ist es meine Bestimmung. Ich glaube es fast selbst. Meine Schwäche wird ein Starker hämmern. Da nützen keine Tränen. Eine unbekannte Masse wird

aus mir, unbekannte Kräfte sind darin. Meine Sehnsucht drängt nach Träumen. Eine Heimat will ich finden, vielleicht ist es nur ein Grab."

„Wir müssen nützen, auf nichts anderes haben wir mehr ein Recht." Adelheid Rapp sagte es stark. Ihr Antlitz war umspannt von einem unbeugsamen Willen.

Bardach nickte nur. Eine tiefe Ermattung war in ihm, wie nach einem schweren, verlorenen Kampfe.

„Wollen Sie nicht spielen?" Er suchte ihre Hand und legte sie auf die Tasten.

Die unter Tränen lächelnde Wehmut Chopins klang durch den Raum. Das Gesicht der Frau war schön, die Musik gab ihm eine neue Form. Alles Weiche, Vergrabene floß über in ein strömendes Gefühl. Ein neuer Mensch wurde geboren. Mit verdecktem Gesicht lauschte Bardach. Sein Herz war das Instrument, darin spürte er die Töne. Die Musik war geheimes Schluchzen.

Von der Straße scholl wildes Schreien empor. Mit einem jähen Mißton brach Adelheid ab.

Sie wies nach der Straße. „Dort unten! Das ist Musik für uns. Wir dürfen nicht weich werden."

Schwer erhob sich Bardach. Wie ein Betrunkener wankte er zur Türe hinaus.

* * *

Trotz der weiten, beschwerlichen Reise verlor der junge Franziskus Turenius die Feierlichkeit nicht aus dem Herzen. Er mußte an die klare Mondnacht denken, in welcher er von der geliebten Heimatstadt Abschied genommen hatte. Die letzten Tage waren von Lärm und Bewegung erfüllt gewesen. Ein dumpfer, ferner Kanonendonner rauschte in der Luft. Straßburg glich einem großen Heerlager. Das Ende des Krieges gab ihm das gleiche Gepräge wie der An-

sang. Durch die Stadt ging ein banges Atmen. In immer größeren Scharen zogen deutsche Truppen nach Osten. Mit Trompetengeschmetter und wirrem, lautem Jubel rüstete eine neue Zukunft zum Einzug. Mit finsterem Gesichte, gebeugtem Rücken zog ein sieggewohntes Heer gegen den Rhein.

Mit verhaltenem Atem sah ihnen Franziskus nach. Auf der staubigen Straße schritt Deutschlands Kraft, der Schritt war müde und schwankend.

Nach einer schlaflosen Nacht, unaufhörlich hörte man das Geräusch rollender Wagen und rasselnder Geschütze, ließ der alte Geheimrat Turenius, der Besitzer eines der größten Eisenwerke, seinen einzigen Sohn zu sich kommen. Er sprach mit ihm in dem kleinen Raum, der umdröhnt war von dem Stampfen der Maschinen. Die Worte behielt der junge Franziskus wie ein Vermächtnis.

„Mein Alter gehört zu dem Erbe der Väter, ich muß es erhalten. Deine Jugend aber gehört Deutschland, keine fremde Hand darf daran rühren."

Der Abschied vom Vater war frei von Tränen. Etwas Größeres lag darin. Das spürte Franziskus. Er trug die Heimat in sich. Gleich einem stolzen Fahnenträger hob er sein Haupt. Sein Lächeln beglückte den Greis. In diesem jungen blühenden Leib fühlte er die eigene Errettung vor feindlicher Schmach. Der Jüngling gab ihm die Kraft des Ertragens.

Auf dem Grabe der Mutter weinte nur das Kind. In die steinerne Gruft rief er den teuren Namen. Durch die kahlen Bäume ging ein Rauschen, darin hörte er auch ihre Stimme. So trocknete er die Tränen.

Durch die schlafende Stadt ging er zum letztenmal. Nur flüchtig stand er vor der Freiheitsstatue. Er erkannte darin kein Symbol, nur das eitle Werk einer

äußeren Macht. Vor dem Dome aber sank er in die Knie, er beugte sich vor dem deutschen Geiste. Mit den feinen, zartgegliederten Eisenspitzen, die gegen Himmel strebten, ging auch sein Gebet nach aufwärts. Nicht zu einem festgefügten Gotte, der lag nicht in ihm, nur zu einer winddurchbrausten Allmacht, die über allem Menschlichen steht, gleich der Sonne und den Sternen. Sein Gebet war ein Schwur der Treue: Deutsch zu fühlen. Eine eherne Kraft hatte dieser Glaube, wie er unsterblich in der steingehauenen Schönheit lebte. Diese Nacht trug er mit sich, heimlich wie einen glückbringenden Talisman.

Auf langer nächtlicher Bahnfahrt hörte er die Soldaten singen, die einen fröhlich, die anderen traurig, nirgends war der gleiche Ton. Über dem Jubel der Heimkehr lag der Schmerz des Zusammenbruchs. Franziskus sang mit ihnen, sein Herz schlug feierlich den Takt.

So kam er nach Berlin. In seinen blauen Augen lag eine grenzenlose Hoffnung. Düstere, verängstigte Menschen sahen sich nach ihm um. Sie verstanden dieses Wunder nicht.

Franziskus Turenius aber merkte es nicht. Er hörte die Freiheit rauschen, es war das Wehen farbiger Bänder, er spürte den Atem der Revolution, es war ihm der Jubel wilder Lieder. Sein Herz sprang in taumelnder Seligkeit, er mußte die Hand darauf pressen, um es nicht zu verlieren.

Er lief durch die Straßen der fremden Stadt, ziellos, planlos, nur schauend, atmend. Er riß die Schmach des Unterlegenen von sich, nichts spürte er mehr davon. Aus der Heimatlosigkeit kam er in die große Heimat. Er schwamm in einem gewaltigen Strom, berauschte sich an einer Unendlichkeit.

Deutschland, Deutschland, nur das spürte er, seine blauen Augen gingen unter in dem Meer von Hoffnungen. Wo die anderen den Niedergang sahen, sah er das Blühen. Sein junger Leib trug die junge Freiheit.

So vergingen die ersten Tage in einer unbewußten Seligkeit, ohne Fragen, ohne Antworten. Er spürte nur: ich bin da und um mich gärt ein gewaltiges Etwas. Daran berauschte er sich.

Unter den zahlreichen Empfehlungsschreiben, die ihm sein Vater fürsorglich mitgegeben hatte, griff er wahllos eines heraus. Michael Clarenbach stand drauf. Es war ihm ein bloßer Name. Jetzt mußte er darüber lächeln. Hatte er hinter diesem Wort nicht sein Schicksal geahnt? Leise sang er vor sich hin. Alle Melodie schwoll in ein paar Buchstaben, strömte aus einem Wort.

Er dachte Rita, da wurden kahle Bäume grün und trugen farbige, duftige Blüten. Er sagte Rita, da sprang der Himmel auf und Engelchöre jubelten.

Ein süßes Grauen war in ihm, das zitterte durch seinen Leib. Er fühlte, wie sein Körper angefüllt wurde von einem fremden Duft. Da brannten seine Kleider, Flammen schlugen durch, sein Herz glühte, er fühlte das heiße, wilde Rot.

Franziskus sah sich in dem Spiegel. Wer bist du? fragte er das Bild. Er erkannte sich nicht selbst. Geheimnisvoll ahnte er, daß in jedem Wesen ungeborene Menschen schlummern. Ein solcher war in ihm auferstanden.

Immer wieder dachte er an den ersten Tag. Gleichmütig war er in das Zimmer eingetreten, da hatten ihn die alten Möbel angerufen, daß er staunend sich in eine verrauschte Vergangenheit verlor. Er mußte

warten. Die Zeit verwischte sich sonderbar, fremde Jahrhunderte wurden lebendig. Vom Vaterhause kannte er den Reiz des Gewesenen. So vertiefte er sich jetzt darin, er roch das Leben aus dem alten Holze, spürte die Seele aus dem zarten Glas. Er liebte dieses Träumen. Unvermutet stand Rita Clarenbach vor ihm. Er hatte nicht mehr an wirkliche Menschen gedacht. Jetzt starrte er sie an. Sie dünkte ihm eine Erscheinung seiner spielerischen Phantasie. Er spürte ihre warme kleine Hand, hörte freundliche Willkommensworte.

Aus einer grenzenlosen Verwirrung sagte er: „Ich bin Franziskus Turenius," und spürte, wie er log. Das war er gewesen bis zu diesem Augenblick. Und jetzt? Er war ein Ritter, ein Page, ein Sklave, irgend etwas Fremdes, sein Schicksal lag in diesem Frauenantlitz.

Er hörte ihre Stimme. „Unsere Väter sind Freunde, wir wollen es auch werden."

Er faßte ihre Worte nicht. Nur mit ihrer Stimme spielte er. Er hätte darnach greifen können, wie man nach Blumen greift, um sein Gesicht darein zu pressen.

Er wußte nicht, wie er wieder auf die Straße kam. Alles schien ein Traum. Er rieb sich die Augen, aber er erwachte nicht mehr.

Es begann in ihm zu klingen. Rita . . . leise, sachte wie ein fernes Glöcklein, Rita, Rita . . . immer lauter, mächtiger, alle Glocken der ungeheuren Stadt schlugen dröhend nur den einen Ton. Im wilden Lauf raste er durch die Straßen. Er hörte und sah nichts mehr, war selbst nur mehr ein einziger, jauchzender Glockenklang. So begann es.

Das Herz des jungen Franziskus Turenius war erwacht.

Am selben Abend sagte Rita zu Michael: „Er stand

wie ein junger Baum im Zimmer. Nie habe ich so starken Erdgeruch gespürt. Eine verborgene Herrlichkeit liegt in solchem Wachstum."

Michael sagte verhalten: „Man muß solche Bäume vor dem Erfrieren schützen."

Rita nickte nur. Ihr Lächeln aber sah er nicht mehr. Als Michael Franziskus zum erstenmal sah, strich er ihm über das blonde Haar. Seine schöne Jugend empfand er in vergrämter Zeit wie ein Heiligtum. So fand Franziskus eine neue Heimat. Sein Herz wuchs in ein anderes ein. Er verlor es, um es zu empfinden.

In einer Dämmerstunde saß er zu den Füßen Ritas. Leise verstarb der Tag, müde gequält, nach einem grauen, fröstelnden Leben. Aus dem Kamin flackerten die Flammen, malten auf den Boden glühende Flecke. Rita lag weit zurückgelehnt in einem tiefen Stuhl. Sie liebte diese Stunde, wo alle Umrisse verschwammen, wo alles Harte und Klare rätselhaft wurde. Da träumten ihre Augen, spielten wie Kinder mit Gedanken und Bildern.

Franziskus sah zu ihr empor, in heiliger Scheu trank er ihre Gestalt. Sein Mund war leicht geöffnet, als kämen süße Worte daraus, er spürte ihre Weihe, hörte ihr Klingen. Rita bog ihren Körper, als streiche kosend eine milde Hand darüber.

Verträumt sagte sie: „Diese Stunde lebe ich, Franziskus, mit schauderndem Glück genieße ich das sterbende Licht. Glühende Phantasie liegt darin. Das Verlöschen ist ein wundervolles Sterben, und wir leben."

Franziskus schwieg, er zitterte in einem solchen Glücksgefühl. Er wagte nicht zu atmen.

Rita richtete sich auf. „Ich will nicht mehr träumen," sagte sie gezwungen. Eine ungeklärte Furcht

beschlich sie. Sie spielte ein Märchen. Gewaltsam riß sie sich los. Sie mußte klug sein. Eine Verantwortung fühlte sie für dieses junge Leben, das sich ihr hemmungslos ergab. Die schlummernde Mutter erwachte in ihrem keuschen Herzen.

„Sie träumen zu viel, Franziskus. Sie müssen arbeiten, studieren, ich gebe mir selbst einen Teil der Schuld."

Er sagte lächelnd: „Nein, ich erwache zum Leben. Wie soll ich Ihnen dieses Gefühl erklären?" Er suchte nach Worten. „Früher war ich ein junges Tier, jetzt spüre ich, wie ich ein Mensch werde. Ich atme zum erstenmal, ich sehe zum erstenmal, ich habe zum erstenmal geweint. Ich schäme mich nicht, es zu sagen. Es war ein großes, großes Glück. Ich weiß keinen Grund dafür anzugeben. Früher habe ich den Menschen angesehen, nur Kleider bemerkt, nur eine äußere Form, Nase, Mund und Augen, jetzt sehe ich sein Herz. Ich frage mich, wie schlägt es, was will es, welches ist sein Ziel? Alles erscheint mir so unendlich kostbar, ich fürchte daran zu streifen." Er atmete tief auf. „Die letzte Nacht im Vaterhause war in ein blasses Silberlicht getaucht, jetzt sehe ich alles in glühenden Farben. Eine wilde Kraft ist in mir, die helfen will, allen, allen . . . Ich spüre, daß die Menschen leiden, in mir ist aber ein ungeheures Glück, davon muß ich geben. Es zersprengt mich."

„Wie alt sind Sie jetzt?" fragte Rita, plötzlich spürte sie ihre eigenen Jahre wie eine Last.

„Achtzehn Jahre," sagte er.

„Achtzehn Jahre?" wiederholte sie und dachte an ein Frühlingslied von Schubert.

„O, das ist es nicht," sagte lebhaft Franziskus. „Die

Zahl ist lächerlich, aber denken Sie, was so ein Junge in vier Kriegsjahren erfahren hat? Früher hat ein kleiner Bub die buntesten Abenteuer gelesen und einen roten Kopf bekommen, aber ich habe die Abenteuer erlebt, gehört, geatmet. Für mich waren sie tausendmal größer als für alle, die mitten drin waren. Ich bin vier Jahre vor einer verschlossenen Türe gestanden und habe gehorcht. Nichts kann so groß und wild sein, wie es meine Vorstellungen waren. Jeder Gewehrschuß ging durch mein Herz. Mit jedem Stürmenden stürmte ich, mit jedem Toten starb ich. Ich habe Schmerz und Freude gespürt, mit allen, allen, die geweint und gejubelt haben . . ."

„Wunderbares Kind," sagte leise Rita, er hörte es nicht. Er war in Erregung aufgesprungen und stand in seiner schlanken Schönheit vor ihr. In der Abenddämmerung sah sie sein Erglühen.

„Ich habe vier Jahre lang in einer Ekstase gelebt, Tag und Nacht war ein einziger Fiebertraum. Ich habe gesiegt, wie keiner noch gesiegt hat, ich bin geschlagen worden, wie keiner noch geschlagen wurde. Mein armes Herz war der Schauplatz aller Kämpfe, aller Seufzer, aller Jubel hallte darin. Verstehen Sie jetzt, was solche Jungenjahre bedeuten? Ein ungeheures Leben, wie es nie, nie erlebt werden kann."

Rita dachte: Was gleicht dieser Sehnsucht? Sie schaute in einen geheimnisvollen Spiegel.

Franziskus senkte den Kopf, seine Stirn war feucht. „Dann kam das furchtbare Ende. Wie soll ich das verstehen? Ich war von allen Siegen so stark, daß ich mit den Zähnen knirschte. Man sollte mir Zügel anlegen. Ich habe Nächte durchgeschrien, dumpf klagend, wie ein verendendes Tier. Niemand wußte etwas davon, auch mein Vater nicht. Damals wollte ich mich

töten. Ich begriff nicht, wozu ich leben sollte. Ich trug die Schmach aller, aller auf mir. Mein Körper brannte mich wie eine einzige Wunde. Uralt war ich damals, bis zur Erde drückte mich mein Alter. Die anderen konnten denken, ich nur fühlen. Ich hätte den Einzug des Feindes nicht ertragen, jeder Schritt wäre über mein Herz gegangen. Hätte mich mein Vater nicht weggeschickt . . .", er ging zum Fenster und sah eine Weile wortlos auf die Straße.

Rita hatte die Augen geschlossen, wie in einer Wiege lag sie, von glühenden Blumen umschaukelt. Franziskus trat dicht an sie heran.

„Wie zur Rettung kam ich in die große Stadt. Ich fühlte nur: Deutschland muß auferstehen. Ich brachte eine Weihe mit. Mein Herz war ein offener Altar. Ich wußte nicht, was ich geben sollte. Ich war nur ein Stück zuckenden Lebens. Auf das Wunder wartete ich. Meine Augen wurden groß in ungeheurer Neugierde. Du mußt dienen, helfen, bauen, so sprach es in mir; wirre Stimmen, die mich betäubten. Meine Arme spannten sich, eine ungeheure Kraft, mein ganzer Körper war eine einzige Muskel. So raste ich in den ersten Tagen." Er beugte sich über ihre Hand. „Urplötzlich wurde es hell in mir. Man muß die Menschen lieben. Alle sind krank und schwach, ich aber bin jung und stark. Eine wilde Liebe ist in mir, davon muß ich geben."

Rita stand auf. Ein leises Zittern war in ihr. „Wir wollen Licht machen, Franziskus, ich spüre die Nacht."

Das Zimmer wurde hell und wirklich. Sie lächelte.

Prüfend betrachtete sie Franziskus, dann sagte sie: „Bleiben Sie aufrecht, Franziskus, ich glaube, man hat mehr Herzen begraben als Menschen getötet. Daran fehlt es. Und . . ." fügte sie mit verstecktem Schalk

hinzu, „ich wollte, ich wäre so alt wie Sie, ich bin viel jünger."

Sie sahen sich lange an, dann lachten sie beide. In dieser Fröhlichkeit verstanden sie sich.

In der gleichen Nacht aber sagte Rita zu Michael. „Der Baum Franziskus beginnt zu blühen. Ich bin auf seine Früchte begierig."

„So, so," sagte zerstreut Michael, seine Gedanken waren anderswo.

* * *

Unvermutet spürte Michael Clarenbach einen leichten Druck auf der Schulter. Als er sich umwandte, sah er in das lächelnde Gesicht Gudenars. Er konnte sich eines peinlichen Gefühls nicht erwehren. Gudenar schien diesen hohlen Raum zwischen ihnen zu spüren. Er sprudelte überlebhaft hervor.

„Du bist mir entschwunden. Um so erstaunlicher, als jetzt alle Menschen auf der Straße leben. Die Straße ist jetzt wieder das Forum. Man könnte hier Vergleiche anstellen mit vergangenen Zeiten, aber wozu. Hast du nicht auch das Gefühl, als wenn jetzt das Pflaster von Nervensträngen durchzogen wäre? Spürst du das nicht auch bei jedem Schritt, wie es von den Füßen aufwärts bis in den Kopf zuckt. Wir laufen über elektrische Drähte. Es ist eine wunderbare, prickelnde Lust. Vielleicht erklärt sich so die Neugeburt des Menschen." Er lachte auf und schob vertraulich seinen Arm in den Michael Clarenbachs.

Michael fühlte sich betäubt von dem Redeschwall. Auch hörte er einen Unterton daraus hervor, der ihn abstieß. Oder bildete er sich das nur ein. Ausweichend sagte er:

„Ich stecke tief in meiner Arbeit, das beherrscht mich vollkommen."

„Arbeit,“ wiederholte mit verhängtem Spott Gudenar, „es gibt Menschen, die sich selbst in einem brennenden Hause davon nicht abhalten lassen. Ich bewundere diese Ruhe, manchmal kann es aber auch Angst sein.“

Clarenbach machte sich brüsk los. „Wie meinst du das?“

Gudenar ging leicht darüber hinweg. „Ach, das ist nur so ein Einfall, nicht der Rede wert. Ich selbst kann nicht aus mir herausschöpfen. Das ist mir versagt, leider . . . Aber hörst du nicht, wie es rings um uns brüllt. Man lebt wie in einer Arena, herrlich . . .“

Michael wollte loskommen. Er fühlte die Gier dieser Worte, ein böser Hunger lag darin. Er lenkte das Gespräch in eine gleichgültige Bahn.

„Womit beschäftigst du dich jetzt?“ fragte er, sein Ton war kühl.

Gudenar machte eine weite, halbkreisförmige Bewegung mit dem Arm. „Damit . . .“

Michael sah ihn forschend an. Gudenar stieß wieder sein kurzes, häßliches Lachen hervor.

„Die Nerven liegen bloß, ich habe es dir schon gesagt, man muß sie zusammenraffen, richtig knüpfen, zu einer bestimmten Wirkung auslösen. Merkst du nicht, wie wir über nie geahnte, nie gesuchte Energien stolpern?“

Michael blieb stumm, er wollte nicht mit diesem fremden Geist gehen.

Gudenar sagte höhnisch: „Die Straße ist mein Laboratorium, vielleicht verstehst du es so. Ohne Retorte und das andere Hexenzeug. Seelenchemie. Famoses Wort. Was . . .?“

Clarenbach dachte: Er verschanzt sich. Laut sagte er: „Ich erkenne nicht den positiven Wert."

Gudenar verzog spöttisch das Gesicht. „Deutsche Gründlichkeit und Pedanterie. Keiner kommt darüber so leicht hinweg." Er wies mit dem Kopfe auf die Vorübergehenden. „Da . . . lauter neue Elemente. Ich löse sie auf, erschließe sie. Es liegen fabelhafte Wirkungen darin. Das ist jetzt das Material. Alles andere ist lächerlich, verkrüppelte Gehirnarbeit."

Einen fremden Atem spürte Clarenbach. Ein anderer stand hinter diesen Worten. Das war nur ein Mechanismus, der jetzt funktionierte. Unklar war dieser Gedanke in ihm. Er kämpfte mit diesem Gefühl. Gudenar witterte es instinktiv. Mit einem Sprunge setzte er darüber hinweg.

Lässig, nebensächlich sagte er: „Übrigens bin ich dir zum Dank verpflichtet," Michael sah ihn erstaunt an. Gudenar schien es nicht zu bemerken. „Wenn ich nicht irre, habe ich dir die Bekanntschaft mit Karenow zu danken, wenn auch indirekt . . ."

Michael machte eine harte Bewegung.

Gudenar fuhr fort: „Ein hervorragender Mensch, ich sage dir, ein Genie. Eine verblüffende Kraft, er durchdringt jeden Menschen, spießt ihn auf. Da hilft kein Sträuben."

„Ich habe keine Verbindung mit Karenow," sagte Michael hart.

„Soo . . .", es klang gedehnt, zwischen den Zähnen, „ich dachte, ihr wäret bekannt, schon von früher her. Sagtest du nicht einmal etwas Ähnliches?"

Clarenbach gab murmelnd eine ausweichende Antwort.

Gudenar hörte darüber hinweg. „Jeder kann von ihm lernen. Er ist der Messias der Organisation.

Die Masse ist Teig in seinen Händen. Er hat die Gewalt der Form in sich, das ist es. Nur er kann helfen. Er kann das Blut jagen."

Gudenar sah ihn lauernd von der Seite an. Über das eine Auge senkte sich das Lid.

Clarenbach zwang sich zur Ruhe, die Worte bedrückten ihn. „Das sind Meinungen," sagte er. Er wollte das Gespräch nicht fortsetzen.

Sie waren vor dem Hause angelangt, in welchem sich sein Laboratorium befand.

„Du hast früher nach meiner positiven Arbeit gefragt," Gudenar bot ihm eine Zigarette an, Clarenbach dankte. „Ich leite jetzt die Gemeindevertretung eines Vorortes, dort, wo Karenow wohnt. Armeleutbezirk. Es ist nicht uninteressant. Du solltest mich einmal besuchen. Man kann sehr viel lernen. Auch Karenow würde sich freuen."

„Hier ist mein Laboratorium," sagte Michael statt jeglicher Antwort.

„Ich will mir das Haus merken," sagte Gudenar. Clarenbach unterdrückte eine Antwort.

„Dein Laboratorium . . .", er zog singend das Wort. „Vielleicht findest du den Weg in ein größeres." Mit einer raschen Bewegung hatte er seine Hand ergriffen und war verschwunden.

Clarenbach kämpfte mit dieser Begegnung. Er brachte die Unruhe in sein Laboratorium mit. Er wollte sie von sich streifen. Was war ihm Gudenar? Ein gleichgültiger Mensch, verknüpft mit einem Zufallsausschnitt seines Lebens. Was kümmerte ihn sein Schicksal? Aber dahinter stand irgend etwas, das fühlte er. Er war in einen Kreis eingeschlossen. Er schalt sich ob seiner überhitzten Vorstellungen. Immer wieder stieß er auf

Karenow. Als stünde hinter jedem Menschen dieses eine Wesen. Oder war es nur eine geheime Eigenschaft des menschlichen Organismus, die jetzt hervortrat? War Karenow nur eine Reagenz darauf?

Er begann zu grübeln, als stände er vor einem wissenschaftlichen Problem. Sein Verstand wollte sich in ein Geheimnis einbohren. Er vergaß, daß er Karenow kannte, daß dies ein Geschöpf war, wie jedes andere, mit Kleidern behängt, mit einer Stimme behaftet, aus tausend Schwächen zusammengesetzt, nur ein Mensch, mit dem er gleichgültige Worte gewechselt hatte. Seine Gedanken begannen quälend zu kreisen; Erinnerungen und Ideen vermischten sich. Er verirrte sich in einem dichten Gestrüpp. Karenow floß wie ein geheimer Strom durch die Stadt: man ertrank in ihm.

Er sprang in Erregung auf. Wohin führten ihn seine Gedanken. Er erschrak vor sich selbst. Dumpfe Gefühle ließ er los, gleich zügellosen Pferden rasten sie ins Nebelhafte. Mit schmerzhafter Anstrengung riß er sie zurück. Zur klaren Überlegung zwang er sich, rüttelte er sich innerlich zurecht. Karenow war eine dunkle Existenz, das Produkt riesiger Großstädte, aus düsteren, verwirrenden Winkeln erstanden. Auf ewiger Wanderung sind sie, von Stadt zu Stadt, wie böse Winde, die an feste Steinmauern schlagen. Daran hielt er fest. Sie wollen schaden, aber sie sind ohnmächtig. Warum stieß er immer wieder auf diesen Namen?

Ein Schatten senkte sich über sein Denken. Es war Wahnsinn, einen Sinn darin zu erkennen. Er stieß das Wort heftig hervor. Gleichsam mit einer Keule schlug er jeglichen Gedanken nieder. Man strauchelt nicht über tückische Zufälle.

Sein Denken setzte exakt ein. Aber ein unbestimm-

tes Grauen sprang es hinweg. Karenow wurde zu einem Menschen. Nur einen Niveauunterschied erkannte er. Aus einer anderen Schichte rückte er empor. Solche Grenzen sind überall. Das war die geheimnisvolle Verschiedenheit der Menschenkreatur. Jedes Schicksal trug jetzt veränderte Züge, war phantastisch verzerrt. Das lag in der Zeit.

War nicht auch sein eigenes Schicksal wunderbar? Er dachte an die blutigen Kämpfe, an die zermürbende Gefangenschaft. Nicht nur Erinnerungen brachte man heim, man schleppte auch Menschen mit, die aus dem Kreise des Gewöhnlichen fielen. In den einen lag das Gute, in den anderen das Böse, vielleicht nach beiden Richtungen übertrieben. So war es. Auch Karenow war nicht anders. Mit zäher Geduld ging er um den Namen herum, entkleidete ihn jedes Schreckens.

Und Gudenar? Er verzog verächtlich das Gesicht. Einer, der sein Gewissen auf den Fußspitzen balanciert. Ein Seiltänzer des Charakters. Etwas dachte eigensinnig in ihm: es ist nur ein Werkzeug. Fast wäre er wieder über diesen Gedanken gestolpert. Seine ganze Energie stemmte er dagegen. Gudenar ist der Mensch der Gelegenheit. Da lag die Verbindung zu Karenow. Sein Urteil war abgeschlossen. Langsam glitt die Erinnerung von ihm . . .

Er fuhr sachte mit der Hand über das kalte Glas der verzweigten Röhren und Retorten. Die glatte Kälte ging beruhigend in seinen Körper über. Da lag seine Arbeit, nichts durfte ihn davon abbringen. Er fühlte auch die Kraft in sich. Die Straße lag weitab. Die Erregung flutete an ihm vorüber, wie eilig hastende Menschen. Sie streifte ihn kaum. Vor ihm lag ein reiches Gebiet. Ein ungeheures Feld war zu pflügen.

Eine Saat mußte aufgehen, daran mußten die Menschen gesunden.

Er hatte den Glauben an seine Kraft. Er wußte: Nicht die Kenntnis, das scharfsinnige Denken, das zufällige Glück sind die Pfeiler dieser Forschung, es gehörte mehr dazu: Eine reine, wahre Liebe, ein tiefes, schmerzendes Mitleid. Das gab dem Wollen die treibende, unwiderstehliche Kraft.

Wie schon oft in schweren zweifelnden Stunden, oder in Augenblicken berauschender Hoffnungen griff er nach dem Brief des alten Doktor Berkow. Mußte er nicht Karenow für die Übermittlung dankbar sein? Er lächelte über den Umschwung seiner Gedanken. Mit halblauter Stimme las er. Er wollte die Worte hören, als kämen sie aus einem verschlossenen Munde.

„Mein Leben neigt sich seinem Ende zu. Die Zeit ist rasend in ihrer Wut. Ich aber bin ohne Neugierde. Ich habe nach Wundern gehorcht, aber nur von ferne das Klopfen gehört. Ein Bergmann war ich, der aus einer ahnenden Finsternis nicht ans Licht kommen konnte. Wenn ich gegen Abend sehe, ich stehe hart an der nächtlichen Kante, so ist keine Bitterkeit in mir. Ich denke an ein tiefes Schlafen, gesättigt durch ein reines, großes Wünschen. Unendliche Liebe war in mir. Ich wollte sie den Menschen hinterlassen als leuchtenden Strahl. Aber eine Beschränkung war in mir, darüber hinaus versanken meine Kräfte. Vielleicht hätte ich mein Leben als ein verlorenes gewertet, wäre in eine dunkle Nacht versunken, die letzte Stunde wäre ein verdammendes Urteil gewesen. So aber liegt ein Leuchten auf meinem letzten Wegstück, das danke ich Ihnen, teurer, junger Freund. Nicht ein blinder Zufall hat Sie aus einem fernen Westen zu mir geführt. Über die tiefsten Dinge herrschen Gesetze, nur

ihre Zusammenhänge sind uns fremd. So haben wir ein törichtes Wort dafür geprägt. Sie mußten kommen, mein Leben und mein Werk liegt in Ihren Händen. Eine wunderbare Feierlichkeit ist in mir, ich grüße den Tod, nichts kann er mehr zerstören. Ein Greis, der heimgeht, ist wie ein Kind auf unbekannten Wegen. Nach rückwärts schauend, stehen Sie, mein teurer Freund, auf heller Straße und winken mir zum erstenmal. Im Abschied klingt mein letztes Wort. Nehmen Sie es von einem, der Sie liebt, der Ihre weise, glückbringende Kraft zu ahnen vermag. Das Werk muß gelingen, stützen Sie es durch Liebe, daran wächst der Wille, daraus wächst die Kraft. Jede Stunde des Verzweifelns ist eine kostbare Träne, daraus blüht die Stärke. Spüren Sie den Segen der Materie, horchen Sie nach ihrem Leben. Messen Sie die geheimen Wunder nicht mit der bloßen Kälte des Verstandes, öffnen Sie Ihr zuckendes Herz, lassen Sie Ihr warmes Blut fließen. Nur so ergründen wir die letzten Rätsel. Wenn Sie am Versagen sind, horchen Sie nach einem Grab, daraus soll meine Stimme tönen. Mein Segen ist bei Ihnen. Alle Leidenschaft meines Herzens presse ich darein, über Sie ergieße ich den keimstarken Tau meiner heiligen Hoffnungen. Seien Sie gesegnet, Vollender meines Lebens."

Clarenbach ließ den Brief sinken. Die Zeit versank, er sah den Greis vor sich. Und damit verschwand die Gestalt, es war nur mehr eine lichte Erscheinung. Alle Umrisse verlöschten. In welchem Reiche lebte diese Erinnerung?

Noch eine Nachschrift enthielt der Brief. Zitternd waren die Züge, es lag körperliche Schwäche drin.

„Wenn meine letzte Stunde mir Kraft gibt, will ich noch einmal zu Ihnen reden."

Nur dieser eine Satz. Clarenbach starrte darauf. Eine tiefe Falte grub sich in seine Stirne. Er war über diese Worte hinweggegangen. Nur das Leuchten hatte er gespürt. Lag nicht in einer Finsternis etwas verborgen?

Er hörte deutlich: Ich habe ihn nur als Leiche gekannt. Höhnisch funkelnde Augen standen über diesen Worten. War da ein Zusammenhang? Wie hatte Gudenar gesagt? Er regiert den Tod. Karenow stand wieder vor ihm, übermenschlich, riesengroß. Er fühlte seinen Atem bedrängt, seine Brust war eingezwängt. Warum mußte er jetzt daran denken, wo er sich mühselig durchrang. Zufälle, nichts als Zufälle, sie sprengen einem das Hirn. Der alte Berkow war gestorben, selig und ruhig. Sein Brief atmete Weisheit. Es ist das Vermächtnis eines Schlafenden. Nichts, nichts anderes wollte er denken. Kein Grauen lag dahinter, nur eine wunderbare Ruhe.

Mit zitternden Händen verbarg Clarenbach den Brief. Langsam zerfloß im weißgetünchten Raume ein Riesenantlitz. In den Glasröhren leuchteten verirrte Lichter. In gleichmäßigen Schlägen pochte das Herz. Mit ruhigen Augen stand Clarenbach an der Arbeit.

Als Edgar Zehlen in das Laboratorium trat, schlug ihm die Stille entgegen. Er spürte ihre schwere Feierlichkeit.

„Man kann atmen bei dir," sagte er. Seine Züge waren schärfer, gleichsam übertrieben in der eigenen Form. Übernächtige Blässe lag darüber. Clarenbach äußerte seine Besorgnis. Zehlen wies sie mit einer Handbewegung zurück.

„Das mag äußerlich sein, innerlich laß ich mir nicht beikommen."

Sie saßen in dem kleinen, warmen Nebengemach.

Nach einem Schweigen sagte Zehlen. „Ich will eine Stunde ausspannen, darum bin ich bei dir. Seit dem Abend bei Nierenstein habe ich dich nicht gesehen. Ich wollte dich damals schon etwas fragen . . .“ Er machte eine Pause, als müßte er sich besinnen; „aber ich stecke in einem tollen Wirbel, ich brauche alle Kraft, um oben zu bleiben.“

Er hatte die Hast nicht abgestreift, sie lag in jeder Bewegung, in jedem Zucken des Gesichtes, nur mühsam beherrscht.

„Du mußt dir Ruhe gönnen,“ sagte behutsam Clarenbach, er kannte die leidenschaftliche Kraft des Freundes.

Zehlen stieß mit zusammengepreßten Lippen ein kurzes Lachen hervor.

„Dann gleich begraben . . . Es geht jetzt um alles, das ist die stärkste Probe in meinem Leben.“

Er brach gewaltsam ab und fragte Clarenbach nach dem Stand seiner Arbeiten. Dieser berichtete sachlich, verriet nicht seine eigene Not, das war er jetzt dem Freunde schuldig. Er wurde ausführlich und warm in seinen Worten, eine tiefe Menschlichkeit klang mit.

Zehlen hörte mit gesenktem Kopfe zu. Ohne aufzuschauen sagte er:

„Manchmal glaube ich jetzt, es ist ein Verbrechen. Das Gute und Heilende zu suchen, man müßte scharfsinnig nach Mitteln forschen, um die Menschenbestie auszurotten. Sie verdient nichts Besseres.“

Clarenbach schüttelte den Kopf.

Zehlen sagte hastig: „Du mußt mich für einen Narren oder Verbrecher halten, aber es kommen schon einem solche Gedanken. Stell' dich mitten in eine Arena und laß wilde Tiere um dich kreisen und sprich dann von Menschennot. Ich sage dir, diese neue Freiheit hat die letzten Kleiderfetzen von den Leibern gerissen.

Nackt siehst du sie. Du ahnst nicht, wie scheußlich sie sind."

Clarenbach schwieg. Nie hatte er bei Zehlen eine solche Erregung gesehen, der war mit Worten nicht beizukommen.

Knirschend sagte Zehlen: „Und wenn ich deshalb zugrunde gehe, ich lasse mich nicht verdrängen. Mit dem eigenen Leibe decke ich all das, was ich als notwendig und gerecht empfinde."

Vorsichtig versuchte Clarenbach zu beruhigen. „Sie wollen ein neues Leben zimmern, man muß ihnen rein menschlich entgegenkommen."

Zehlen lachte auf. „Du sprichst wie ein Schwärmer, ein Fremder aus einer anderen Welt. Da . . .", er wies nach dem Laboratorium hin, „aus dem gefügigen Milieu grübelnder Gedanken. Komm zu mir in die Fabrik, ich will dich führen. Dort wirst du den neuen Stoff kennen lernen, der die Welt regieren will."

„Der Arbeiter will sein Recht, man hat es ihm lange genug vorenthalten," Clarenbach wurde lebhaft, sein soziales Gefühl regte sich.

„Das will ich nicht abstreiten," sagte Zehlen ernst, „ich empfinde die Verbesserung dieses Standes als eine sittliche Forderung. Kein Mensch von Einsehen darf sich dem verschließen. Ich bin der letzte . . . aber was bei uns in der Fabrik sich vorbereitet, hat nichts mehr mit Recht zu tun. Vielleicht sind es besondere Verhältnisse, ich weiß es nicht. Ich habe keine Zeit, wo andershin zu sehen. Ich darf meine Augen nicht abwenden, manchmal glaube ich, es sprengt mir das Hirn." Er war in großer Erregung aufgesprungen.

„Sie erwachen zum Leben," sagte Clarenbach gütig.

Hastig wandte sich Zehlen um.

„Du irrst. Sie erwachen zu einer Tyrannei. Mißversteh' mich nicht. Wir waren durch Jahre voneinander getrennt. Man verliert vielleicht nicht das Gesicht eines Freundes, aber Hirn und Herz kann einem fremd werden. Ich will von dir gekannt sein," er streckte ihm die Hand entgegen. „Ich bin kein Anhänger des alten Systems. Die dekorative Macht war ein Verbrechen. Sie bereicherte sich auf Kosten des einzelnen. Sie sättigte sich gierig und ließ hungern. Sie zu stürzen war eine Notwendigkeit, vielleicht der einzige positive Wert des großen Krieges. Wir waren alle geblendet. Es war die Zeit der gesteigerten Eitelkeit. Nur den Glorienschein durften wir sehen, dahinter war nichtige Schwäche. Der Sturz war eine Tat. Restlos kenne ich sie an."

Clarenbach nickte bejahend.

Zehlen fuhr fort: „Nun sollte der Mensch hervortreten. Nicht mehr auf Draht gezogen, frei, zum erstenmal. Ihm gebührt ein Leben, anständig, ehrlich. Jede Kraft hätte dazu verwendet werden müssen. So glaubten wir es. Aber was kam hervor? Nur die Kreatur, ohne Seele, mit rasendem Instinkt begabt, unersättlich in ihrer Gier. Nichts kennt sie mehr, als die eigene Lust, den eigenen Willen, die eigene Tierheit. Man müßte im Ekel ersticken, würde man nicht mit der Faust darnach schlagen."

„Urteilst du nicht zu einseitig?" warf Clarenbach ein. Zehlen verbarg die Fäuste in den Taschen.

„Ich urteile nicht nach Gefühlen und Empfindungen, ich bin nicht der Mensch dazu, ich urteile nach Taten und Geschehen. Die Masse ist frei geworden. Sie löst sich auf in lauter Einzelwesen, du kannst sie auch Schichten, Stände, Berufe nennen. Jeder sucht nur für sich etwas zu erreichen, das Höchste, Unmöglichste.

Sie schrauben ihre Ansprüche ins maßlose, unabhängig vom Nebenmenschen. Mag er zugrunde gehen, nur sie wollen leben. Sie waren unterdrückt, jetzt wollen sie unterdrücken. Sie sehen nicht nach rechts und links, nur grade aus, alles niedertretend, was sich in den Weg stellt. Sie wollen nicht arbeiten, nicht sich einfügen in eine neue Gesellschaft, sie wollen nur sich befriedigen, einen verhaltenen, brutalen Instinkt ausleben, austoben. Jeder einzelne steigert seine Bedürfnisse, reißt aus sich die verwegensten Wünsche hervor, stachelt sie bis zur Raserei, will steigen, immer höher steigen, um die anderen fallen zu sehen. Die Bestie will herrschen mit blutigem Maul und spitzen Krallen."

Zehlen stand beim Fenster und trommelte auf die Scheiben.

„Man muß sie das menschliche Maß lehren. Wir müssen Geduld haben." Für Clarenbach war die menschliche Natur etwas Heiliges.

Zehlen verzog spöttisch den Mund. „Wir sie lehren . . .? Der jüngste Handlanger ist neunmal weiser als du es bist. Er verlangt und droht. Hinter ihm steht die Revolution. Wie eine Keule hält er sie in der Hand. Du hast immer das Gefühl, jetzt und jetzt saust sie nieder. Die Nerven sind ewig angespannt. Nicht einen Augenblick darfst du nachlassen. Ich spüre es, diesmal geht es um alles. Auch ich raffe meine letzten Kräfte zusammen."

Harte Furchen standen in seinem Gesicht.

Langsam erfaßte Clarenbach den schweren Kampf dieser Stahlnatur. Er fragte: „Ist die Fabrik noch im Betrieb?"

Zehlen lächelte maskenhaft. „Wir arbeiten, wenn auch nicht mit allen Kesseln. Jeden Tag erzwinge

ich von neuem das Brüllen und Stoßen der Maschinen. Wenn das Räderwerk im Gang ist, atme ich auch. So lebe ich jetzt, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, begreifst du jetzt, was das heißt, was ich geben muß? Ich stoße meine Energie gegen die blinde, fressende Wut von tausenden Körpern. Das ist jetzt der Kampf."

„Was verlangen sie, du mußt dich auf die soziale Basis stellen. Vielleicht ist so eine Verständigung möglich?" Clarenbach wollte helfen, vermitteln.

Zehlen streckte beide Hände flach von sich. „Sprich dieses Wort nicht aus. Nie wurde ein größerer Unfug getrieben, als damit. Es gibt nichts Unsozialeres als diesen Arbeiter. Er erkennt niemanden an, nur sich selbst. Alles mag zugrunde gehen, er muß recht behalten. Sie bekämpfen den Kapitalismus, um daraus selbst Kapital zu schlagen. Sie wollen den Geldstrom nicht eindämmen, auf ein gerechtes Maß verteilen, nur ihm eine andere Wendung geben, ihn in ein neues Bett leiten. Täglich treten sie mit neuen Forderungen heran. Ich beweise es ihnen: es ist unmöglich. Alle anderen leiden darunter, eine allgemeine Verarmung und ein großes Elend ist die Folge. Sie bleiben unzugänglich, hart. Der Bürger hat gefressen, jetzt wollen wir fressen. Der Bürger ist der Hund, sie wollen nicht eher ruhen, als bis sie mit Füßen nach ihm treten können, als die Herren. Ihre Gerechtigkeit ist ein Verkehren der Ungerechtigkeit. Es ist ein fürchterlicher Ringkampf. Sie wollen nach oben kommen, Menschen unter sich sehen. Ich sage ihnen: Nehmt Vernunft an, sonst gehen wir alle zugrunde. Sie antworten: Macht nichts, die anderen sollen nur krepieren. So ist ihr Sinn. Sie denken nicht daran, daß auch sie werden daran glauben müssen. Es ist

eine Raserei des Lebens in ihnen. Ein Totentanz. Jeder einzelne von diesen Kreaturen will Jahrhunderte nachholen. Alles zusammenraffen, was weiter geschieht, ist gleichgültig." Zehlen sprach wuchtig, seine Stimme hatte metallischen Klang.

„Siehst du nicht zu schwarz?" Clarenbach hatte ein schmerzendes Gefühl.

Zehlen schüttelte den Kopf. „Ich übertreibe nicht. Das liegt nicht in meiner Natur. Ich sehe den Feind mit klaren Augen. Das ist er, der Feind. Wir brauchen unsere ganze Kraft, restlos, um an diesem Mißverständnis der Freiheit nicht zugrunde zu gehen. Die Revolution gärt in jedem dieser unreifen Hirne. Vor dieser furchtbaren Brut müssen wir uns hüten." Er streckte die Arme. „Ich weiß, es ist erst der Beginn des Kampfes, manchmal freue ich mich sogar darauf. Es ist die Probe für die Lebensstärke," seine grauen Augen leuchteten, das Gesicht war wieder jung, von kühner Schärfe. „Es bereitet sich etwas vor. Wenn ich durch die Arbeitssäle gehe, spüre ich es. Das Gekreisch der Maschinen sagt es mir. Noch sind sie sich nicht selbst einig. Es ist ein Überlegen, ein Irren nach zwei Seiten . . .", er warf plötzlich dazwischen: „Kennst du die ‚Rote Fackel'?"

Clarenbach konnte nur unbestimmt Auskunft geben.

Zehlen fuhr fort: „Es ist das Organ der Gewissenlosen, jener, die über Leichen gehen wollen. Russische Propaganda steckt darin. Von dort aus ziehen sich die Fäden in meine Fabrik. Ein gewisser Winterstein, herabgekommenes Sujet, der Name hat übrigens nichts zur Sache, steht in direkter Verbindung mit meinen Arbeitern. Die Idee geht weiter als Worte reichen. Manchmal rieche ich so etwas wie Blut. Unterminiert ist alles, geheime Kanäle . . ."

Zehlen hatte seine alte Sicherheit wieder gefunden. Sein Gesicht war kühl, sein Ton völlig beherrscht.

„Ich bin bereit, beugen will ich mich nicht. Es ist der Kampf um das Fundament. Man muß die Beine spreizen und in den Boden stemmen. Auch wir haben ein Recht zum Leben. Es gilt nicht mehr um die eigene Zukunft, die wahre Lebensbahn muß freigehalten werden."

Clarenbach sah ihn staunend an. Das Urbild des Willens war in ihm. Gequält dachte er: Es geht ein wildes Brausen über die Erde. Was wird entwurzelt? Seine Gedanken verloren sich in ein anderes Reich, das war frei von Haß. Zwischen den Männern lag ein tiefes Schweigen.

Als Zehlen ihn verlassen hatte, blieb Clarenbach noch lange im Dunkel sitzen. Die Worte schlugen dumpf in ihm. Ein verwirrendes Netz lag auf allen Wegen. Die Menschen hatten unkenntliche Gesichter. Er mußte frei bleiben, nichts durfte ihn behindern. Seine Straße führte abseits von der Leidenschaft.

Mit einer raschen Bewegung drehte er die elektrischen Flammen auf. Das Laboratorium lag im hellen Licht. Darin war die Klarheit. Die Not braucht Arbeiter. Es war ein ehernes Gebot.

Die Nacht lag im schwarzen Schlaf. Weit leuchtete der Schein aus dem hohen Raum.

* * *

„Es ist nicht verwunderlich, wenn ich Ihren Besuch erwidere. Ich hatte das Gefühl, Sie wollten mit mir reden."

Karenow übersah die Erregung Clarenbachs. Seine stechenden Augen liefen in dem Laboratorium umher. Es war ein Besitzergreifen. Clarenbach murmelte etwas

Unverständliches; er suchte Zeit zu gewinnen, um sich zu sammeln.

„Ich bin etwas unvermutet eingetreten, man darf daraus keine falschen Schlüsse ziehen," die wulstigen Lippen Karenows spielten mit einem Lächeln.

Clarenbach dachte: Ich kann nicht atmen, es weht eine fremde Luft. Er riß seine Energie zusammen. Er mußte dieser Begegnung die oberflächlich gesellschaftliche Form geben. Kühl betrachtet stand er einem Halbbekannten gegenüber, man mußte jede Zwischengefühle ausschalten.

Er sagte: „Ich stecke tief in meiner Arbeit, sie beherrscht mich vollkommen." Es klang so: Ich habe keine Zeit, ich wünsche nicht gestört zu werden.

Karenow überhörte es. Seine Blicke glitten über Wände, Boden, Eisen, Glas und Flüssigkeiten. Er überdeckte alles mit einer schleimigen Neugierde. Gewaltsam hielt Clarenbach an sich. Es war ihm, als schleife ein Tier mit zerstörenden Pfoten im Raume umher.

Karenow sagte trocken: „Die Ähnlichkeit ist nicht zu leugnen. Nur mehr Ordnung, System, deutsche Gründlichkeit ist hier. Erstaunlich . . ."

Er kniff die Augen zusammen und tippte mit dem Zeigefinger automatisch auf eine Glasröhre.

„Was meinen Sie?" Ein unbehagliches Gefühl fand die Frage voreilig.

Karenow machte eine leichte Handbewegung. „Nur so flüchtig . . . ich mußte an Doktor Berkow denken. Wie gesagt . . .", fügte er rasch hinzu, „es verhält sich wie Romantik zum Empire. Wohl nur ein Gradunterschied. Temperamentsache . . ."

Obzwar Clarenbach diesen Namen erwartet hatte, konnte er eine Bewegung nicht verbergen. Unwill-

kürlich griff er mit der Hand nach der Brusttasche, in welcher er den Brief des toten Freundes verbarg. „Wenn mir meine letzte Stunde noch Kraft gibt . . .“ Warum sah er ihn plötzlich mit eingeschlagenem Schädel unter Glasscherben liegen?

Ein wildes Denken begann in ihm zu toben. Nicht Anfang und Ende erkannte er darin. Es waren unbehauene Gedankentrümmer. Seine Hände schlossen sich zu Fäusten. Innerlich begann es in ihm zu schreien, er war durchschüttelt von diesem lautlosen Brüllen. „Mörder, Mörder . . .“ Sich über dieses fremde Wesen stürzen, mit den Fäusten dieses Antlitz zertrümmern. Clarenbach schloß die Augen.

In die Stille sagte Karenow: „In meiner Heimat gibt es viele solche Schwärmer. Die Zeit ist nicht günstig für sie. Man darf sich nicht aufhalten lassen.“ Ihm war die stumme Erregung Clarenbachs nicht entgangen. Er spielte damit. „Doktor Berkows Tod . . .“, absichtlich ließ er diesen Satz fallen und fragte lebhaft: „Glauben Sie an Schicksalsverknüpfungen?“

Clarenbach antwortete nicht gleich. Er mußte aus einem Bann heraus, aus einem engen Kreise springen. Das war seine Arbeitsstätte, sein Feld, daraus wuchs sein Brot. Hier galt keine andere Kraft. Er warf trotzig den Kopf zurück.

„Ich glaube an Tatsachen.“

Jetzt log er sich selbst an. Das wußte er. Er glaubte an geheime Fäden. Das lag in seiner grübelnd schürfenden Natur.

Karenow nickte langsam mit dem Kopfe. „Ein exakter Standpunkt, anerkennungswert. Aber . . .“, er verfiel in einen singenden Ton, „dort der Tote, hier der Lebendige, dazwischen die gleiche Idee wie ein Faden

mit zwei Knoten. Man könnte darüber nachdenklich werden.“ Seine Augen verschwanden hinter den Brillengläsern.

Welches Ziel hat er? dachte Clarenbach, er spielt jetzt Komödie.

„Was wissen Sie von meiner Arbeit,“ sagte er laut, abwehrend.

Karenow studierte die verzweigten Linien seiner Handfläche. „Ich interessiere mich dafür. Doktor Berkow sprach einmal davon . . .“

Clarenbach starrte ihn an. „Ich habe ihn nur als Leiche gekannt,“ diese Worte saßen tobend in ihm. Er stieß schwer hervor: „Sie haben ihn . . .“

Karenow hob den Kopf und sagte mit gleichmütiger Ruhe: „Das müßte nicht unbedingt der Fall sein . . . Man muß nur mit dem Geist vertraut sein. Der zufällig daran pendelnde Körper spielt keine Rolle.“

„Ich liebe den Menschen, das Herz, das schluchzende und jauchzende Fühlen.“ Clarenbach stieß die Worte hervor. Wozu verriet er sich. Er war unfrei.

Karenow zuckte die Achseln. „Ballast,“ sagte er kalt. „Übrigens halten wir uns bei gleichgültigen Dingen auf . . .“

Clarenbach zitterte. Welches waren die Gesetze dieses Körpers? Mit Füßen trat er auf Menschen. Der Boden war unsicher unter ihm.

Karenow war an den Laboratoriumstisch herangetreten. „Ich will versuchen, Ihren Gedanken zu folgen,“ er sagte es mit ruhiger Sicherheit.

Clarenbach hob die Hand, als hielte er krampfhaft einen Vorhang fest. Ein brutales Verlangen wurde in ihm wach. Lege die Hände um diesen Hals und drück' zu, langsam, bis zum Ende. Er stand hinter Karenow. Die massig gedrungene Gestalt schien ihm

wie ein riesiger Steinblock. Wehe, wenn er ins Rollen gerät. Er spürte die zermalmende Kraft.

Karenow sah nach rückwärts über seine Schultern hinweg. „Nicht bloße Neugierde . . . Es gibt gleiche Ziele von verschiedenen Richtungen. Man darf nicht kurzsichtig sein. Wir gehen jetzt nach vorwärts, eine große Straße. Man fragt: Kamerad, wohin? Oder man sagt: Wir gehen zusammen. Oder . . .“, er schnitt scharf mit der Faust durch die Luft, „man sagt: Zurück.“

Die Augen wichen nicht von Clarenbach. Seine Brust hob sich, es half kein Sträuben. Vielleicht auch besser so. Eine klare Aussprache und die Wege waren getrennt für immer. Er fühlte fast eine Erleichterung. Er flüchtete auf sein Gebiet. Langsam kehrte seine Sicherheit wieder. Er verlor die Gestalt Karenows, sah ihn nicht mehr, vergaß seine Gegenwart.

In sachlich knappen Worten erläuterte er Plan und Absicht seines Forschens, schilderte den notwendigen Prozeß, erläuterte Hemmungen und Widerstände, erklärte die Möglichkeit, sie zu überwinden, errichtete in ehrlicher Begeisterung und gründlichem Verständnis das große Gebäude seiner kühnen Hoffnungen. Mit warmen Worten schloß er:

„Diese Strahlen haben eine wunderbare Heilkraft. Ein großes Stück Schmerz und Leid wird aus der menschlichen Natur gestoßen. Nach einer Richtung wenigstens treten wir so einem fürchterlichen schmerzenden Tode entgegen. Man muß heilen. Das ist der Sinn, jeder einzelne in seinem Kreis. Vielleicht gelingt einmal einer fernen, fernen Zukunft die Überwindung des Schmerzes. Und das Ende ist nur mehr eine leise, wohlige Auflösung in eine unbekannte Dämmerung.“

Über die verzweigten Röhren hinweg blickte Clarenbach nach dem Fenster, ein mildes, spätes Sonnenlicht lag darüber. Seine Worte waren aus einer verschleierten Tiefe geströmt, der Klang eines unbewußten Gebetes lag darin.

„Ein Traum auf Irrwegen," hart sagte es Karenow.

Wie durch eine Faust emporgerissen, sah sich Clarenbach um. Erwachend starrte er in das Gesicht Karenows. Eine hoffnungslose Unerbittlichkeit lag darin. Warum hatte er gesprochen? Er fühlte sich bestohlen, hinterlistig eines Geheimnisses beraubt. Ein Dieb hatte sich bei ihm eingeschlichen, man mußte um Hilfe schreien. Eine wilde Wut reckte sich in ihm. Er mußte sich verteidigen. Mit gespreizten Beinen in unbewußter Abwehrstellung stellte er sich vor den Tisch.

Mit zusammengebissenen Zähnen sagte er: „Wir kommen aus verschiedenen Welten, es hat keinen Sinn, darüber zu reden."

Karenows Augen leuchteten wie zwei glühende Kugeln. Das Tier wechselt in seinem Gesicht, empfand Clarenbach; das Gefühl war erstickend.

Karenow sagte: „Es gibt jetzt nur eine Welt. Alle Kräfte heran, ob sie wollen oder nicht, man muß sie zwingen."

Clarenbach wandte sich ab. Eine schwere Müdigkeit stieg in ihm auf.

Plötzlich sagte Karenow leicht, gesellschaftlich: „Ich bin über Ihre Ausführungen entzückt. Eine lehrreiche Stunde. Dafür bin ich Ihnen dankbar. Nur schade ...", wieder dieses sonderbare Dehnen der Worte, „daß Sie Kräfte an falscher Stelle ansetzen."

Clarenbach rüstete zu einer heftigen Entgegnung, dann fuhr er sich müde über die Stirne und sagte nur: „Es ist sinnlos," er hatte das beklemmende Ge-

fühl, nicht mit einem Menschen zu reden, sondern mit einer unbekannten Macht.

Karenow legte leicht seine Hand auf seinen Arm. Lähmend spürte Clarenbach den Druck.

„Sie suchen nach einem Heilmittel für den einzelnen, den Kranken. Dazu ist unsere Zeit nicht geschaffen. Wir brauchen ein Heilmittel für den Gesunden, für die Gesamtheit. Wozu Todgeweihte ihrem Schicksal entreißen? Die dem Leben geweiht sind, für die müssen wir die Bahn freimachen. Nur der hat ein Recht, der stark atmen kann. Er ist der Lebensläufer, alle Hindernisse aus dem Weg. Die gewaltige Brust, das ist jetzt das Symbol. Die körperliche Kraft muß frei werden, durch Jahrtausende ist sie mit Stricken gefesselt, das gezähmte Haustier der Reichen. Jetzt gilt es, diese Taue zu durchschneiden. Sie scheinen nur für die Ewigkeit gedreht. Wir müssen die Messer schärfen." Clarenbach wollte sich frei machen. Es gelang ihm nicht. Die Hand, die auf ihm lag, schien aus Eisen.

„Und die Not der Schwachen, der Schmerz der Kranken . . .?" Clarenbach versuchte sich aufzuraffen, seine innere Überzeugung zu formen.

Karenow schnitt scharf in sein Wort. Verächtlich sagte er:

„Das ist Mitleid, das Schlafmittel der Zufriedenen. Wir müssen endlich davon frei werden. Wer Mitleid braucht, ist bereits gerichtet. Das war bisher das größte Hindernis für die wahrhafte Wertung. Die Welt muß erlöst werden von Almosen."

„Ich will heilen, heilen . . .", Clarenbach schrie es hervor. Seine zuckenden Worte fielen auf kalten Stein nieder und zerschellten.

Karenow hob hoch die Hand empor, als hielte er

eine Fackel in der Hand. „Das will ich auch. Soweit gehen wir gemeinsam ...“

„Nein, nein ...“, stieß Clarenbach heftig hervor. Karenow lächelte unmerklich.

„Sie verwahren sich vorschnell. Heute noch, wer weiß ...“

Clarenbach atmete gepreßt.

Karenow fuhr fort: „Nur mit dem Unterschied: Sie wollen einen siechen Körper für eine Zeitlang wieder ins Geleise seiner schwächlichen Funktionen bringen, ich aber will gesunde Geister erwecken, die Gebundenheit ihrer Kraft loslösen. Die Zügel aus dem Maule der Menschheit will ich reißen. Die Kraft muß frei werden.“

„Sie wollen das Menschentier aus dem Schlaf hetzen, nichts anderes,“ heftig schleuderte ihm Clarenbach die Worte zu. Ein irres Zucken ging über Karenows verschwommenes Gesicht.

„Vielleicht ... Ist der Mensch nur eine Bestie, dann soll sie toben, brüllen, rasen. Wer ist dann Richter und Bändiger? Wir alle sind nur Menschen, also Tiere. Wer sich eine andere Rolle anmaßt, muß zertreten werden. Größenwahn der Kultur ...“

In Clarenbachs Augen saß das Grauen. Was löste sich vor seinen Augen? Es war, als entkleidete sich vor ihm ein Mensch seiner Menschlichkeit. In eine Nacktheit blickte er, die war nur mehr aufgerissenes, blutiges Fleisch. Karenow spürte die zu starke Wirkung. Das lag nicht in seiner Absicht, noch nicht. Mit einer glatten Wendung drehte er sich.

„Nur, um in Ihrem Vergleiche zu bleiben, nichts anderes war damit gemeint. Man kann auch die gebundene Kraft zum Guten lenken. Das ist aber das weitere Ziel. Das nähere ist, sie freimachen. Nach dieser Rich-

tung muß sich alles Forschen wenden. Auch das Ihrige, Michael Clarenbach. Sie müssen helfen, uns helfen."

Die Augen fest auf ihn gerichtet, zwang ihn Karenow zum Reden.

„Ich habe nichts mit all dem zu schaffen. Ihre Lehren sind mir fremd, ich will nichts von ihnen wissen." Langsam ließ ihn Karenow los.

„Wir erregen uns," sagte er scheinbar gleichmütig. „Es ist eine wissenschaftliche Unterhaltung, ich will mich gerne von Ihnen belehren lassen."

Clarenbach spürte den Spott. Es war vergeblich, er rannte eine glatte Mauer an. Was stand dahinter? Wie gefesselt fühlte er sich. Die Apparate verschwanden vor ihm. Das Eisenblech wandelte sich zu einem Sezierbrett. Er selbst lag darauf. Vor ihm hielt Karenow das Messer. Er glich einer Leiche mit Schmerzempfinden. Er hätte aufschreien können.

Tonlos sagte er: „Ich muß meinen Weg gehen, das letzte gibt jeder aus seinem Herzen."

Karenow schüttelte den Kopf. „Es gibt nur einen Weg, darauf müssen wir die Menschen führen, wenn notwendig mit Gewalt. Die Straße der Freiheit, kein Stein darf darauf liegen. Und die Gefühle . . .", er stieß ein kurzes, böses Lachen hervor. „Daran hat sich bis jetzt die Menschheit die Schädel wundgestoßen. Man muß die Menschen beherrschen, um sie zu beglücken. Nur ein einziges Mittel führt zum Ziel. Jede Überrumpelung muß ausgeschlossen werden. Jedes Einzelwesen ist eine feste Zahl. Niemand darf sich mehr dünken. Die Mathematik der Menschheit. Man muß sie entherzen. Das ist die Operation, die man vornehmen muß."

Clarenbach verdeckte unwillkürlich die Augen, er wollte die Gestalt vor sich nicht mehr sehen. Karenow

näherte sich ihm. Er sagte wuchtig, seine Gestalt hob sich:

„Michael Clarenbach. Auch ich habe Ihnen mein Laboratorium geöffnet, wie Sie mir das Ihrige. Nicht vielen Menschen gönnte ich einen Blick darin. Glauben Sie noch immer an Zufälle? Denken Sie an Doktor Berkow, sein Hoffen und sein Streben. Wir gehen denselben Weg. Noch wissen Sie es nicht. Auch in Ihnen ist eine gewaltige Kraft. Man muß sie in das eiserne Geleise der Freiheit stoßen. Noch können Sie selbst aufrecht darin schreiten. Versäumen Sie nicht den Augenblick. Man wird Menschen darin schleifen als blutige Klumpen. Die Gesunden warten auf Sie. Die Revolution ist der göttliche Strahl."

Stöhnend stieß Clarenbach hervor. „Nur das Werk der Liebe ist allmächtig."

Eine unendliche Stille war um ihn.

Erschöpft ließ er die Hand von den Augen. Die Sonne war untergegangen. Das Laboratorium lag im Dunkel. Gespenstisch leuchteten gläserne Röhren und Kugeln.

Mit wirren Augen sah er sich um. Er griff sich an die Stirne, tappte seinen Körper entlang. In einem dumpfen Schweigen stand er. Wie in einem Morast klebten seine Füße.

Wo war die Menschenstimme, wo war das grausam wechselnde Antlitz? In seinem Ohre klangen Worte, gleich Hammerschlägen dröhnten sie. Von der Straße scholl verworrenes Geräusch. War alles nur ein Spuk, ein wildes Werk der Phantasie?

Weit riß er das Fenster auf. Eine kalte Nacht stürzte herein. Der Lärm der Straße wurde klarer. Viele Stimmen tönten daraus. Nein, es war alles Wahrheit. Ungeheure Kräfte sind am Werk. Es geht ein

Beben durch die Welt. Herz halte fest, man will dich aus dem Leibe reißen.

In dem dunklen Raum glühten Karenows Augen. „Man muß die Menschen entherzen.“ Wie einen einzigen Schrei hörte es Clarenbach.

Er stürzte sinnlos auf die Straße. Er mußte Menschen sehen, Menschen fühlen.

* * *

Winterstein zählte Fritz Breese das Geld für zwei Wochen auf den Tisch.

„Ick mechte endlich Arbeet sehn,“ sagte Breese. „Ick habe mir im Bezirke umjekiekt, det Feld is jut.“

Winterstein nickte zerstreut, er war nicht bei der Sache, und gerade heute war es notwendig. Das verteufelte Blut stieß in ihm herum, an den Körper schlug es, als wollte es herausspringen.

„Keen Mensch kann sagen, det nich Stimmung in dem' Jeschäfte sin wird. Wat een leerer Magen is und hat ne starke Pfote, der Mensch is jut. Ick jehe täglich an so manchem Laden vorbei und denk mir so im stillen: Zeig ihnen den Laden, ob dann eener sagen wird, nee ick will nich!“

„Wir sind keine Plünderer,“ sagte Winterstein grob. Er haßte diese unverhüllte Art. Tünche mußte man über alles legen. Politur . . . das war noch ein Vermächtnis seiner Vergangenheit.

„Det war ooch nich so jemeint,“ sagte Breese gleichmütig, „ick mechte ooch mal Hafer futtern. Ick bin een Jaul, der sich an Stroh überfressen hat.“

Leutenholz knurrte dazwischen:

„Es wird bald genug Arbeit geben. Warten ist auch ein Kunststück.“

„Kann ick ooch,“ sagte Breese, „hab ick im Kriege jelernt. Nur, mer hat so seine Erfahrung,“ er kniff

die Augen zusammen. „Een Sturmangriff muß zur rechten Zeit komm. Sonst hast de die blauen Bohnen im Koppe und die anderen sind vajniejt.“

„Das ist nicht das gleiche,“ sagte Winterstein zerstreut.

Er hatte mit Camilla Streit gehabt. Es schlich sich ein böser Ton ein, man konnte das Ende nicht absehen. Auch er sehnte sich nach einer Änderung von Grund aus. Den eigenen Menschen von innen nach außen kehren. Wie ein Pferd vor einem wilden Rennen, das weiß auch nicht, ob es zum Schluß mit gebrochenem Genick daliegt. Er suchte in der Lade und reichte Breese zwei Schlüssel.

„Da, nehmen Sie einen genauen Stand im Waffenmagazin auf.“ Höhnisch fügte er hinzu: „Die friedliche Beschäftigung wird Sie beruhigen.“

„Soll jeschehn,“ sagte Breese und verließ grußlos das Zimmer.

Kaum hatte er die Tür hinter sich geschlossen, schlug Leutenholz mit der Faust auf den Tisch. „Man muß sich vor einem solchen Lümmel schämen. Er schmeißt einem Wahrheiten an den Kopf, daß einem schwindlig wird. Hat das Warten einen Sinn? Ich sage Ihnen, die Reste meines verehrten Leichnams sind fiebertoll. Man wird mich in Ketten legen müssen, oder ich krieche wie ein heulendes Tier durch die Straßen. Ich habe dieses verfluchte Gefängnis satt.“ Er hämmerte auf den Tisch, als rüttle er an Eisenstäben.

„Sie bringen ja die richtige Stimmung für die heutige Sitzung mit,“ Leutenholz hörte den ironischen Ton nicht heraus.

„Daran soll's nicht fehlen. Ich habe auch nicht soviel Zeit, wie ihr anderen. Wer weiß, wie lang' noch

dieser Stumpf brennt?“ Er stieß mit dem Zeigefinger gegen seine Brust.

„Keiner von uns hat Zeit,“ sagte Winterstein düster. „Wir sind alle Menschen des Augenblicks. Sie haben nie gespielt . . .“, er schnalzte mit der Zunge. „Es ist ein sonderbares Gefühl, wenn man den letzten Hundertmarkschein auf eine Karte setzt. Ich kenne das. Die Augen springen einem aus dem Kopfe heraus, nur darf es beileibe keiner merken.“

„Ich war nie so vornehm,“ brummte Leutenholz.

Winterstein erhob sich und stellte sich dicht an den Tisch, an dem Leutenholz saß.

„Heute ist ein Stichtag. Ich habe das, was man Witterung nennt, dafür. Karenow wird reden. Wir können unsere Kräfte zusammenklauben. Wir stehen vor dem Sprung,“ er atmete tief auf. „Es ist auch gut so. Schließlich sind Nerven keine Stricke.“

Leutenholz stierte vor sich hin. „Karenow . . . wir schwören alle auf ihn, er soll uns das Heil bringen. Sind wir nicht leichtgläubig? Was wissen wir von ihm? Gut, er bringt eine große Vergangenheit mit. Aber die Gegenwart, die Gegenwart . . .“, er schrie das Wort hervor, sein verstümmelter Körper hing daran. „Was zögert er noch? Man soll sich nicht einem Menschen verschreiben, wir haben unsere eigenen Kräfte.“

Winterstein hob abwehrend die Hand. „Sie reden aus einem bösen Groll, Leutenholz. Wir alle sehen einseitig, er vielgestaltig. Seine Pläne sind von einer Furchtbarkeit, glauben Sie mir, unsere Ahnungen sind ein Kinderspiel dagegen. Er übersieht nichts. Er hat ein Hirn von anderen Dimensionen. Denken Sie an einen ungeheuren Bohrer, der die Erde aufwühlt. So ähnlich sind diese Funktionen.“

„Sie haben einen festen Glauben," sagte Leutenholz, „in mir steckt ein zweifelnder Geist. Ich glaube an nichts, als an das Messer. Da, glatte Arbeit, wie man zwei Beine wegschneidet," er wies höhnisch auf seine Stümpfe.

„Karenow ist schärfer als Stahl, ein Messer kann stumpf werden," überzeugend sagte es Winterstein.

Leutenholz zuckte die Achseln.

Winterstein fuhr fort, sein Gesicht war rätselhaft verschlossen: „Ich habe einmal in einer Nacht mit ihm gesprochen. Es war sternhell. Ich sah in eine so dichte Finsternis, daß mir der Atem verging. Unsere Vorstellungen haben andere Farben. Ich weiß nicht, woran es liegt. Vielleicht hat die Sonne im Osten ein anderes Gesicht. Ich mußte an meine Kindheit denken, da habe ich gezittert. Verstehen Sie das? Das wird es sein. Karenow hat keine Kindheit. Wir alle kranken daran." Er suchte seine Erregung zu verbergen, sie lag in seiner Stimme.

Leutenholz sagte dumpf: „Ich bin auf der Straße groß geworden, ich muß auch auf der Straße zugrunde gehen," er warf sich mit plötzlicher Wucht mit dem Oberkörper über den Tisch. „Nein, nein, ich will nicht. Spießt mich auf eine Fahnenstange auf und tragt mich voran. Wenn schon mein Leben keinen Sinn hat, der Tod muß einen Zweck haben. Wie ich im Spital gelegen bin, habe ich mich gegen das Sterben gewehrt. Ich wollte nicht stinkend bequem im Bett verwesen. Ich habe mir gedacht: Jetzt erst recht nicht. Du mußt anders krepieren, in einer Raserei, mitten unter Menschen, im Heulen und Brüllen. Ich will meinen Tod genießen, auskosten. Nichts anderes gehört jetzt mehr mir." In das Weiße seiner Augen traten rote Punkte.

Winterstein wandte sich ab. Das war ein fremder,

unheimlicher Mechanismus. Wie das Kreischen einer Riesensäge spürte er die Worte. Die Augen Leutenholz' sprangen ihm nach.

„Zeigen Sie mir den Menschen, der mehr will, wie ich, der mehr geben kann . . . ihr alle habt etwas zu verlieren. Aber ich, ich habe nur zu gewinnen. Weniger kann niemand aus mir machen. Ein ganzer Toter ist mehr, als ein halber Lebendiger. Karenow ist auch nur einer wie ihr alle. Laßt mich los, laßt mich los, ich will mit meinen beiden Stümpfen die Stadt zerstampfen," seine Stimme ging in ein heiseres Bellen über.

Winterstein antwortete nicht mehr, er konnte sich eines Grauens nicht erwehren.

Gudenar trat ein. Mit einem höflich glatten Lächeln begrüßte er die beiden. Zwischen ihm und Winterstein lag eine lauernde Feindschaft. Unausgesprochen, dennoch rechnete jeder von ihnen damit. Es waren zu wenig Gegensätze in ihnen. Jeder fürchtete den Ehrgeiz des anderen. Auch kamen sie von der gleichen Straße. Eine ähnliche Vergangenheit lag zwischen ihnen. Sie verbargen sich voreinander. Spitze Höflichkeiten liefen zwischen ihnen. Vielleicht war es auch eine unterdrückte Scham. Sie suchten ihre geheimen Kräfte zu ergründen. Wie vorsichtige Ringer standen sie sich gegenüber.

Gudenar sagte: „Großer Ministerrat heute. Ich habe mein feierlichstes Gemüt angezogen." Er kicherte.

Winterstein sagte übertrieben höflich:

„Sie haben Gelegenheit zur Bedeutung. Ihr Wirken muß als hervorragend bezeichnet werden."

Gudenar verbeugte sich korrekt. „Sehr schmeichelhaft, Herr von Winterstein. Aus dem Munde der ver-

ehrten Redaktion klingt die Anerkennung doppelt genußreich."

„Laßt die Komödie," warf Leutenholz dazwischen.

Gudenar lächelte verbindlich.

„Meister Leutenholz hat recht. Die Idee bindet. Man soll die Ausstrahlungen seines Körpers nicht vorwitzig werden lassen."

„Ich teile Ihre Meinung," sagte trocken Winterstein.

Gudenar schwenkte ab. „Es weht ein scharfer Wind, zumindest bei mir draußen. Es bedarf nur des Wortes: Los . . ."

„Da hören Sie es," warf triumphierend Leutenholz ein. „Worauf warten wir? Sturm, Sturm . . . die Bäume muß man aus dem Boden reißen."

„Es wird ohne eine gewisse Heftigkeit nicht abgehen," sagte glatt Gudenar.

„Die Revolution ist keine Konditorware." Leutenholz' Augen schillerten.

Gudenar beachtete nicht den Einwurf. „Am ruhigsten ist noch das Haus, in dem Karenow wohnt. Er hält jede Propaganda von dort fern. Ich weiß nicht den Grund."

„Gemütsangelegenheit," sagte Leutenholz höhnisch.

Winterstein sagte scharf: „Das glaube ich nicht. Bei ihm ist alles Überlegung, haarscharfe Entscheidung. Wir müssen nicht alles verstehen."

„Gott Karenow, ich weiß, ich weiß . . ." Leutenholz wurde mit seiner inneren Wut nicht fertig.

„Die ärgste Armut lebt darin. Es ist sonderbar, daß er dort sein Heim aufgeschlagen hat."

Winterstein sagte ironisch belehrend: „Karenow hat nicht ein Heim, wie irgendein kleiner Bürger. Vielleicht hat er mehrere Wohnungen. Was wissen Sie

von ihm? Hat er Sie vielleicht in sein Vertrauen gezogen?"

Gudenar spürte die lauernde Rivalität. Er zwang sich zu einer gleichmütigen Antwort. „Ich begnüge mich, ein einfaches Glied zu sein. Ich habe keinen persönlichen Ehrgeiz. Ich folge der Idee."

Winterstein lächelte verbissen, er spürte die Lüge aus den Worten. Er hätte ihm mit der Faust ins Gesicht schlagen können und schreien. Warum behängst du dich mit falschen Kleidern? Er verschloß seinen Haß. Auch dafür mußte die Zeit kommen.

„Wir alle folgen der Idee," sagte er nur. Es war ein Waffenstillstand.

Eine Weile blieb es still. Alle zogen an geheimen Gedanken. Leutenholz kramte in einem Stoß Zeitungen und warf ein Blatt verächtlich vor sich hin.

„Es ist eine Schande, daß wir dieses bürgerliche Geschwätz dulden. Und wenn wir uns hundertmal dagegen auflehnen. Worte gegen Worte, Tinte gegen Tinte. Die Galle geht einem über. Geht hin und zertrümmert ihre Maschinen, werft die Halunken zum Fenster hinaus. Schlagt ihnen die Schädel ein. Man muß etwas tun. Wir ersäufen die Revolution in Tinte. Mich ekelt vor dieser Tatenlosigkeit."

„Tja . . .", sagte Gudenar gedehnt. „Aus einem Redaktionsfenster sieht sich die Sache anders an."

Leutenholz fletschte ihn an: „Glauben Sie, ich sitze gern hier. Ich . . .? Ich fühle andere Kräfte in mir, wenn ich auch nur ein Stück Mensch bin. Den Mut haben sie mir nicht abgeschnitten. Ich nehm's mit jedem auf. Da . . .", er reckte die Arme, „die sind noch stark genug, ich wollte, die verdammte Bürgerwelt wäre ein einziger Mensch und ich könnte ihm

diese Hände um den Hals legen. So, so ...", er machte eine Bewegung.

Gudenar sagte beschwichtigend: „So war es nicht gemeint." Der Krüppel stieß ihn ab, er hatte nicht das Gefühl, einen Menschen vor sich zu haben.

„Wenn Karenow es will, wird auch das geschehen," Winterstein sagte es mechanisch. Auch in ihm war heute toller Aufruhr. Er wollte aus diesen Verhältnissen heraus, gleichviel in welche anderen herein. Es war die Gier der Veränderung.

„Karenow, Karenow ...", äffte Leutenholz nach, „Marionetten seid ihr. Ich, ich bin der einzige Mensch und der ist nur halb," seine Augen waren plötzlich trübe, wie angelaufene Glaskugeln.

Und Gudenar zog die Uhr. „Es fehlen noch Adelheid Rapp und Simon Bardach," antwortete Winterstein auf die stumme Frage.

Gudenar stieß einen Pfiff hervor. „Das Jüdchen."

„Was haben Sie an ihm auszusetzen?" fragte lauernd Winterstein.

Gudenar ließ einen unbestimmten Laut hören.

„Nichts Besonderes, nur bin ich nicht für diese Art der Abstammung."

„Immerhin ein wenig logischer Grund," sagte wegwerfend Winterstein.

„Zugegeben, Blutaversion. Das ist ein chemischer Vorgang, außerhalb der Hirntätigkeit." Gudenar spielte mit einem Ring. „Ich wundere mich, daß Ihnen das sonderbar erscheint, Herr von Winterstein."

„Das Recht zu diesem Erstaunen habe ich Ihnen nie eingeräumt," erwiderte dieser kühl.

Gudenar biß sich auf die Lippen. „Ich bin zu lange in Galizien gewesen."

„Aus demselben Grunde habe ich diese Sorte von

Geschöpfen verstehen gelernt," sagte streitlustig Winterstein.

Gudenar lüpfte die Schultern. „Erfahrungsverschiedenheiten ... Übrigens, was bedeutet derselbe in diesem speziellen Fall?"

„Karenow riecht eine Kraft in ihm. Das entzieht sich unserer Beurteilung. Wo wir nur Hüllen sehen, sieht er Möglichkeiten. Er hat die Witterung für das Menschlich-Verschlossene. Bardach ist eine bestimmte Größe, die notwendige Fülle für einen Raum. Wir alle bedeuten nichts anderes, nur sich nicht überschätzen."

Gudenar merkte die Absicht. „Das wäre eine Aufklärung. Ich selbst empfinde nur das häßliche Gesicht einer fremden Rasse."

„Vorurteile," sagte Winterstein, „man sollte sie nicht in die neue Freiheit schleppen."

Gudenar verteidigte sich, er spürte, daß er dem Gegner eine Blöße bot. „Die Qualitäten des einzelnen bleiben unbestritten. Es war ein Urteil über die Gesamtheit. Das färbt natürlich ab. Im übrigen unterwerfe ich mich dem Urteil Karenows. Herr Simon Bardach bleibt von meiner Kritik frei."

Leutenholz war dem Gespräch beider aufmerksam gefolgt. Jetzt polterte er los: „Was werft ihr mit einem Menschen herum. Wie ein Ball fliegt er zwischen euch hin und her. Weil er ein Jude ist. Sollen wir auch noch dieses Ammenmärchen nachplärren. Seht euch einmal recht sein Gesicht an. Darin steht ein Leid geschrieben, abgrundtief, sage ich euch. Setzt das in Haß und Rache um und er ist eine stärkere Kraft als wir alle. Darauf kommt es an. Die Umwertung des Schmerzes. Die passive Energie in eine aktive

zu verkehren. Kann das Karenow, dann beug' auch ich mich vor ihm. Wissen muß ich es."

„Sie scheinen eine besondere Meinung von Simon Bardach zu haben," fragte sachlich Gudenar.

„Ich kann das nicht so einfach ausdrücken. Ich spüre nur, daß er etwas erlebt hat. Vielleicht habe ich das Gefühl für offene Wunden. Daraus läßt sich etwas formen. Sein trauriges Lächeln ist für mich ein unterdrücktes Schreien, das muß herauskommen. Ob der Mensch dabei selbst zugrunde geht, ist gleichgültig. Für uns ist der Effekt das wichtigste. Nur Menschen aus einem tiefen Schmerz heraus taugen für die Revolution. Das sind die Führernaturen. Die anderen ...", er verzog verächtlich sein Gesicht. „Das sind Handlanger. Hochstapler des Gefühls, rote Betrüger ... Die Revolution als Leiter ... Leiden muß man, leiden ... ach, was versteht ihr davon."

Obzwar Winterstein auch diesen Vorwurf fühlte, freute er sich dennoch der heftigen Worte. Die Spitze war gegen Gudenar gerichtet. Dieser ließ sich nichts merken.

Er sagte beiläufig: „Es liegt etwas Wahres in Ihren Worten, Leutenholz. Ich muß mir diesen Simon Bardach näher anschauen, schließlich sind wir doch Kollegen." Er riß das letzte Wort auseinander.

Leutenholz antwortete nicht. Er hörte sein Herz dumpf schlagen, als wollte es den Körper sprengen. Da waren die Grenzen seines Wollens. Nein, er hatte keine Zeit, zu warten.

Nur Karenow fehlte noch. Adelheid Rapp und Simon Bardach waren gleichzeitig gekommen. Eine Weile ging das Gespräch über Tagesfragen hinweg, schleppend, erzwungen, dann verstummte es. Ein schweigendes Warten war in dem Raum. Es lag keine

Ruhe darin, jeder bekämpfte eine quälende Erregung, mußte sie gewaltsam unterdrücken. Der Abwesende beherrschte sie, zwang ihre Gedanken nur nach einer Richtung. Diese Unfreiheit gab den Gesichtern einen scheuen, grübelnden Ausdruck. Ein irres Gefühl war losgelöst, heftete sich an einen einzigen Namen. Ein Wettlauf von Furcht und Hoffnungen, man mußte die Zügel straff anziehen. Die Züge wurden hart, verschlossen.

Am stärksten empfand dies Bardach. Er sagte leise zu Adelheid Rapp: „Ist es nicht, als wenn wir uns alle unter einer unsichtbaren Faust ducken würden. Wir spüren sie im Genick, man kann den Kopf nicht gerade halten."

Sie nickte nur stumm. Auch in ihr war ein beklemmender Druck. Eine fremde Hand umklammerte ihr Gehirn.

Leutenholz gab der Stimmung einen bissigen Ausdruck. „Imperialismus des Gefühls. Unsere Freiheit hat einen Pferdefuß." Dennoch war er der einzige, der sie mit seinem armseligen Stumpfe überragte.

Gudenar warf sein kurzes Lachen dazwischen. Das Zimmer war nicht hell.

Sie saßen in dem Nebenraum um den grobgezimmerten Tisch. Karenows Augen fuhren rasch von einem zum anderen. Er wußte, daß diese Sitzung mehr bedeutete, als die bisherigen Zusammenkünfte. Sie erwarteten von ihm eine Enthüllung, die Abstreifung des Rätselhaften. Jeder von den Anwesenden wollte eine feste Verbindung zu ihm herstellen, eine dämmernde Ungewißheit in ein nüchternes Tageslicht setzen. Sein bohrender Blick holte aus ihnen die Erregung hervor, es war nur Material in seinen Händen, das er zu seinen Zwecken nützen mußte.

Nur selten war er persönlich mit jedem einzelnen zusammengekommen, zumeist nur unsichtbar hinter ihm gestanden, ihn schiebend, treibend. Darin lag seine Stärke. Er legte die Menschen an Ketten, ihre Freiheit war sein Spiel. Er bemächtigte sich der Gedanken und hetzte sie unbarmherzig bis an sein Ziel. Seine Person lag immer im Schatten. Mit Absicht verlöschte er jedes Licht. Die Menschen seiner Umgebung tappten im Dunkel. Ihre Unsicherheit nützte er. Er beherrschte den Klang seiner Stimme, wußte die Wirkungen abzuschätzen. Nie ließ sein Auge locker, es war der Gradmesser der Anspannung seiner Kräfte. Sein eigenes Empfinden blieb unkenntlich, seine hohe zurückgebogene Stirne hatte den Schimmer grauen Steines. Er lehnte sich zurück, seine Stimme war gleichmütig.

„Eine Aussprache ist notwendig. Wir haben uns alle in die Zeit eingefühlt. Wir mußten den Boden kennen lernen. Alle Irrtümer entstehen aus einer Unterschätzung. Die Tat selbst ist die natürliche Folge eines Prozesses. Die Vorbereitung aber ist die Arbeit unseres Gehirns. Vor allem müssen wir die Klarheit unseres Willens erkennen, dann das Ziel festsetzen, zum Schluß die notwendigen Mittel überlegen."

Leutenholz hielt nicht länger an sich, die Worte drängten aus dem zitternden Körper hervor. „Wir wollen die Revolution, die große, herrliche Revolution, nicht dieses Komödienspiel der Freiheit. Wir haben ungeheure Vorbilder, was sind wir erbärmlich dagegen."

Karenow verneinte. Die Bewegung seines Kopfes war langsam. Er sagte abweisend:

„Ein Irrtum. Was wir erstreben, fällt aus jeder Vergangenheit. Es gibt keine Vorbilder für uns. Nur

Anfänge von Kinderhänden. Bäume, die schlank aufwuchsen, in ihren Kronen aber starben. Diese Erkenntnis muß unser Fundament sein. Früher wollten sie die Welt verbessern, wir aber wollen sie neu aufstellen. Ich glaube, dieser Unterschied ist noch immer nicht bewußt. Wir müssen den Rücken frei haben, nichts ist hinter uns, alles nur vor uns. Jede Erinnerung an Geschichte, Überlieferung müssen wir auslöschen. Der nackte Adam sind wir, der sich seine Welt zimmert. Die Hacke hält er in der Hand, damit bahnt er seinen Weg."

„Und die alte Welt?" fragte lauernd Leutenholz.

Karenow lächelte unmerklich. „Ein einfaches Gesetz. Wer sein Haus neu bauen will, muß das alte niederreißen. Wir haben denselben Grund und Boden, also . . .", seine Faust machte eine kleine, zuckende Bewegung. „Fort mit dem rissigen Gemäuer."

„Er ist der absolute Zerstörer," flüsterte Bardach, nur Adelheid Rapp hörte diese Worte.

Winterstein hatte das Gefühl, als wollte man ihn aus seinem eigenen Hause vertreiben.

Geheime Wurzeln lagen in der Erde. Karenow spürte dieses Empfinden. Er sagte:

„Wir müssen die Kindheit in uns töten, erbarmungslos. Wir müssen uns sagen: Jetzt bin ich geboren. Alles, was früher war, ist ein Traum, eine abgetane Seelenwanderung. Wir sind neue Menschen, ohne Vater, ohne Mutter, ohne Heimat, ohne diesen großen Komplex eingetrichterter Gefühle. Nackt nach jeglicher Richtung. So springen wir in das neue Leben ein. Es gibt keine Länder mehr, nur eine große Erde. Alle Grenzen sind Hemmungen, künstliche Barrieren. Es gibt keine Heimat mehr, wir müssen uns von der Sklaverei des Vaterlandes befreien."

Die Worte aus einem glühenden Hirn sprangen in zuckende Herzen. Man mußte ein Grab daraus machen. Jeder trug verborgene Heiligtümer in sich, süße Erinnerungen geheimer Feierstunden. Das Leben war darüber gebraust, hatte Trümmer und Scherben angehäuft, aber vorhanden waren sie, man spürte das Zucken, bäumte sich in einem plötzlichen Schmerz auf. Das alles sollte man ausreißen. Es blieb eine Wunde zurück. Ein Widerstand erhob sich, aus der verhängten Tiefe stieg er auf, verzerrte sich auf den Gesichtern zu einer namenlosen Qual. Niemand sprach, jeder rang stumm mit sich selbst. Tiefer grub sich Karenow ein, blutige Wunden bohrte er.

„Wir müssen Deutschland begraben, das Imperium muß in Brand aufgehen. Aus dieser Asche wächst der freie Mensch. Wir müssen alte Begriffe von uns abstreifen. Die Jahrhunderte haben sie nicht gefestigt, sie haben sie morsch gemacht. Unsere Erziehung war die Lehre der Anbetung, Götzenbilder wurden vor uns aufgestellt. Auf den Knien lagen wir. Jetzt erheben wir uns. Wer nicht frei stehen kann, fällt zu Boden, über ihn hinweg schreiten wir. Die Nation muß sterben, dann erwachen die Menschen."

Karenow machte eine Pause. Ein heißer Atem stieß zu ihm. Sie mußten sich zurechtfinden, Auseinandergerissenes zusammenfügen.

Aus Winterstein quälte es sich hervor. Er war Offizier gewesen, wenn auch gescheitert. Er hatte geblutet, gelitten für sein Vaterland, er hatte es geliebt. Seine Jugend war erfüllt gewesen von einem Stolz für seine Größe. Nur abgeblendet war dieser Schein in ihm. Er setzte die Worte schwerfällig zusammen, nur mühsam fand er sie.

„Ich bin ein Deutscher, meine Eltern waren es, der

Boden ist es, die Luft ist es. Kann man das auswischen wie ein mit Kreide geschriebenes Wort? Es ist ein Gefühl, ich kann mit meinen eigenen Händen nicht hinzu, um es auszureißen."

Sein starker Körper bog sich in einem Zittern. Er stand vor seinem letzten Opfer, das wußte er. Nur ein ohnmächtiger Versuch zu einer Rettung war es, das letzte verzweifelnde Anklammern.

Karenows Augen ruhten auf ihm, waren ein scharfes Messer, das das letzte Tau entzweischnitt.

Leutenholz war weit vorgebeugt, sein ungepflegter brauner Bart streifte das gelbe Holz. Seine Worte hämmerten dumpf. „Ich verleugne mein Volk, wenn ich den Weg zur Menschheit finde."

Seine Hände lagen auf den verstümmelten Knien. Was waren Begriffe? Hatte man nicht den Menschen in ihm zerschlagen? Das Größte, Wertvollste war ein Spiel der Laune. Was bedeutete dann alles andere?

Bardach quälte sich: Ich habe Gräber in fremder Erde, wie kann ich sie verleugnen?

Unbeweglich saß Adelheid Rapp. Ihr Gesicht schien erstarrt. Die Worte waren an ihr vorübergerauscht, wie ungeheure, brandende Wogen.

Nur Gudenar blieb an der Oberfläche seiner Seichtheit. Für ihn war alles Mittel zum Zweck. Alle Gefühle waren biegsam in ihm, er konnte ihnen nach Willkür die jeweilige Form geben.

„Ich bin von der Notwendigkeit überzeugt," sagte er.

Die nüchternen Worte wirkten brutal. Karenow achtete nicht darauf. Sein Wille hielt die anderen gefesselt. Aus ihnen mußte er die notwendige Wirkung erzwingen.

„Man muß die letzten Vorurteile aus sich pressen, schonungslos. Kein Schmerz ist dafür groß genug.

Wenn auch das eigene Blut fließt. Strömen lassen. Unnützes Herzblut. So gesunden wir."

Eine pochende Stille lag in dem Raum. Entzündete Augen stierten auf den Tisch. Auf dem rohen Holz lag ein einziges, großes, zuckendes Herz. Karenow sog die Wirkung ein. Aus solchen Worten wuchs sein Wille.

„Wir atmen giftiges Gas," flüsterte gepreßt Barbach. Niemand hörte ihn.

Karenow rückte seine Brillengläser zurecht. Es war wie das Einstellen einer Linse. Er sprach jetzt über die Köpfe hinweg. Die Worte fielen gleichsam von oben herab.

„Ich komme aus einem fremden Land. Gestern war es noch so. Heute ist es das Land der Brüder, die Wiege der neuen Menschheit. Das große, heilige Rußland ... Gab es einen Begriff von ewigerem Wert? Alle Säulen haben wir gestürzt, Rußland liegt drunter begraben. Kein anderes Schicksal hat es verdient. Nicht eine Träne weinen wir ihm nach. Unendlicher Jubel erfüllt diesen Tod. Unsere Stimmen sind die Auferstehungstrompeten. Das Jüngste Gericht ist nicht ein Gotteswerk, es ist ein Menschenwerk, unser Werk. Aus dem Grabe des ungeheuren Reiches steigt die Freiheit empor. Ein helles Licht flammt auf, leuchtet in die letzten verborgensten Tiefen der Geknechteten. Kein Land ist es mehr, ein offenes, wachsendes Feld, ungeheure, springende Wogen, sie fluten, unermeßlich, unaufhaltsam, nichts kann sie mehr eindämmen, sie überschwemmen die Welt."

Seine Stimme schwoll an, als müßte sie das Brausen übertönen.

„So muß jedes Reich stürzen, alle Grenzen müssen fallen, über die Meere hinweg rast die neue Frei-

heit, der Erdball wird umspannt, ein einzig braches Feld wird daraus, darin werfen wir unsere Saat, unsere Früchte keimen, unsere Sonne scheint darüber. Der Tod der Staaten ist die Geburt des Weltstaates; die Erde müssen wir erringen, die teilenden Mauern niederreißen. Es gibt kein Rußland mehr, es darf kein Deutschland geben. Das Todesurteil ist über die Reiche verhängt."

Karenow hatte sich erhoben, seine Gestalt schien gewachsen, der Arm war in die Höhe gereckt, als hielte er eine Brandfackel. Geduckt saßen die anderen. Scheu blickten sie zu ihm empor. Unähnlich schien er einem Menschen, war nur mehr die Verkörperung einer wilden Idee. Ein ungeheures Grab hatten seine Worte geschaufelt, eine kalte Luft strömte daraus. Das Gemach war erfüllt von eisiger Erstarrung. Niemand konnte sich losreißen. Die Hände ballten sich zu Fäusten, als wollten sie diese Schichte zertrümmern.

Jeder dachte an den quälendsten Augenblick seines Lebens. Leutenholz, wie ihm die Granate beide Beine wegriß; mit letztem Bewußtsein hatte er aufgeheult, dann die Besinnung verloren.

Bardach sah das Sterben der Eltern, die hervorgequollenen Augen der Schwester.

Winterstein stand bleich vor der Front, eine feste Hand riß ihm die Epauletten von den Schultern.

Adelheid Rapp lag nackt auf einem fremden Bette, ein höhnischer Mund bespie sie mit Worten.

Gudenar sprang über einen Stacheldraht, er spürte, wie der Posten das Gewehr anlegte.

Sie sahen einander nicht. Jeder war allein in dem Raum. Von einem ungeheuren Felsen sprangen sie in die Tiefe, lagen zerschmettert in einem Abgrund. Jeder mußte noch einmal sterben in der Stunde seiner

tiefsten Scham, in der Stunde seines tiefsten Schmerzes. Die Seele mußten sie begraben, nur so wuchsen sie aus dem Grab der Menschheit empor.

Karenow sah ihr Herz. Er riß es hervor, breitete es über ihr Antlitz. Wie eine brennende Maske lag es darüber. Seine Worte waren die Antwort auf bang klagende Stimmen.

„Wir müssen in uns töten. Es ist ein Mord der Größe. Das Gefühl ist verwirrt, treibt uns in die Sackgassen des Lebens. Das große Werk muß frei davon sein. Die kleine Heimat tauschen wir für die große Erde. Jeder muß diese Klarheit in sich finden. Wer die Kraft dazu nicht hat, bleibe zurück. Über ihn hinweg kommen wir zu unserem Ziel."

Adelheid Rapp sagte unbewußt: „Ich halte mein Herz in beiden Händen, es entgleitet mir, es fällt zu Boden, es zerschellt."

Die anderen blickten nach ihr. Diese Worte waren ihre eigene Vision.

Leutenholz fand sich zuerst. „Ich beginne zu verstehen," sagte er, sein Gesicht war sonderbar zerrissen, ein flackernder, nicht festzuhaltender Ausdruck darin, „man muß noch einige Kleinigkeiten in sich forträumen, sozusagen auskratzen." Er schlug mit der Faust auf den Tisch. „Um das bißchen Schmerz mehr . . . Übungssache, meine Herren, nichts anderes."

Mit den letzten höhnischen Worten half er den anderen. Sie atmeten etwas freier. Jeder übernahm den Gedanken, nur die Form milderten sie. Nur Barbach blieb in sich versunken, sein Gesicht lag auf der Brust.

Schweigend war Karenow dieser Entwicklung gefolgt. In diese Erregung baute er weiter. Er hatte den Grund gelegt. Mit ruhiger, fast monotoner Stimme

setzte er ein, so beherrschte er die Wirkung der Steigerung.

„Wille und Ziel sind Brüder; sie greifen ineinander wie verschlungene Hände, am gleichen Körper hängen sie. Dem Sturz der Reiche folgt der Sturz der Persönlichkeit. Der Stolz muß gebrochen werden, der innere Hochmut. Die sichtbare, goldene Königskrone von dem Haupt zu reißen war ein Kinderspiel, jeder Tor, jeder Blinde erkannte ihr Verderben. Jetzt gilt es all die geheimen Kronen in den Staub zu zerren, mit eisenbeschlagenen Schuhen darüber zu stampfen. Die Zertrümmerung des Kaisertums war nur die Zerstörung einer äußeren Form, ein oft geübtes Spiel, die Unterhaltung alternder Zeiten, nur im Vorbeigehen halten wir uns dabei auf. Wir müssen mehr tun. In die Tiefe steigen, dort wo der Gedanke wurzelt, ihn ausreißen . . ."

Er machte eine Pause, seine Augen begannen zu wühlen, waren spitze Messer. Jetzt hob sich seine Stimme, gleich schweren Steinen schleuderte er die Worte:

„Wir müssen die Menschheit entthronen. Die Welt ist von solchen Altären erfüllt, überall beugt man sein Knie und bringt Opfer. In einer vermessenen Überwertung haben sich die Menschen zu Göttern erhoben. Nur die Götter waren Menschen, die anderen waren Diener, Sklaven. Sie mußten blutig die Hände sich aufschürfen, um Nahrung und Lust zu schaffen, sie mußten knien, im Staube kriechen,. hungern, leiden, sterben. Eine andere Sonne scheint darüber, blendend, gleißend, verderbend: das Gold. Von diesem Lichte nährte sich die falsche Welt, daraus sogen die Götter ihre Kraft, das sind die Strahlen ihrer Herrlichkeit. Wir müssen wachsen, unsere Arme bis zum Firmament

emporstrecken, daraus die falsche Sonne reißen, die Welt wird nicht finster werden. Das Gold ist die wahre Königskrone, stolzer denn je wurde sie getragen. Die kleinen Kaiser kann man töten, ein Schuß, ein Messerstich genügt. Es gilt den Kaiser der Welt zu stürzen, dazu bedarf es unserer Kräfte."

Gierig waren die Augen aller auf ihn gerichtet. Das waren Worte, die sie verstanden. Sie waren alle Enterbte, darum haßten sie den Besitz. Mit solchen Gedanken hatten sie gespielt, unkundig gleich Kindern. Alle bösen Stunden ihres Lebens hatten sie zurückgeführt auf diesen einzigen Punkt, das war der Brennspiegel ihres Leidens, daraus spiegelten sich verzerrt ihre Leidenschaften.

Das Gold . . . es war die Krankheit ihres Lebens. Nie hatten sie den Druck so stark gespürt, wie in diesem Augenblick. Ihr Körper war wundgedrückt von kalter, steinerner Erde.

Leutenholz sagte: „Es ist ein ungeheurer Gedanke, laßt uns Riesen werden," es war ein Menschenstumpf, der zur Sonne wollte.

In Barbach tobte es. Vielleicht lag darin wirklich die Wurzel alles Bösen. Wer diese Macht stürzt, setzt das Menschenleben, die Seele als höchsten Wert ein. Er starrte Karenow an. Ein Zittern überlief ihn. Konnte aus diesen Augen, aus diesem Munde das Gute kommen? Verzweifelt lief er in der Irre seines eigenen Herzens.

Gudenar hatte die Augen halb geschlossen, er zog die Lippen ein, aus einem versteckten Winkel war ein Lächeln auf sein Gesicht gehuscht. Er dachte: Wer Blut vergießt, an dessen Händen bleibt Blut kleben; wer Gold vernichtet, an dessen Händen bleibt Gold hängen. Er spürte seine Zähne auf der Zunge und schwieg.

Winterstein suchte ein schweres Atmen zu unterdrücken. Am Golde war er gescheitert, am Golde wollte er sich wieder aufrichten. Lag in der Zerstörung eine höhere Gerechtigkeit? Er hatte keinen anderen Weg. Sein Schicksal lag in anderen Händen. Er sah auf Karenow. Dieser fremde Körper dort verbarg es. Es war kein Glauben in ihm. Ein wilder Hohn erfaßte ihn. Sein Denken sprang toll um den einen Satz: Sie kommen alle zu dir, alle, alle . . . Sein Herz machte einen Sprung, es würgte ihn am Halse.

Nur Adelheid Rapp blieb gleichmütig. Sie hatte nie am Golde gehangen, eine kühle Verachtung empfand sie dafür. Eine notwendige Äußerlichkeit schien es ihr, nicht mehr.

Karenow nützte die Stimmung aus. „Wir finden uns," sagte er langsam. Jeder spürte seine Hand schon auf sich. Ein Besitzergreifen war es. Bardach duckte sich tiefer zusammen. In ihm war die Wirkung am quälendsten.

Er fuhr fort: „Es ist der erste Schritt. Wir stehen nicht still. Wir müssen die Persönlichkeit enteignen. Jeder Mensch ich gleich. Ein Arbeiter, nicht mehr. Hände und Hirn haben denselben Wert. Die Überhebung des Geistes muß gebrochen werden. Nur ein einziges Maß gibt es: die nackte Menschenform; nur einen einzigen Lohn gibt es: das nackte Leben. Frei atmen darf es. Das ist das höchste Gut, der letzte Preis. Es gibt keine eigenen Wünsche, keine selbstgeschaffene Bequemlichkeit, kein erkaufter Luxus. Wir stellen das Genie als Zufallskräfte der Natur ein. Es sind Gaben gleich den Früchten auf den Bäumen. Sie sind für jedermann. Wir trennen den Träger von seinem Werk. Er gleicht dem Arbeiter in einem Bergwerk, nur mit dem Unterschied, daß er nicht in

eine Grube einfahren muß, sondern in sich selbst zu schürfen hat. Was er zutage fördert, hat den gleichen Wert wie die Arbeit der Hände. Kein eigenes Recht darf er daraus für sich ableiten. Er ist ein Arbeiter, darum darf er leben. Das Genie muß demütig werden. Der Geist wird zur Materie, Kunst und Idee sind Stoffe, nur in einer anderen Form. Die Wertung bleibt immer dieselbe. Wir stellen den Einheitsmenschen auf. Die Funktionen liegen außerhalb von ihm. Er liefert sie aber, wie die Erde ihre Schätze gibt. Das Produkt seiner Kraft gehört der Allgemeinheit, er verschwindet dahinter. Es gibt nur ein Recht, kein Vorrecht mehr. Die Menschen stehen auf der gleichen Ebene, wachsen aus demselben Boden hervor. Jeglicher Unterschied verschwindet. Der Mensch ist der Arbeiter. Es gibt keinen Dichter, es gibt nur Dichtungen, es gibt keinen Musiker, es gibt nur Musik, es gibt keinen Maler, es gibt nur Bilder, es gibt keine Philosophen, es gibt nur Ideen. Es gibt keine Architekten, keinen Ingenieur, es gibt nur Häuser, Brücken, Straßen, Maschinen. Nur Produkte gibt es, für alle der gleiche Preis, der gleiche Lohn. Der Künstler und der Kohlenträger sind gleiche Menschen. Es war nur eine Laune der Natur, daß sie die Rollen nicht vertauscht hat. Diesen Zufall müssen wir aus dem Weg räumen, ihn durch unsere Erkenntnis austilgen. Wir sollten in letzter Konsequenz die Namen der Menschen abschaffen, sie mit bloßen Ziffern benennen. Nur die Unübersichtlichkeit dieses Systems hält uns davon ab. Wir sehen klar. Die Persönlichkeit muß sterben . . ."

Wieder schleuderte er mit wilder Wucht die letzten Worte von sich. Lichterloh brannten sie, das Zimmer stand in Flammen.

In hemmungsloser Erregung sprang Simon Barbach

auf. Sein magerer Körper bebte, seine Hände hielten zitternd den Tisch umklammert. Auf seinem Gesichte standen rote Flecken, das Haar klebte im Schweiß. Die Worte drängten sich über die aufgesprungenen Lippen, zuckten im wehen Schmerz.

„Wir vergewaltigen den Geist, wir ersticken die Kunst, wir töten die Kultur. Die Welt wird zu einer Einöde, zu einer unendlichen Wüste, wir nur zu Tieren, die auf einer Weide stehen. Das Genie ist das Göttliche, der letzte Funke einer höheren Menschlichkeit."

Von dieser Seite hatte Karenow einen Angriff erwartet. Während seiner Rede hatte er den qualvollen Eindruck auf Bardach bemerkt. Mit immer größerer Heftigkeit hatte er die Worte gegen ihn gerichtet, sie nach ihm geschleudert, an seinem Zusammenzucken die Wirkung ermessen. Dort lag ungehobene Kraft für ihn, er mußte sie für seine Zwecke zurechthämmern. Die Mittel beherrschte er. Die lodernde Erregung Bardachs übergoß er mit eisiger Kälte.

„An dem Irrwahn einer Göttlichkeit sind wir gescheitert. Wir bauen unsere Welt ohne Gott, in keiner Form, in keiner Art der Verkleidung, weder in den Kirchen einer Religion, noch in den Tempeln einer Kunst."

Bardach kämpfte um einen tiefen Glauben. „Es ist die innere Göttlichkeit, ohne diese können wir nicht leben. Man kann den Wert vom Menschen nicht trennen. Er hängt mit tausend Fasern an seinem Herzen. Wer sie durchschneidet, bringt es zum Stehen. Das Genie ist der Gottmensch, wir müssen uns beugen vor ihm. Aus einer anderen Erde stammt er, er ist der heilige Gast."

Karenow sagte mit grimassenhaftem Ton: „Ein Genie ist ein Körper wie jeder andere. Er bedarf des Schla-

fes, er hungert und dürstet. Es gibt kein Recht auf eine Ausnahme."

Qualvoll schrie Bardach, seine Worte waren ein wildes Rütteln. „Es wird versiegen, es wird sterben. Wir werden in tiefste Armut versinken, wir werden im Dunkel tappen, wir erblinden."

„Nein," sagte Karenow hart. „Der Körper wird leben wollen. Die Not wird ihn zur Arbeit zwingen. Der Baum wird Früchte tragen. Man stirbt nicht gerne, es liegt ein Schmerz darin. Wir geben ihm die Nahrung, er das Werk, eine glatte Rechnung. Schwärmerei ist nicht der Humus für unsere Erde, Simon Bardach."

Karenow wußte: diese Schwärmerei muß umgegossen werden. Nie vergaß er sein Ziel.

Bardach fühlte seine Ohnmacht. Er erstickte, sein eigenes Feuer verschlang ihn. Was halfen Worte, sie züngelten an einem Felsblock empor. Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Die anderen waren mit Spannung dem Wortgefecht gefolgt. Gudenar zwinkerte mit den Augen. „Das Jüdchen," dachte er, „es hat Temperament." Weiter kam er in den Betrachtungen nicht. Für all den Firlefanz des Lebens hatte er nie viel Sinn gehabt. Genie, Kunst . . . soweit das Frauenzimmer hübsch war und schöne Beine hatte, aber sonst . . . Auch Winterstein hatte ähnliche Gedanken, erkannte nicht die Tiefe dieses ungeheuren Problems.

Leutenholz' primitive Natur, seine harte Jugend, sein schweres Schicksal machte ihn am gefügigsten. Die Kunst . . . das Wort war nur ein Klang für ihn, ein kostbares Spielzeug der Reichen. Er fiel mit seinem Haß darüber her.

„Es darf keine Unterschiede geben. Der eine schafft's

mit den Händen, der andere mit dem Kopf. Zum Stolz hat keiner Grund, fressen wollen beide. Wenn's Seide und Samt gibt, Champagner und Kaviar, dann für alle oder niemanden. Jeder soll eine Nummer sein, so ist es recht, aber nicht Herr und Diener."

Karenow nickte nur. Dieser Krüppel war eine Stütze, dieser Haß brannte gut.

Nur Adelheid Rapp verstand Bardach. Sie hörte, wie plötzlich das Klingen in der Welt erstarb. In der Musik war ihr geheimes Leben. Aber sie verschloß sich herb, sie war zu jeglichem Opfer bereit. Sie hatte Stück um Stück von sich gegeben, sollte der eigene Mensch zugrunde gehen, die Idee mußte siegen. Sie sagte: „Wir müssen die Menschen zur Armut zwingen, zur Selbstentäußerung. Jeder muß sich geben."

Bardach starrte sie an. Auch sie verließ ihn, er kam sich hilflos vor, ausgestoßen.

Karenow sah scharf nach ihr hin. Er wußte, daß unter dieser äußeren Ruhe ein glühender Fanatismus schlummerte. Sie mußte auch als Weib gewertet werden. Er beobachtete Bardach. Für diese Schwäche mußte eine treibende Kraft gefunden werden. Man muß Herzen aufeinander hetzen. In der Liebe liegt zerfleischende Wut. Davon war auch sein Körper nicht frei. Er sprach jetzt und ließ Adelheid Rapp nicht aus den Augen.

„Wir müssen bis zum äußersten gehen. Auch darin vor dem letzten nicht zurückschrecken. Die Kunst ist die Auslösung einer Lust, schmerzhaft oder heiter, die nähere Untersuchung kümmert uns nicht, die Natur aber kennt auch andere Lustquellen. Auch sie gehören allen. Das Recht ist gleichmäßig. Es ist dies der menschliche Körper ... Die weibliche Schönheit für den Mann, die männliche Kraft für das Weib. Wir müssen sie uns aneignen. Nicht mehr das Geld, die Willkür, die per-

sönliche Laune darf darüber verfügen, sie ist allgemeiner Besitz nach dem gleichen gerechten Maß verteilt wie die übrigen Lebensnotwendigkeiten. Die Liebe ist Gemeingut."

Seine Augen verschwanden hinter den Brillengläsern, seine aufgeworfenen Lippen waren feucht.

Die Männer atmeten schwer, die Worte begannen in ihnen zu glühen.

Bardach heulte auf: „Das ist die Prostitution der Welt." Der polnische Räuber hatte also recht, seine Schwester war bloßes Nutzfleisch gewesen.

Karenow blieb unbeweglich. „Das ist nur die kleinliche Angst vor einem Wort."

Winterstein fuhr sich mit den Fingern zwischen Kragen und Hals. Seine sinnliche Natur stöhnte. Er sah Bilder von wilder, berauschender Furchtbarkeit. Nur ein Stöhnen kam von ihm, als ginge er unter in einer verendenden Gier. Sein junger, safterfüllter Körper bebte. Sein Blut trieb ihn zum Weibe, war ein lauernder Räuber. Oft, wenn er durch die Straßen ging und eine blonde, üppige Frau sah, die ihn reizte, mußte er die Zähne zusammenbeißen und die Fäuste gewaltsam in den Taschen vergraben. Durch das Weib war er so tief gesunken, er hatte es immer wieder erkauft. Der Körper sollte frei werden. Das Weib gehörte ihm, jedes . . .; er erstickte im weißen Menschenfleisch. Das war auch die Erlösung von dem einen Leib, der tausendmal geschändet war, vor dem ihn ekelte und der ihn festhielt. Alle, alle sollten geschändet werden; die Welt war ein einziger Markt. Die Vorstellung betäubte ihn, das Blut schlug in seinen Schläfen, es dunkelte ihm vor den Augen. Er fühlte den süßlichen Geruch einer bis zum Schmerz rasenden Wollust.

Gubenar leckte mit der Zunge den Speichel von seinen Lippen. Die Muskeln bewegten sich in seinem Gesichte, die Hand zitterte. Sein Hirn machte einen grotesken Sprung: Menschheitsbordell.

Leutenholz klammerte sich an seinen Stuhl. Was in schlaflosen, heulenden Nächten als Spukgebilde vor ihm gestanden war, das hatte einer am hellichten Tag kühl in Worte gekleidet. War er nicht ein Ausgestoßener, nur ein Tier, das die Frauen mitleidig, verächtlich mit ihren Blicken streiften? Nur die einsamen Nächte waren grausam erfüllt von seinem wilden, ungestillten Begehren. Auch diese Leidenschaft hatte er in eine Rache umgesetzt, in einen zerstörenden Wahn. Er war ausgeschaltet von jeglicher Lust, mit Ekel spien sie nach ihm. Er fühlte sich übergossen davon, Tag um Tag, Nacht um Nacht. Die Nächte hörten sein Heulen, mit den Fäusten schlug er seinen rasenden Körper. Sein Mund war weit geöffnet, sein Atem sprang heiß daraus. Trieb man seinen Scherz mit ihm? War alles nur Hohn auf seine Krüppelhaftigheit? Er starrte auf Karenow, beugte sich vor, als wollte er ihm an die Kehle springen.

Adelheid Rapp senkte tief ihr Haupt. Nicht in Scham geschah es, in einem unendlichen Leid. In ihr schluchzte die erstorbene Mutter. So mußten sie das letzte geben. Als sie ihr Antlitz wieder hob, war es frei von Tränen.

Karenow spürte die sinnliche Luft, sein schwerer Körper tauchte unter darin. Wie einen Köder hatte er diesen Gedanken hingeworfen, jetzt hingen sie daran. Ihm selbst war es die Befriedigung seiner verirrten Lust. Das Tau der Geschlechtlichkeit, wie ein Lasso schwang er es in den Händen. Der einzelne erstickte darin. Und die Masse? Nichts ist so stark in ihr,

wie der Trieb zur Schändung. Mit einer weiten Gebärde faßte er seine Worte zusammen:

„Die große Gleichheit auf allen Gebieten an Leib, Seele und Geist ist unser Ziel. Wir errichten das Imperium der Namenlosen."

Aus tiefstem Staube richtete sich Barbach auf. Die Augen lagen tief in blauen Höhlen, sein Gesicht hatte die Farbe von Pergament. Er hörte seine eigene Stimme nicht. Wie eine zersprungene Glocke klang sie, die zur Richtstätte läutete.

„Die Welt wird nicht erlöst. Eine graue Elenddecke wird über sie gebreitet. Die Menschen werden zu irren Schatten. Alle Lichter werden verlöscht, die Luft selbst erstarrt. Armut und Not überflutet die Erde, ein einziger ungeheurer Strom. Wir ertrinken, wir ertrinken . . .", er war aufgesprungen, ein flackerndes Rot lag jetzt auf seinem Gesichte, die letzten Worte stieß er gellend hervor, sie rissen an den Nerven, als riefe ein untergehender Mensch um Hilfe.

Eine Unruhe bemächtigte sich der anderen. Adelheid Rapp hob beide Arme empor, gleich einem Steinbild wirkte sie.

Der tobende Schwärmer bedeutete eine Gefahr. Karenow war sich dessen bewußt. Er bewunderte die hemmungslose Wildheit. Diese Menschenmaschine hatte ungeheure Energien, er mußte sie nutzen. Jetzt aber ihn, wie einen fremden Körper, der ihn an der Bewegung hinderte, abschütteln. Seine Worte waren scharf, ein Messer mit zwei Schneiden.

„Ja, Simon Barbach, das Elend jagen wir über die Welt, nur so können wir den Reichtum ersticken. Eine versöhnende Ausgleichung ist nicht mehr möglich. Der Boden ist erfüllt von jahrtausendalter Fäulnis. Wir müssen ihn aufreißen, Scholle um Scholle, Klum-

pen um Klumpen; die Armut ist unser Pflug, das Elend ist unser Dünger, die demütige wahre Gleichheit ist unser Samen, daraus wächst die Saat. Unser Leben ist nicht mehr darin. Wir opfern und sind selbst die Opfer. Wir formen die neue Erde."

Er stand hoch aufgerichtet. Was lag in seinem Gesicht? Niemand erfaßte es. Grauen, Größe, Verbrechen ... menschliche Züge verhüllten sich, flossen über in die unbekannte Dimension des Rätselhaften.

In Bardach formte es sich zu einem innerlichen Schrei: Bist du ein Betrüger, ein Apostel, wer bist du?

Leutenholz schrie, seine Krüppelhaftigkeit wuchs gierig in die neue Welt hinein. „Das Elend hat ungeheure Kräfte, ich spüre sie ... wir reißen die Welt aus ihren Fugen."

Winterstein hatte das Gefühl, als müßte er sich aus einer klebrigen Masse emporarbeiten, bis zum Munde spürte er sie.

„Jede Wüste hat Oasen," dachte Gudenar in ungebrochener Weltweisheit.

Adelheid Rapp sagte: „Ich komme aus dem Elend und gehe zum Elend. Darin liegt der Sinn des Lebens. Wir müssen ihn erkennen." In ihr regte sich eine blutige Märtyrerkraft.

Vor dem schwersten stand Karenow. Bewußt machte er eine Pause, er ließ das Schweigen austoben. Dann sprach er:

„Das ist die Erkenntnis. Aus der Idee schreiten wir zur Tat. Der Gedanke muß zur Handlung werden. Es genügt nicht, das Große zu denken, es muß in Wirklichkeit umgesetzt werden. Dazu bedarf es eines Mutes von neugeborener Kraft, die Welt kennt nicht seinesgleichen."

Von einem zum andern gingen seine Augen, umfaßten

ihn, als hingen Krallen daran. Umklammernd hielt er sie in einer starren Bewegungslosigkeit.

„Die wahre Größe liegt in der Überwindung des Mitleids. Das Glück der Menschheit geht über die Leichen der Menschen. Der Tod ist unser Bruder, er ist unser gütiger Helfer, der Schirmherr unserer Gedanken. Das rinnende Blut ist der reinigende Strom, aus tausend Quellen muß er fließen. Überall sind sie. Mit dem Schwert decken wir sie auf, reißen die täuschenden Verhüllungen hinweg. Der Haß ist die Wünschelrute, so finden wir sie. Nur ein einziges Gesetz gibt es: die Gewalt. Unsere Fäuste halten sie. Erbarmungslosigkeit ist das Zepter. Nicht Worte, die Überredung, schreiende Überzeugung führt uns zum Ziel, wir gingen an einem höhnischen Lachen zugrunde. Nur der Kampf, das blutige Messer . . . wir stehen in einer großen Schlacht. Unendlich viele sind sie, die Satten, die Befriedigten, die Glückgemästeten, sie werden sich wehren, aber ihre Kräfte sind schwach, schlaff von übervollem Genuß, die Reife des Verfalles ist in ihnen. Wir aber sind stark. Nur Muskel und Knochen, ausgemergelt von Leiden, von Hunger gequält, die Gier nach Sättigung treibt uns. So müssen wir siegen. Die anderen aber müssen sterben. Nur der Tod überzeugt. Der Fürst, der Bürger, der Künstler und der Gelehrte, sie sind die Träger der alten Welt, die Hüter des verwesenden Gedankens. Über sie alle sprechen wir das Urteil: der Tod. Wir überschütten sie mit Schrecken, werfen das Grauen über sie, übergießen sie mit der stinkenden Jauche ihres Bluts, bis sie heulend zusammenbrechen, winselnd, mit erloschenen Augen auf dem Boden liegen, eine unkenntliche, knetbare Masse. Unsere Hände aber sind ohne Mitleid, nur seelenlose Werkzeuge der Gerechtigkeit."

Er beugte sich weit vor, sein Oberkörper kroch über den Tisch, bohrte sich in jeden ein, sein heißer Atem umfaßte sie, war eine brennende Flamme, in der ihre Menschlichkeit verkohlte. Ohne Ton war jetzt seine Stimme, jedes Wort umhüllt von einer glühenden Asche, der Geruch von Blut klebte daran.

„Nur wer diese Kräfte in sich spürt, wer vollgesogen ist mit Haß, wer sein eigenes Herz ausreißen kann, der ist reif für diese Tat. Unser Werk ist übermenschlich."

Mit einer schlangenartigen Bewegung schnellte er zurück, richtete sich langsam in seinem Stuhle auf, er schien zu wachsen, unendlich, sein Haupt sprengte die Decke.

„Ich frage: Fühlt ihr diese Kräfte in euch. Noch seid ihr frei. Wählet. Wer sich aber ergibt, der zerreiße jedes Band, das seine Seele mit dem Leib verbindet, der sprenge jede Fessel, die sein Geist mit einer alten Welt verknüpft. Wir sind dann mehr als Menschen, wir geben ihm seine neue Form. Wir zeugen eine Welt aus Haß. Entscheidet euch."

In sich zusammengekrümmte, formlose Menschenklumpen hockten auf den Stühlen. Kein Antlitz war mehr in ihnen, eine zuckende, bebende Masse waren sie, ein bloßgelegter Nervenknäuel. Aber sie wuchs ins Unermeßliche das Schicksal, der Raum war erfüllt davon.

„Karenow, du bist der Verführer. Du hetzt Menschen in das Verderben, greifst mit blutigen Händen nach ihren Herzen," eine weiche, milde Stimme begann zu klingen.

Mit jäher Bewegung blickte Karenow nach ihr. In der Türöffnung stand eine sonderbare Gestalt. Ein Greis mit weißem, zerzaustem Bart und langem Silberhaar. Die nackten Füße steckten in Sandalen. Ein schwarzer, faltiger Mantel verhüllte den dürftigen Kör-

per. Die anderen blieben in sich versunken. Noch war das Bewußtsein in ihnen nicht erwacht, sie wußten nicht, woher die Stimme klang.

Sie sprach: „Seit Jahren ist die Welt in Blut getaucht, der Haß der Menschen hat sich darüber ergossen. Aus dem Totenschlaf beginnt das erste Zucken des Erwachens. Du aber willst sie zurückstoßen in eine ewige Vernichtung. Du bist der Geist des Todes. An deinem Herzen klebt Blut, du watest darin, dein Weg ist eingehüllt von dem Stöhnen der Erschlagenen, von dem Schreien der unschuldig Gemordeten. Deine Augen sind die Spiegel des Todes, dein Mund ist die Pforte des Schreckens, dein Atem ist der Gifthauch des Hasses. Du bist der ewige Verderber. Du überfällst die Menschen, saugst das Blut aus dem Herzen, blendest ihre Augen, reißt das Menschliche in Stücke. Du bist der Wille der Zerstörung, die fleischgewordene Verneinung. Du bist der Totengräber der Menschheit. Verflucht seist du, Karenow, du Henkersknecht des Hasses . . .“

Karenow machte eine zuckende Bewegung mit der Hand, als wollte er die Stimme zurückschleudern, die Worte erdrosseln. Die anderen rührten sich nicht. Das Leben war erstickt. Tiefer und voller begann die Stimme zu klingen, gleich einem jubelnden Chor schwoll sie an.

„Euch aber sage ich: Höret nicht den Verführer. Öffnet euer verschlossenes Herz, küßt demütig die Wunden und den Schmerz eurer Seele. Leuchtet in den verborgensten Winkel eures Leidens. Seht, die Welt ist arm, ein elend Bettelkind der Straße. Schließt euer Mitleid auf. Reißt eure Kleider vom Leib, öffnet eure Brust, wühlt darin. Facht an den glimmenden Funken der Liebe, daß er zur heiligen Flamme werde, rei-

nigend, heilend, beglückend. Öffnet die geballten Fäuste, tragt auf weißen Händen das Erbarmen. Geht zu dem Menschen und sprecht: Ich bin dein Bruder und will mit dir knien, ich will mit dir weinen, ich will mit dir tragen. Beugt euch nieder zu den Elenden, Kranken, Müden, richtet sie empor, stützt sie, führt sie. Sucht in euch nach den letzten Kräften der göttlichen Barmherzigkeit. Erstarket in dem Willen zum Guten. Laßt eure Herzen zu einer Quelle der Liebe werden; laßt sie fließen, unendlich, hemmungslos, daß der sieche Leib der Menschheit darin gesunde. Stillt das strömende Blut, küßt mit euren Lippen die geschlagenen Wunden, streicht mit euren Händen zärtlich den bresthaften Körper. Gebt, gebt . . . Baut die neue Welt aus eurer Liebe. So segne ich euch . . ."

Mit krampfhaft zitternden Fäusten klammerte sich Karenow an den Stuhl. Immer wieder hatte er den Mund zum Sprechen angesetzt, nur ein tonloses Bewegen der Lippen brachte er hervor. Über seine Augen zogen sich nebelhafte Schleier. Er starrte auf die Türe. Die Gestalt war verschwunden, die Stimme verklungen, nur wie leiser Nachhall hing sie noch in der Luft.

„Wer war das?" fragte Karenow, seine Zunge klebte an dem Gaumen, die Kehle war eingetrocknet, seine Züge waren verrissen, gewaltsam gespalten.

Aus der leblosen Erstarrung begann es um ihn zu atmen. Sie hatten die Gestalt nicht gesehen, ihre Augen waren in ihr Inneres gebohrt, festgespießt durch eine unbeherrschte Gewalt. Die Worte waren in ihnen aufgestanden, hatten sich losgelöst aus ihren zersprungenen Herzen gleich einer überirdischen Vision. Die Stimme war eine geheime Glocke, mit Schaudern und Entzücken hörten sie ihren Klang. Sie waren in ein fremdes Reich entführt, ihr Geist hatte keinen Teil

daran. Ihr keuchendes Leben war ein verworrener Schlaf, ein entrückter Traum.

Barbach krümmte sich und stöhnte in einem Schluchzen. „Nicht eines Menschen Stimme war es, Gottes Wort . . . wir sind erleuchtet und verdammt. Wer hilft uns?“

Die Stimme Karenows erweckte sie.

„Wer war es?“ fragte er noch einmal, er stieß die Worte aus einer Betäubung hervor.

Gudenar schüttelte sich zurecht, wie ein Hund nach einem unfreiwilligen Bad. „Es war Christof Jessen. Er treibt sich in meinem Bezirk umher. Ein sonderbarer Heiliger oder weiß der Teufel was sonst.“

„Ein unschädlicher Narr,“ sagte Karenow schneidend, er hatte sich wieder in der Gewalt.

Langsam glitt die Erregung von den anderen.

Winterstein sagte verlegen, fast beschämt: „Wohin so ein toller Schwärmer oft den Weg findet,“ er ließ unklar, was er damit meinte.

Adelheid Rapp hielt die Hand auf das Herz gepreßt. Es mußte schweigen. Ihre Zähne gruben sich fest in die Lippe, ein Blutstropfen stand darauf.

Leutenholz mußte etwas ersticken, ein fremdes Gefühl stand in ihm auf, er fühlte einen unbekannten Schmerz. Mit zuckenden Händen griff er nach seinen Stümpfen. Der Haß hatte ihn verstümmelt, nur der galt. Er richtete sich in dem Stuhl auf, reckte sich in seiner furchtbaren Verstümmelung. Sein Lachen war von wilder, gellender Heiserkeit.

„Was soll uns das Gesalbader eines tollen Heiligen. In uns ist kein Wanken mehr. Gibt mir die Menschenliebe meine Beine wieder? Ich bin für die Tat. Dort ist unsere Zukunft,“ er wies auf Karenow. „Ich gehe mit. Keine Furcht ist in mir. Das Grauen

habe ich schon überwunden. Mein elender Stumpf brennt. Schleudert ihn als Fackel in die morsche Welt."

Ein stummes Nicken der anderen war die Antwort. Seltsame Worte waren in ihnen vermischt. Es fehlte ihnen die Kraft der Unterscheidung. So ergaben sie sich.

Nur Bardach blieb in sich versunken. Quälend schlug es in ihm: „Man muß die Menschen erlösen." Der Weg war ihm fremd.

Ein verschleiertes Lächeln lag auf Karenows Gesicht. Der Narr hatte ihm geholfen. Über seine eigenen Worte waren sie hinweggeglitten, ein fremdes Licht hatte einen Schein darauf geworfen. Aus der Finsternis hatten sie sich emporgerissen. Er hielt die Seelen fest, sie waren nur mehr Kreaturen seiner Schöpfung. In ihm aber blieb eine Nachdenklichkeit. Die Worte des irren Predigers mußte er auswischen. Nicht mit der dürftigen Gestalt des alten Mannes beschäftigte er sich, über sie ging sein Hohn und seine Verachtung; den tief wurzelnden Glauben mußte er ausreißen, der war verzweigt in der menschlichen Natur, offen und versteckt, klar und einfältig, es war eine Macht, die zertrümmert werden mußte. Er schätzte eine Gegenkraft ein, prüfte ihre Kräfte. Dennoch war ein schales Gefühl in ihm. Er jagte seinen klirrenden Willen darüber.

„Jedes Land stellt uns andere Hindernisse in den Weg. Wir müssen sie kennen, um sie zu besiegen. Es sind Kräfte, an denen wir die unsrigen messen müssen. Ein Reich beherrschen, sich seine Menschheit aneignen, in der Verschiedenheit der Tradition, der Sitte und des Empfindens, heißt entweder diese Kräfte mit Gewalt zerstören, oder sie zu unserem eigenen Nutzen

umformen. Das heilige Rußland," sein singender Ton entkleidete höhnisch das Wort „heilig" von seiner jahrtausend alten Bedeutung, „hat uns seinen dumpfen, fanatischen Glauben, seine hündische Liebe für einen schwächlichen, aber grausamen Menschengeist entgegengeworfen, hat uns mit einer kindlichen, tränenden Schwärmerei und dem falschen Ideal einer geistigen Freiheit bekämpft. Menschen waren die Träger. Wer nicht mit uns ging, ist in seinem Blut erstickt."

Er machte eine kurze Pause, genoß die Erwartung. „Ihr Land baut andere Hindernisse, es sind die seelischen Barrikaden: der grübelnd bohrende Verstand, der forscht und wühlt, den Fortschritt in seiner eingebildeten Güte und angeborenen Gründlichkeit als den wahren Weg erkannt." Die Gestalt Michael Clarenbach stand vor ihm.

„Dann: der zähe wilde Arbeitswille, die ungehemmte Energie des Schaffens," er blickte in das fest umrissene Gesicht Edgar Zehlens.

„Und: Ein phantastischer Trieb, ein toll sprudelnder Überschwang," die blauen Augen Franziskus Turenius leuchteten aus sprühender Jugend.

„Auch hier sind Menschen die Träger dieser Eigenschaft. Wir greifen nach ihnen als Führer, wir bemächtigen uns ihrer als Symbole. Sie müssen zu uns übergehen, oder . . .", schneidend fuhr er mit der flachen Hand durch die Luft, „das Urteil ist immer das gleiche."

Leutenholz stand der Speichel in den Mundwinkeln, er beherrschte sich mühsam, um nicht in ein Heulen der Bewunderung auszubrechen.

Simon Bardach sagte flüsternd zu Adelheid Rapp, er mußte sich an einen Menschen klammern. „Er erfaßte die Seele eines Volkes, er trägt in sich einen

geheimen Spiegel, darin erkennt er sie. Es gibt keinen Ausweg, man muß ihm folgen."

Winterstein und Gudenar sahen bestimmte Menschen vor sich, ihre Vorstellungen waren greifbar.

Karenow fuhr fort: „Und andere Länder türmen andere Barrikaden. England, Frankreich, Italien und die Reiche jenseits der Meere stellen uns vor neue Schwierigkeiten. Menschheitsprobleme. Sie erkennen, heißt sie besiegen. Alle diese Hindernisse steigern nur unseren Willen, peitschen unsere Kraft. So ergießt sich die Flut nach dem Westen. Kein Land kann übersprungen werden. Jetzt stehen wir auf Deutschlands Erde."

Mit kühler Sachlichkeit ging er nun auf die Einzelheiten über, besprach die notwendigen Vorbereitungen, ließ sich über den Stand des Erreichten berichten, gab kurze, klare Befehle, zeigte eine Kenntnis und Vertrautheit jeglicher Details, vergaß nicht die scheinbar geringfügigsten Nebensächlichkeiten, so daß alle zu ihm in einer scheuen Bewunderung und grenzenlosen Selbstentäußerung emporblickten.

Fest umrissen zeigte er jedem einzelnen seine Aufgabe, stellte ihn in einen weiten, übersichtlichen Kreis von Pflichten und Erfüllungen, umschrieb mit scharfen, eindeutigen Worten alle Notwendigkeiten, setzte das Präzisionswerk eines feinen, weitverzweigten Mechanismus in ihn und löste so exakte unerbittliche Funktionen aus. Er wandelte die Menschen zu Maschinen seines Willens.

Mit der Unerbittlichkeit seines Verstandes legte er die Axt an das Fundament. Die Zertrümmerung der schürfenden Idee, dieses kostbarsten Gutes deutschen Geistes, bewahrte er für sich selbst. Er schloß für einen Augenblick die Augen, als fiele eine plötzliche Müdig-

keit über ihn, es war nur das Zusammenraffen innerer Kräfte, die höchste Anspannung ringender Gedanken. Er sah sich im Laboratorium Michael Clarenbachs, spürte in seinen Händen ein gütiges, zuckendes Menschenherz, umkreiste mit seinem wilden Denken ein gequältes Menschenhirn.

Über die Zerstörung der positiven Arbeit gab Winterstein einen ausführlichen Bericht. Er sprach von der großen Giftfabrik, das Wort war ihnen allen geläufig, schilderte ihre Zersetzung, die Lockerung der Disziplin, das Auseinanderreißen der Gesetzmäßigkeit, das Aufflackern des Hasses, des zügellosen eigenen Willens, die Bereitschaft der großen Masse für ihre Pläne. Er schloß: „Sie reifen für uns, jeder Tag, jede Stunde bringt sie uns näher. Noch sind gewaltige Schwierigkeiten. Sie liegen an einem Einzelwesen, dessen eiserne Energie gegen uns im Kampfe steht. Sie muß gebrochen werden. Ich unterschätze diese Kraft nicht. Es ist der größte Widerstand, aus dieser Reibung schlagen die Funken."

Unwillkürlich bog Winterstein seinen Arm ein, er spürte seine Muskel schwellen. Er liebte den gefahrvollen Sport, etwas von dem gleichen Gefühl lag auch in diesem Kampfe.

Karenow nickte. Langsam sprach er den Namen aus. „Edgar Zehlen; er ist der Wille der Arbeit, eine stählerne Kraft. Damit hätte Deutschland die Welt unterjochen können. Selbst der Krieg konnte ihn nicht vernichten, wir müssen sie brechen. Wir sind am Werke. Die Axt steckt tief im Baume, schon rinnt sein Mark, bald hören wir sein krachendes Stürzen."

Über seine Tätigkeit sprach Gudenar. Er hatte in dem Armvolkbezirk Haus um Haus, Stube um Stube, Mensch um Mensch umkreist, hatte all die verhaltenen In-

stinkte bloßgelegt, hatte das Laster aufgerollt, hatte sie mit wilden Phantasien genährt, hatte sie in ein rauschendes Fieber gehetzt, daß ihre schäumende Tierheit zu schreien begann. Er schloß:

„Wie eine Koppel gieriger, bleckender Hunde halte ich sie an Stricken. Ich warte nur auf das Wort: los. Sie werden sich einbeißen, man wird sie schwer wieder zurückreißen können. Das System der Unordnung ist verläßlich."

„Die Mobilmachung der Enterbten," sagte Karenow, „das bleibt unser stehendes Heer. So erobern wir die Welt. Kein Soldat des alten Kaiserreiches kann sich mit ihm messen. Den Sold bezahlen wir nicht, er liegt in jedem Auslagefenster," fast nebensächlich fügte er hinzu: „Im Osten steht ein ungeheures Heer von Brüdern, sie haben starke Beine."

Er wandte sich an Leutenholz. „Sie sticken uns die Fahnen. Ihre Tinte hat glühende Farben, das Rot leuchtet am stärksten daraus."

Leutenholz zog die Brauen zusammen und sagte dumpf: „Wenn ich schreibe, nehme ich die Feder nicht in die Faust, ich stecke sie in meinen blutigen Stumpf, von dort regiere ich sie," sein Gesicht begann zu glühen, so war auch jetzt seine Stimme. „Aber an dem Tag, wo es gilt, will ich auf die Straße kriechen. Tragen müßt ihr mich. Mein verstümmelter Leib muß dabei sein. Ihr könnt mich mit Pulver füllen und sprengen. Ich will euch mit meinen fliegenden Körpersplittern gute Dienste leisten."

Karenow legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ihre Kraft ist feuergeschmiedeter Haß. Der Krieg hat ihn geboren, wir werden ihn nützen."

Auch Adelheid Rapp gab ihren Bericht, kurz, schmucklos. Karenow schätzte an ihr die suggestive Gewalt.

Wenn sie die Erregung überfiel, beherrschte sie die Straße, riß sie zu rasendem Tumult hin. Da erwachte in ihr etwas Unbekanntes. Sie war nicht Mann, nicht Weib, ein fremdes Geschlecht war dann in ihr. Auch hatte sie noch eine andere Bestimmung. Er blickte nach Bardach. Schweigend war dieser noch immer in sich versunken, hatte während des Sprechens nie aufgeschaut, er war allein.

„Simon Bardach . . .“, bei dem lauten Anruf hob er erschreckt den Kopf. Mit eisernem Willen umklammerte ihn Karenow, seine Augen hielten ihn gefesselt vor sich.

„Simon Bardach, du kommst aus einem tiefen Schmerz. Dein Leid ist überall, es fließt aus deinen Augen, aus deinem Mund, aus allen Poren deines Körpers. Du glaubst dich zu heilen, wenn du die anderen heilst. Nur größer werden eure Schmerzen, nur tiefer eure Wunden. Aus der Unendlichkeit deines Leides schöpfst du das Mitleid. So verschärfst du nur dein Weh. Bist unnütz dir und unnütz den andern. Du suchst eine Heimat, bist ein Ausgestoßener, Gehetzter. Hat dich die Liebe, die große Menschenliebe, die du in dir spürst, zum Einsamen gemacht? Der Haß treibt dich, gleich einem wilden Tiere hängt er dir an den Fersen. Nur durch die gleiche Kraft können wir ihn überwinden. Haß gegen Haß. Nur so merzen wir ihn aus. Aber ihn hinweg bauen wir das Werk der Liebe . . .“ Das Wort hatte einen fremden, unheimlichen Klang in seinem Munde. „Einer späten, späten Zukunft ist es vorbehalten. In uns aber ist die Weisheit des Vorhersehens, der übermenschlichen Vorarbeit. Den eigenen Schmerz darüber müssen wir in dieser tieferen Erkenntnis ersticken. Du gehörst zu uns, Simon Bardach.“

Aus tiefem Stöhnen preßte es Bardach hervor, er krümmte sich unter den unerbittlichen Augen Karenows.

„Ich kann den Weg des Hasses nicht schreiten, diese Kraft ist nicht in mir. Ich kann nicht zerstören, alles drängt in mir zum Bauen."

Karenows Stimme umschlang ihn jetzt, gleich einem süß betäubenden Gifte atmete er sie ein.

„Niemand verlangt es von dir. Du sollst nur deinen Schmerz unter die Menschen tragen, sollst ihren eigenen Schmerz aufdecken, sollst ihre blinden Augen öffnen, sollst ihren geschlossenen Mund zum Heulen zwingen. Nicht schwächliches Mitleid trägst du zu ihnen, du überschüttest sie mit der Kraft deines Leides. So zwingst du sie zur Tat. Oder willst du sie alle untergehen sehen im ohnmächtigen Ringen ihrer Hände. Willst du selbst verenden, ein räudiger Hund, auf fremder Straße?" Seine Stimme war ehernes Erz: „Simon Bardach, du gehörst zu uns. Unser Ziel ist diese große Weltenheimat, von der du träumst, ein helles Licht von strahlendster Herrlichkeit. Nur der Weg dahin ist dunkel, von Gestrüpp und Steinen beschwert. Simon Bardach, du mußt den Mut haben, diesen Weg zu gehen. Das Ziel ist der Preis, wenn auch jenseits unseres eigenen Lebens."

Bardach stöhnte, er fühlte ein Absterben in sich, ein fürchterlicher Schmerz durchtobte ihn. Adelheid Rapp legte ihre Hand auf die seine, er spürte sie warm, lebendig. Da neigte er in tiefster Demut das Haupt.

Nur Karenow erfaßte diese Gebärde. Ein schattenhaftes Lächeln des Triumphes huschte über sein Gesicht. Ehe die anderen in die fremde Erregung ein-

drangen, sprach er von etwas anderem. So übertäubte er das seltsame Zwischenspiel.

Er nannte Franziskus Turenius Namen. Die wilde Jugend brauchten sie, das gärende Blut der neuen Generation. Auch war der Klang der alten Tradition darin. Turenius . . . Deutschland horchte auf bei diesem Namen. Er mußte in ihr Lager. Andere Mittel mußte man ansetzen, wie sie der tollen Jugend gebührten.

Er sprach zu Winterstein. „Man muß sein Blut hetzen, es toll machen. Daraus springen dann Gedanken, die Herz und Hirn nicht mehr kontrollieren können. Man muß ihn in die Raserei der Leidenschaft versetzen, seinen Leib in den Irrsinn der Wollust jagen. Das übrige ist ein Spiel, wir kneten dann die Form nach unserem Willen."

Winterstein verstand. Es übergoß ihn heiß, farbig sprang es ihm vor den Augen. Er wußte, was Karenow von ihm verlangte. Es war die letzte Schmach des Mannes. Man müßte aufspringen, diesen Koloß erwürgen. Wer besaß die Kräfte dazu? Karenow spürte diesen Widerstand.

Er sagte kalt: „Wir alle müssen Opfer bringen, noch mehr, wir müssen erkennen, daß es keine sind."

Winterstein nickte schweigend. Gegen diesen Willen gab es keine Kraft. Sich fügen . . . eine eiserne Feder schnellte in ihm.

Mit einem großen Blick umspannte sie Karenow alle noch einmal. Sie waren alle sein Werk, jeder dieser Körper war ein Stück von ihm, ein belebter Menschenblock. Und sie wieder werden beleben, Hunderte, Tausende, Millionen solcher Kreaturen. So setzte sich der Gedanke in Organismus um, wurde zur Tat. Ein Gefühl der Übermenschlichkeit war in ihm.

Mit einem heftigen Ruck wurde die Tür aufgerissen. Fritz Breese stürmte herein. Mit Erstaunen schaute er auf die Menschen.

„Vollversammlung?“ sagte er, „entschuldijen die Herren, ick wollte nicht jestört haben,“ sein Blick suchte Winterstein. Er überreicht ihm die beiden Schlüssel. „Ick wollte nur meine Meldung erstatten; 3000 Handgranaten, allerhand Hochachtung; die kaputten Knochen und Schädel jezählt, jibt 'ne runde Zahl! Det wird en toller Festtag sin, rot in rot. Ick kann schon sagen . . . ick freue mir druff, andere denken ooch so wie ick!“

Karenow sagte: „Der Tag ist nicht mehr ferne.“

Fritz Breese starrte ihn an, dann ging über sein Gesicht ein breites Grinsen.

* * *

Franziskus Turenius war voll von heimlichem Läuten. Das Klingen hörte nimmer auf. Es tobten Kräfte in ihm, deren Ursprung er nicht kannte, sie waren beseligend, berauschend. Er spürte seinen Körper, nicht seine einzelnen Teile, als etwas Unendliches, Blühendes. Es war ein Sprießen und Wachsen, wie in einem jungen Baume. Die Gedanken sprangen von wirrer, farbiger Trunkenheit. Gleich Freudenraketen leuchteten seine Augen in der Straße, seltsame Lichter in einer grauen Düsternis. Sein Herz war ein feierlicher Altar, wilde Opfer der Seligkeit brachte er ihm. Er bekränzte eine schwärmerische Liebe mit den glühendsten Blumen der Phantasie. Täglich sah er Rita, war Kind, Bruder, Geliebter, war die verzehrende Flamme seiner begeisterten Jugend.

Mit zarten Händen leitete ihn Rita, hütete dieses kostbare Gefäß, schüttelte ihren überfeinerten Geist darein, war Schwester, Mutter, Freundin, es war ein Spiel des Scherzes und des Ernstes. Was ver-

borgen in ihr war, enthüllte sich nicht, blieb ihr selbst fremd, ihre sprudelnde Anmut ging darüber, war eine reine Tonleiter ihres keuschen Herzens.

Rita sagte einmal zu Michael: „Bei Franziskus versteht man die Herrlichkeit des Lebens. Oft empfinde ich ihn nicht als einen bestimmten Menschen, ich spüre nur dieses Gären, ans Lichtdrängen, dieses Erwachen von tausend Kräften. Ein wundervolles Toben. Das Älterwerden ist häßlich." Und doch war auch in ihr eine gleiche Kraft, nur unter kühlen Blättern verborgen.

Clarenbach war zu sehr umklammert von Arbeit und Gedanken, er sah nicht den betäubenden Glanz, spürte nicht den wilden Duft. Franziskus war ein achtzehnjähriger, schöner Jüngling, nicht mehr, er verstand nicht die Jugend, dieses herrliche Beet aller Hoffnungen. So war ihm Rita voraus, die Frau ist reifer für Ahnungen. Diese Fremdheit Michaels entfremdete sie selbst.

Franziskus aber sang. Seine Worte waren Lieder, seine Augen waren Lieder, sein wiegender Gang war ein Lied. Er übersprudelte von innerer Musik. Für ihn gab es keine Grenzen, das unendliche All war eng, seine Träume fluteten darüber hinaus. Sein Herz war offen, er verbarg es nicht, er trug es jubelnd vor sich her. So wie er jetzt im Glück taumelte, konnte er auch im Schmerz zusammenbrechen. Er war ein weitgeöffnetes Tor für große übermächtige Gefühle, für Freude und Leid war der gleiche Raum in ihm. Das wußte Rita, davor bangte ihr.

„Wenn er zu ihr sagte: „Ich muß meinem Herzen immer wie ein Toller nachlaufen, es ist viel rascher als ich," so mußte sie zwar lächeln, aber dachte auch ängstlich: „wenn irgend jemand unterwegs danach greift."

Das große, unermeßliche Leid rings um ihn hatte er im ersten seligen Taumel vergessen, es schlief nur in ihm, die gleichen reichen Quellen flossen dafür, wie für das Glück. Oft stieg in ihm ein plötzlicher Schmerz auf, daß er weinend fragte: „Wohin gehen wir?" Darüber aber rauschte dann ein wilder Glaube, und sein helles Lachen war ein glänzendes Ziel. So war er reif für das Höchste und für das Tiefste, war die Jugend, ein aufgesprungenes Stück Feld, das des Samens harrte.

So lernte ihn Franz von Winterstein kennen. Es war kein Zufall. Bekannte Studenten hatten den Vermittler spielen müssen. Franziskus hatte das Bedürfnis nach einem männlichen Verkehr; zu Michaels Verschlossenheit fand er nicht den Weg, so wurde er eine leichte Beute Wintersteins. Ohne Argwohn ergab er sich einem rasch entflammten Freundschaftsgefühl. Der vornehm aussehende Winterstein hatte etwas Bestechendes, er wußte gut seine Vergangenheit zu tragen. Obzwar er sich mit bestimmten Absichten näherte, wurde er von der Anmut und dem strahlenden Feuer Franziskus überrumpelt, daß er nur gewaltsam und mit Anstrengung an das festgesetzte Ziel denken konnte. Wäre der fremde Wille nicht so stark in ihm gewesen, er wäre an dieser Aufgabe gescheitert und hätte mit den letzten Resten einer gütigen Offenheit sich einem Menschen erschlossen.

Franziskus ergab sich in hemmungsloser Herzlichkeit. Für ihn war Winterstein der ehemalige Offizier, nur als solcher gab sich dieser aus. Mit sonderbarem Gefühl hörte ihn Winterstein von dem Vaterhause erzählen. Der Glanz und Reichtum blendete ihn. Als etwas Natürliches und Gewöhnliches erschien es Franziskus, wenn er von den rassigen Reitpferden sprach,

von dem hundertpferdigen Kraftwagen, von dem großen Gut und dem weiten Schlosse mit den alten Möbeln und Bildern, wenn er von den Jagden erzählte, von den reichen Fischteichen, von dem großen Wildpark, wenn er die glänzenden Feste erwähnte, die nur verschwommen in seiner Erinnerung lebten. Winterstein sog diese Worte gierig ein, das war die Welt, nach der seine Sehnsucht stand, das war der Traum seines Lebens. Seine ganze Vergangenheit war darauf gestellt, Schritt um Schritt war er vorgedrungen, nur dieses eine Ziel vor Augen. Leben und Luxus verband sich bei ihm, war nur ein einziger Begriff.

Von der Seite sah er Franziskus an. In diesem Knaben lag alles, alles ... die Natur hatte ihn in verschwenderischer Laune überschüttet, ihn mit Glücksgütern überschwemmt. Er wühlte wie ein Kind darin, ahnungslos und sicher. Und er? Warum hatte ihn das Schicksal aus dem Gleise geschleudert, warum? Hatte er nicht auch vieles mitgebracht, war nicht der eigene Wille stark genug? Und die Zukunft? Er hörte Karenows furchtbare Worte, sie waren in ihm geblieben, er quälte sich mit schaurigen Bildern. Wo war der Platz für ein so herrliches Leben, für dieses wunderbare Stück Jugend?

Seine Blicke klammerten sich an Franziskus. Er sah ihn zertreten, mit Kot und Blut überdeckt, mit erloschenen Augen auf dem Boden liegen. Er hatte das Gefühl, als müßte er ihn unter den Arm fassen und zu ihm sagen: „Komm, Franziskus, wir wollen fliehen, ich will dich verbergen vor dieser neuen Welt, die mit blutigen Füßen einherstampft. Ich will dich schützen, wir wollen dein Leben leben."

Was hatte er mit diesem Leben zu schaffen? Man hatte ihm die Tür vor der Nase zugeschlagen. Was

kratzt du, Hund? hatten sie ihn angeschrien. Geh auf die Straße, du darfst krepieren, nichts mehr. Nur die anderen sollten genießen . . .? Dieser hier vielleicht, weil er jung, schön und reich war? Nein, nein, zuschauen konnte er nicht. Sein Blut sprang, roch den Luxus, all die herrlichen Genüsse, schäumte über. Karenow hat recht. Über alle das Elend breiten, man muß einander entgegenkommen, wenn auch nur auf diese Weise.

Er sagte hart: „Was kümmert einen das Elend, die Not der anderen, wenn man nur selbst im Reichtum schwimmt. Sie sind kurzsichtig, Franziskus."

Franziskus sah ihn überrascht an. Sie schlenderten durch den Tiergarten. Es war am späten Nachmittag. Der Winter lag in der Luft.

„In unseren Fabriken gibt es das nicht. Mein Vater ist der gütigste Herr, er kümmert sich um jeden einzelnen."

Die sichere Ablehnung erregte Winterstein. Er brauste auf.

„Herr, Herr . . ., spüren Sie nicht das Demütigende darin. Liegt es in der Natur, daß die einen Herren, die anderen Knechte sein müssen. Wo ist dieses Gesetz?"

Turenius lachte unbekümmert. „Herr von Winterstein, Sie reden sonderbar . . . Sind Sie auch schon vom Zeitgeist angesteckt?"

Winterstein biß sich auf die Lippen. Wie ihn der Knabe ablehnte. Er sagte: „Man muß darüber nachdenken, Franziskus, es ist nicht mehr die Zeit, sich zu verstecken. Ob man nun aus Ihrer Atmosphäre kommt oder . . .", eine Sekundenpause, „der meinen."

Franziskus wurde ernst. „So habe ich es auch nicht gemeint. Ich achte jeden Menschen schon deshalb, weil

er lebt. Das spüre ich als höchste Wonne. Das besitzt er auch."

„Aber wenn er hungert, friert," warf Winterstein ein.

„Das darf er nicht," sagte Turenius, „dafür muß man kämpfen. In diesem Sinne verstehe ich die Zeit. Das Elend ist unbarmherzig, darum widernatürlich. Die Natur ist reich und gut."

Seine Augen strahlten, er atmete tief auf, bewußt froh. „Aber Unterschiede müssen sein. Ich kann mir die Welt nicht vorstellen, in der es nur Herren oder nur Knechte gibt. In einer solchen Welt möchte ich nicht leben."

Plötzlich lachte er hellauf und sah spitzbübisch auf Winterstein. „Oder fühlen Sie in sich die Eignung zum Diener? Ich glaube, Sie wären der erste, der sich gegen eine solche Zumutung wehren würde."

Winterstein schaute in das kahle Gestrüpp, er wollte dem Blick Turenius nicht begegnen. Nein, nie hatte er in sich diese Eignung gespürt. Beim Regiment nannten ihn die Soldaten „den Hochmütigen", er hatte immer über sie hinweggesehen, er konnte ihren Gestank nicht vertragen. Aber das Leben kennt keine Prinzipien, kümmert sich blutwenig um Gefühlsfundamente.

Sollte er ihm jetzt ins Gesicht schleudern: „Du Narr, ich bin einer, der entwurzelt ist. Erbärmlicher, als der ärmste Diener, der in sich immer noch einen Winkel hat, in dem er der Herr ist. Ich habe nichts, nicht einmal meinen eigenen Willen."

Er zwang sich zu einer Antwort. „Der Krieg hat uns über manches nachdenken gelehrt, vielleicht auch darüber. Glauben Sie mir, Franziskus, die Selbstverständlichkeit ist nicht selbstverständlich. Ich bin schon

so weit in meiner Erkenntnis. Sie werden auch noch daraufkommen."

Die Heiterkeit verschwand aus dem Gesichte Turenius. „Ich bin nicht leichtsinnig und oberflächlich, ich mag es vielleicht scheinen. Ich habe meine Heimat verlassen müssen. Ich liebe sie, sie ist meine Kindheit, noch habe ich nichts anderes. Und wenn ich den Schmerz darüber erstickte, so war es nur in dem stärkeren Gefühl, daß ich die größere Heimat dafür eintausche: Deutschland."

Seine Augen begannen zu leuchten, er hatte den Hut vom Kopfe gerissen, sein blondes Haar flatterte im Winde. Winterstein blieb stumm.

Deutschland . . . So voll und brausend hatte das Wort geklungen, als käme es nicht von eines Jünglings Lippen. Auch in ihm hatte es einmal so getönt, ihn erfüllt voll Herrlichkeit. Das war der Trompetenstoß einer Vergangenheit. Durch Mark und Bein ging ihm der Klang. Sein Denken und Erinnern verwirrte sich. Es war ihm, als hätte jemand laut „Judas" gesagt. Seine Augen waren flackernd, sie waren allein. Nirgends war ein Mensch zu sehen.

Winterstein sagte in unbeherrschter Erregung: „Deutschland . . . es liegt zertreten auf dem Boden. Was ist es jetzt?"

Wollte er sich selbst beschwichtigen, sich beweisen, daß er sich von etwas trennte, das nicht mehr war. Wollte er den anderen fortreißen, ihm ein würgendes Seil anschleudern?

Turenius erfaßte das eine Wort. Er starrte auf die Erde, als läge vor ihm ein verkrümmter, erschlagener Körper. Hatte ihn nicht sein Glück fortgerissen in ein rauschiges Vergessen? Hatte er sich nicht tragen lassen von einer singenden Seligkeit? Alle seine Kräfte

waren nur in einen einzigen Gedanken hineingewachsen, hatten sich in einen Trubel aufgelöst, in einen rasenden Tumult des Herzens. Das Vaterland war zusammengebrochen, in ihm aber schollen nur Hymnen des Lebens, schwollen Chöre des Glücks an, daß sie seinen Leib zersprengten. Seine Augen hatten nur in den Himmel geblickt, sich furchtsam, feige vor der Erde verkrochen.

Das Vaterland, die Heimat . . . ein wilder Schmerz durchbrauste ihn, züngelte in lodernden Flammen empor. So stark und gewaltig war er, wie der strömende Jubel. Ein jähes Erwachen war es.

Er sagte, seine Worte galten nicht dem stummen Begleiter, waren nur ein eigenes Bekenntnis.

„Irgend etwas hat mich fortgetragen. Ich war blind und taub. Ich lebe in anderen Welten. Ich habe meine Bilder, meine Sprache. Meine Kräfte toben, meine Gedanken aber spielen mit ihnen. Ich bin glückstrunken und sehe trunken. Ich bin stark und vergesse meine Stärke. All das will ich bewahren, ich muß es," leise fügte er hinzu: „ich müßte daran sterben, aber aus all dem will ich schöpfen, es sollen die wunderbaren Quellen sein."

Erregt wandte er sich an Winterstein. „Ich spüre die Schmach Deutschlands, ich spüre sie an meinem Körper, ich bin durchtränkt davon. Sie haben recht, es liegt zertreten am Boden, aber es lebt, es lebt . . . Man muß sich niederbeugen, alle seine Kräfte anstemmen, es aufrichten," er dehnte die Arme, „ich fühle mich unendlich stark, ich will meinen Leib zersprengen, ich will helfen, nützen. Ich will mich opfern, zerstückeln, will Tag und Nacht nicht kennen, will mein Leben zerfließen lassen, um Deutschland groß zu sehen."

Das Feuer seiner Jugend brannte. Die Worte sprangen in ihm, nicht das Hirn dachte sie, das Herz gebar

sie in einem glückstaumelnden Schmerze. In seinem Auge war ein Strahlen, der dunkle Weg wurde hell davon.

„In mir ist Liebe, unendliche Liebe, in tausend Farben schillert sie, in tausend Tönen klingt sie, kein Märchenbuch ist so reich, so voll blühender Phantasie. Daraus will ich schöpfen, dieser Born ist eine Unendlichkeit. Deutschland muß wieder auferstehen, groß und stark werden, das herrliche, unvergängliche, ewige Reich. Ich fühle Stolz, Pracht, Glanz in mir, zu Deutschlands Fahnen sollen sie werden. Mit dem eigenen Herzblut will ich die Schmach auslöschen."

Winterstein hatte halb die Augen geschlossen. Er ließ sich von den glühenden Worten tragen. Längst verrauschte Erinnerungen erwachten. Nicht ein Mensch sprach neben ihm, ein halbes Kind, es war die Jugend selbst, die schäumende, gärende, die sich aufschloß, wie ein herrlicher, hemmungsloser Strom über die Erde ergoß. Hatte seine eigene Stimme nicht einmal denselben Klang gehabt? Er biß sich auf die Lippen. Warum konnte er nicht einstimmen in das gleiche Lied? Mit kalter, grausamer Unerbittlichkeit krochen die Augen Karenows über ihn. War seine zerstörende, erstickende Kraft stärker, oder siegte diese wilde, lodernde Jugend. Lag darin die Kraft des neuen Deutschlands?

Er starrte Turenius an, als müßte ihm aus diesem strahlenden Antlitz die Antwort kommen. Er selbst fühlte sich schwach. Er war nur ein Werkzeug, blindwütig. So mußte er handeln, die Funktion des Mechanismus.

Er warf seinen Körper zurück, als spränge er über ein Hindernis. „Der Mensch ist im Elend, ihn muß man aufrichten, er ist überall. Not und Armut achten

keine Reichsgrenzen," er hatte das Gefühl, als spräche ein anderer in ihm.

Turenius sah ihn befremdend an, er zerrte an den Worten, wie an einem verfilzten Gewebe. Dann sagte er:

„Ich bin ein Deutscher. Das ist mein Mittelpunkt, nur von diesem aus kann ich denken. Nur die Menschen unseres Reiches kann ich übersehen," er dachte nach und suchte nach einem Bilde. „Es ist mir so, als wenn sich alle aufrichten müßten, um ein ungeheures Dach zu tragen. Das ist unser Schutz, die große Sicherheit," seine Gestalt streckte sich, kindlich fügte er hinzu: „Am eigenen Hause hängen, es lieben, so hat es mich mein Vater gelehrt."

Nie hatte sich Winterstein so heimatlos, ausgestoßen gefühlt. Aber diese weiche Regung verhärtete sich sein Trotz. Er mußte vorsichtig sein, seine eigene Kraft kam hier nicht zurecht. Karenow hat recht: man muß sein Blut jagen.

So gingen sie das letzte Stück des dunklen Weges stumm nebeneinander. Bald tauchten sie in den Lichtern der Stadt unter. Den Abend verbrachten sie gemeinsam. Bei Musik und Wein flüsterte Winterstein manches Wort, warf seinen Köder aus, tastend, behutsam.

Turenius aber lachte, klingend hell. Mit blitzenden Augen erhob er sein Glas: Auf Deutschlands Größe.

Winterstein aber gab nicht nach, in stiller Beharrlichkeit setzte er sein Werk fort. Tropfen um Tropfen.

So zog in Franziskus Turenius ein fremder Geist ein, ihm selbst noch unbewußt.

Rita bemerkte eine leise Veränderung. Ohne zu forschen, erfuhr sie es. Mit ihr sprach Franziskus über alles. Sie nahm sich vor, darauf zu achten.

Nach einer schweigenden Stunde fragte sie plötzlich Michael: „Kennst du einen Herrn von Winterstein?“

„Winterstein . . . Winterstein . . .“ wiederholte suchend Michael. Der Name klang ihm bekannt. Er erinnerte sich aber nicht daran.

Sie aber merkte sich ihn.

* * *

Karenow saß im kleinen Empfangszimmer von Rita Clarenbach und wartete. Er sah sich in dem Raume um. Sein ungefüger, klotziger Körper paßte nicht herein. Die zierlichen Empiremöbel standen im scharfen Gegensatz zu ihm. Etwas Verschüchtertes lag in ihnen. Seine haarigen Hände vor sich auf den Knien glich er einer großen Spinne.

Er umkreiste Michael Clarenbach immer enger und enger, erschien plötzlich im Laboratorium, um dann ebenso wieder zu verschwinden, aber ein schwerer quälender Druck blieb; die Arbeitsfreude verschwand, eine unheimliche Leere gähnte, aus der Michael sich immer wieder mit größter Willensanstrengung herausreißen mußte. Er bohrte seine Gedanken an, durchlöcherte seine Kraft.

Clarenbach spürte diese Zersetzung. Es war ein stetes Ringen mit einer geheimen Gewalt, deren Wurzeln ihm fremd waren. Wenn er die verhaßte Stimme hörte, erbleichte er, der Körper erschlaffte, sein Zustand glich einer plötzlichen Lähmung, aus der er nur mühsam und mit größter Anstrengung erwachte. Immer wieder nahm er sich vor, diesem quälenden Fremden die Tür zu weisen, sich vor ihm zu verschließen, jede Gemeinschaft mit ihm, auch nur die äußerlichste, zu leugnen, aber schon der Schritt Karenows im Vorraume beraubte ihn jeglicher Energie. Er schämte sich dessen,

verfiel in ein Hadern mit sich selbst, lebte in einem erregten Streitzustand mit seiner eigenen Natur.

Er versuchte durch ein grübelndes Denken einen Zusammenhang zu finden, der ihn mit diesem verhaßten Menschen verband, er verirrte sich dabei in geheimnisvollen Irrgängen, die zwar zu keinem Ziel führten, aber in einer schweren Erschöpfung endeten. Immer wieder führten diese Gedanken zu einem Punkte zurück, wo sie hartnäckig still lagen, verankert in einem dumpfen nicht zu fassenden Schmerze. Es war dies Doktor Berkows Tod. Der abgebrochene Brief, die Überbringung durch Karenow, das war nur das äußere Geschehen, dazwischen lag noch etwas Unbekanntes, vielleicht Grauenhaftes; das empfand Clarenbach. Nur diese rätselhaften Augen konnten darüber Auskunft geben. Vielleicht war dies der Grund, wenn auch nur in einem Unterbewußtsein, daß sich Clarenbach von Karenow nicht befreien konnte.

Oft versuchte er durch taghelle Vernunftgründe sich von der Haltlosigkeit all dieser Ideen zu überzeugen, aber in den Dämmerstunden, die Karenow zu seinen Besuchen wählte, unterlag er immer wieder.

Trotzdem gedieh sein Werk, wenn auch unter steten Rückschlägen, aber das geschah nur durch den Aufwand fieberhafter Energie, die seinen Körper derart schwächten, daß er oft in letzter Übermüdung vor dem Zusammenbruch stand. So lebte er in einem doppelten Kampf, seine Kräfte wuchsen daraus und verzehrten sich auch darin.

Karenow biß sich in sein Leben ein. Er hing daran wie ein wilder Hund, nur manchmal lockerte er die Zähne, um sie dann um so schmerzhafter einzuhauen.

Einmal hatte er zu Winterstein gesagt: „Um einen Menschen völlig zu besitzen, restlos, gibt es nur einen Weg: man muß ihn isolieren, nach allen Richtungen.

Alle Fäden mit der Umwelt zerschneiden. Er muß das Gefühl haben, frei im Raume zu schweben."

Dieses Mittel wußte er meisterhaft zu handhaben. Das war auch der Grund, warum er sich bei Rita Clarenbach einführte. In der Souveränität seiner hemmungslosen Gewalt verschmähte er jeden Umweg, ging gerade auf sein Ziel los. Die Plötzlichkeit war seine stärkste Waffe.

Er hatte Rita oft gesehen, im geheimen beobachtet, sowohl in der Gesellschaft Michaels, als auch allein. Er hatte den unausgesprochenen Zwiespalt gewittert. Das war ein Riß, der leicht heilen konnte, oder zu einem unkittbaren Bruche führte. Da mußte er einsetzen. Eine beiläufige Bemerkung Clarenbachs hatte ihm seine Vermutung bestätigt. „Man findet oft den Weg zu einem Menschen, den man liebt, viel schwerer als zu einem, den man haßt."

Die sichere Anmut Ritas hatte Karenow bedrängt, er spürte darin einen eigenen starken Willen, dessen Untergrabung und endgültige Zerstörung ein notwendiges Glied in der funkelnden Kette seiner Pläne war. Zu diesen Gedanken, aus unerbittlichem Denken und einem wilden Instinkte entsprungen, kam noch ein Gefühl hinzu, mit dem Karenow spielte. Dieses entstammte nicht aus unbewußten Bewegungen des Herzens, sondern sprang aus dem Blute hervor, aus einer Zügellosigkeit, die keine Hemmungen und Grenzen kannte.

Rita stand auf der Türschwelle, ein plötzliches Zögern war in ihr. Warum hatte sie diesen Fremden empfangen? Sein Gesicht stieß sie ab. „Er ist unrein," dachte sie, „ein Tisch mit einem fleckigen Tuche darüber und schlechten, übelriechenden Speisen darauf."

Karenow fühlte diese klaren Augen auf sich, las die

Worte daraus. Er sagte gesellschaftlich: „Ich muß Ihnen dankbar sein, einen Freund Ihres Mannes zu empfangen."

„Michael hat mir nie davon gesprochen," sagte sie. Sie machte sich Vorwürfe. Ein Stück Straße war zu ihr eingedrungen. Man mußte die Fenster öffnen. Die Luft beengte sie. Ihr erstauntes Lächeln huschte über das Wort Freund hinweg. Es gibt geheime Wege in Michael, die ich nicht kenne, dachte sie. Sie schrieb sich nicht frei von einer Schuld. Ihre weißen, leichtverschlungenen Hände lagen im Schoß. Karenow starrte darauf, irgendwie erregten sie ihn.

Dann sagte er: „Die wahren Freunde führt man nicht im Munde, man trägt sie anderswo. Uns verbindet sehr viel. Das ist kein Strick, den alle sehen. Ich hänge an seinem Herzen, vielleicht verstehen Sie jetzt sein Schweigen?"

Rita antwortete nicht gleich. Die fremden Augen krochen sie an, man mußte mit ihnen rechnen, sie von sich abschütteln. Zwei Wesen erkannte sie; das eine enthüllte sich durch den Mund, das andere durch die Augen. Der Zusammenhang war nicht immer ersichtlich, man mußte selbst vermitteln, ausgleichen. Das Gefühl klärte sie darüber auf. Das lag in ihrer Natur, alles unvermittelt zu erfassen, ohne einen langwierigen, logischen Prozeß. Sie lehnte diesen Menschen ab.

Ihr Körper stieß sich an der Sessellehne. Es war eine unwillkürliche Abwehrbewegung. Karenow beobachtete sie scharf, ihr innerer Widerstand stachelte ihn auf. Er roch Frauen, den geheimsten Duft ihres Leibes. Dieser Geruch zog ihn an, er stieß den Atem durch die Nase. Als werfe er plötzlich eine Maske ab, sagte er brüsk, sein Gesicht war unverhüllt:

„Ich brauche Sie . . . Ich will ihm helfen. Er irrt

und schwankt, verliert seine Straße, verläuft sich in Nebenwegen . . . Sie sind ein wichtiger Faktor, Sie sind seine Frau . . ."

Rita zuckte unter dieser Plötzlichkeit zusammen, als hätte ihr diese ungefüge, haarige Hand ins Gesicht getappt.

„Ich verstehe Sie nicht," sagte sie gepreßt. Sie antwortete nur auf den Satz des Mundes, sie wollte den Satz der Augen formen. Damit quälte sie sich.

Karenow ließ ihr keine Zeit, rasch setzte er fort: „Oder scheinen Sie es nur? Man muß da recht unterscheiden. Die Ehe ist ein Aushängeschild für alles. Eine Gleichheitstafel. Was verbirgt sich nicht alles dahinter: Bosheit, Haß, Unterdrückung, Ausnützung, Sinnlichkeit, Schwäche, Überhebung, Schlaffheit, tausend Laster," ein kurzes, häßliches Lachen, „vielleicht auch Liebe, davon reden die Priester, Gottesleute . . . das ist aber ebensowenig nachweisbar, wie die Existenz dieses Fabelwesens."

Sein Körper war weit vorgebeugt. Jedes der einzelnen Worte hatte er nach ihr geworfen, geschleudert, wie kleine spitze Pfeile.

Rita fühlte sich übersät davon. Ihr Körper schmerzte sie. Ihre erste Empfindung war aufzustehen und das Zimmer zu verlassen. Aber aus der wilden Überrumpelung drang eine Neugierde durch, der Reiz eines gefahrvollen Spieles. Wer war der Fremde? Ein Irrer, ein Betrüger? Ein Verhüllter war es, das empfand sie, die Art war ihr fremd, aus jeglicher Erfahrung schlug sie. Wie sie mit seltener Lust den alten Dingen nachging, um das Leben ihrer Vergangenheit aufzustöbern, so erwachte in ihr auch ein Interesse für dieses unbekannte Wesen.

Die Brutalität der Frage hatte sie verletzt, ihr aber

auch einen Teil von Achtung abgezwungen. Das Zerreißen der äußeren Form verriet einen ihr unbekannten Willen. Sie unterdrückte ihre Erregung. Mit einer anmutigen, leichten Handbewegung sagte sie: „Sie müssen sich über Schein und Wirklichkeit schon selbst ein Urteil bilden. Ich glaube, Sie muten sich die Kraft dieses Erkennens in hohem Maße zu."

Karenow stutzte. Er hatte Heftigkeit, ein Sichaufbäumen erwartet. Er war eingestellt auf den ganzen Apparat weiblicher Ablehnung. Sie sollte sich wehren, dafür hielt er seine stachlige Peitsche in der Hand. Diese Sicherheit verblüffte ihn, bestärkte ihn aber auch mehr in seiner Meinung über diese Frau, in der Notwendigkeit, diesen eigenen Willen zu zerbrechen, dem seinigen zu unterordnen. Diese Wirkung des Weibes auf ihn wurde stärker, sein Blut flüsterte erregt etwas seinem Körper zu. Seine Augen begannen zu schillern. Rita unterdrückte einen Abscheu. Auch ihr Blut griff in diesen stummen Kampf ein, es wehrte sich.

„Warum trauen Sie mir diese Fähigkeit zu?" fragte er lauernd.

Rita antwortete durch ein feines Lächeln. „Ich habe immer das Bedürfnis, das Originelle zu erklären. Es kann in diesem Falle nicht abgestritten werden, sonst wäre das Gespräch schon zu Ende. Übrigens . . .", sie fuhr leicht fort, als spräche sie über die geläufigsten Alltäglichkeiten. „Welches Interesse verbinden Sie mit dem Wissen über diese immerhin heikle und recht persönliche Angelegenheit?"

Karenow kniff die Lippen ein. Diese zarte, gebrechliche Frau spielte mit ihm. Vielleicht war seine Gewalt an einer Grenze angelangt, weil ihn sein Blut überrumpelte.

Er sagte schwerfällig: „Wer einen Menschen heilen

will, muß seine Krankheit feststellen. Die erkennt man aus Einzelheiten: Geräusche, Entzündungen, Schwellungen, Druckempfindlichkeiten . . . alles Symptome. Die Ehe ist eines der wichtigsten."

„Sind Sie Arzt?" warf Rita ein.

Karenow fand in seinem Hohn sich selbst wieder.

„Im weitesten Sinne des Wortes. Ich erkenne die Krankheiten, die großen, verborgenen Leiden. Die meisten Menschen sind bresthaft. Wissen Sie, daß es tückische Geschwüre gibt, die jahrelang im geheimen wuchern, schmerzlos, bis sie dann plötzlich aufspringen. Das Ende ist immer das gleiche."

Sie sah ihn fragend an.

„Ein qualvoller Tod," er hämmerte langsam die Worte.

Sie zuckte zusammen.

„Haben Sie auch ein Mittel, es genügt nicht immer, Krankheiten festzustellen, nur manchmal . . ."

Sie hatte leicht die Augen geschlossen. Das Gespräch packte sie an. Von den fremden Augen mußte sie sich befreien. Sie spürte eine Gefahr für sich darin, die Unterjochung ihres Willens.

Karenow sagte: „Ein einziges gewaltsames Mittel, so groß wie die Krankheit selbst, so heilend, wie sie zersetzend ist." Er dehnte eine Pause, „die Freiheit . . .", rasch fügte er hinzu: „nur sind die meisten Menschen zu feig, sie fürchten sie wie eine schmerzhafte Operation, sie ziehen es vor, langsam zugrunde zu gehen, statt zu gesunden. Der Tod am lebendigen Leibe, das bißchen Atmen spielt dabei keine Rolle."

Rita hatte flach beide Hände hinter den Kopf gelegt und starrte in die Luft. Geheime eigene Gedanken schwirrten um sie, gleich stechenden Bremsen hörte sie ein Summen. Was wollte der Fremde von ihr, was

beschwerte er sie mit seiner Stimme, seinen Augen, seinem Atem? Auch sie begann einen rätselhaften Zusammenhang zu ahnen, der führte über diesen Unbekannten zu Menschen, die ihr nahestanden, die sie lieb hatte. Warum mußte sie plötzlich an Franziskus denken?

Sie verstand sich selbst nicht mehr. Warum irrte sie plötzlich in ihrem eigenen Denken umher, das war sonst klar, fügsam ihrem Herzen.

Karenow saß lauernd vor ihr, der zarte Stuhl verschwand unter seiner massigen Gestalt, seine Stellung glich der eines großen, hockenden Tiers. Rita schaute auf. Ihre Blicke begegneten sich.

Er springt mich an, dachte sie, sie spürte, wie er ihr die Kleider vom Leibe riß. Unwillkürlich rückte sie mit dem Stuhl ein wenig zurück. Karenow merkte die Bewegung, er warf heftig seinen Oberkörper zurück, ein knarrendes Geräusch wurde hörbar. Rita zwang sich zum Reden. Diese schweigende Leere war eine Gemeinschaft, in der sie beide stockten, sie mußte sie abstreifen.

„Ihre Begriffe von Ehe lassen an eindeutigem Mißtrauen nichts zu wünschen übrig."

Er sagte höhnisch, absichtlich verletzend: „Es würde mich freuen, wenn Sie mich in diesem speziellen Fall eines Besseren belehren würden."

Ritas Hand zitterte. Was zwang sie, diesen Menschen noch anzuhören? War es nur das Interesse an einer eigentümlichen Menschenform? Sie kam mit ihren Gedanken nicht zurecht.

Karenow ließ den brutalen Ton fallen, er sagte milder, schraubte sich in ein Vertrauen ein: „Ich hasse die Lüge, die Selbstlüge, verstehen Sie. Sie ist befleckender als jedes andere Laster. Auch zumeist ver-

breitet. Ihre Wurzeln sind Furcht, Scham und Bequemlichkeit. Daraus wächst sie, läßt sich immer auf eine dieser Eigenschaften zurückführen. Prüfen Sie sich selbst, ein höchst lehrreiches und amüsantes Experiment."

„Lassen Sie mich aus dem Spiel," stieß heftig Rita hervor. Sie ertrug dieses Abtasten ihres Körpers, ihrer Seele nicht mehr.

„Ich wollte Ihnen nicht wehe tun. Ich will nur helfen, Michael, Ihnen, allen . . .", er verbarg sich in ein fremdes Kleid.

Sie spürte die Verhüllung. Hundert Masken zog er über sein Gesicht, der wahre Mensch blieb verborgen. Wer war er?

Karenow sprach jetzt geläufig, als berichte er ein Reiseabenteuer. Er wollte etwas verwischen.

„Ich komme jetzt aus einem Lande, in dem man die Lüge begräbt . . ."

„Sie sind Russe," unterbrach ihn Rita.

Achselzuckend: „Vielleicht gewesen. Ich bin ein Wanderer . . . Abstammung kann man von sich streifen."

„Darüber bin ich anderer Meinung," sagte sie kurz. Sie dachte an den lauschigen Park auf Schloß Tyssow.

Er fuhr unbeirrt fort: „Sie glauben nicht, wie groß dieses Grab ist. Über ein ganzes Land erstreckt es sich. Hunderttausende von Totengräbern arbeiten daran. Auch die Ehelüge wird verscharrt."

Er verstrickte sie in seine Gedanken. Ihre Augen sahen dieses unendliche, furchtbare Bild.

„Die Geschlechtlichkeit wird von ihr getrennt. Man garniert sie nicht mehr mit Liebe. Die Freiheit des eigenen Körpers . . . ihn zu verschenken nach Wahl; sie gehen dort sogar einen Schritt weiter, die Pflicht, ihn zu verschenken. Das Ehebild ändert sich darunter voll-

kommen. Es wird aufrichtiger. Auf die Interessenbasis gestellt, die die nützlichste ist."

Gierig griffen seine Blicke sie ab. Sie vertrug dies alles nicht länger.

Mit einer letzten Anstrengung erhob sie sich, vor ihren Augen begann es zu flimmern.

Er stand langsam auf, schraubte sich in die Höhe. „Wenn sie krank sind, die Untersuchung war vielleicht schmerzlich, aber notwendig. Die Heilung . . . es ist ein unfehlbares Mittel . . ." Sie fühlte seine schweißige Hand, seine springenden Augen.

Geekelt wandte sie sich ab.

Bei der Tür hörte sie plötzlich seine Stimme. „Haben Sie Nachrichten von Schloß Tyssow?"

Sie blickte sich jäh um. Was kümmerte ihn ihre Heimat? Wie konnte er wissen, daß sie seit Wochen mit Bangen einem Brief entgegensah? Ihre Augen fragten es.

Er machte eine weite Handbewegung.

Seine Stimme hatte einen besonderen, spitzen Klang. „Nur das Interesse für Sie drängt mir diese Frage auf. Vielleicht begegnen wir uns auf diesem Weg . . ."

Er machte eine gleichgültige, korrekte Verbeugung.

Lange starrte Rita auf die geschlossene Tür.



III.

Der Tod jagt durch die Straßen

Rita Clarenbach hatte ein Telegramm erhalten, das sie dringend auf Schloß Tyssow berief. Auf der Fahrt quälten sie die schreckhaftesten Vorstellungen.

Das Coupé war überfüllt, ein buntes Durcheinander von Menschen der verschiedenen Stände und Erziehung. Eine reinliche Scheidung gab es nicht mehr. Der ganze Zug war ein brüllendes, schmutziges Tier. Diesen Eindruck hatte sie. Eine Verwahrlosung empfand sie, die ihr körperlichen Ekel bereitete. Eine böswillige Verdrossenheit lag in allen, in den Reisenden, in dem Bahnpersonal, in den Beamten. Die Stationen waren erfüllt von Drängen und Schreien. Von der deutschen Ordnung war nur die Grobheit geblieben, sie tobte sich aus.

Rita machte sich eng auf ihrem Sitz, zog die Kleider fest an. Sie wollte jeglicher Gemeinschaft entgehen, die lag aber in der verrauchten, rußkörnigen Luft. Man ließ jede Rücksicht fallen, warf sie verächtlich von sich, wie eine Maske nach einem Fest. Jeder Mensch bestand nur aus zwei spitzen Ellbogen. Das Fest der Höflichkeit war vorüber. Man hüllte sich in Sorge und Wut, strahlte sie unbekümmert und rücksichtslos aus.

Rita versuchte zu lesen. Die Buchstaben tanzten ihr vor den Augen. Sie las nur ihre Gedanken. Immer wieder griff sie nach dem Telegramm, blickte so lange darauf, bis ihr plötzlich zwei Augen entgegenstarrten

und eine Stimme klang: „Haben Sie Nachricht von Schloß Tyssow?“

Sie wehrte sich gegen diese Vorstellung, aber hartnäckig kam sie wieder. Sie sah zum Fenster hinaus, die Landschaft war verlassen, einsam. Der kahl entlaubte Herbst neigte sich wehrlos dem Winter zu. Wie oft war sie schon diese Strecke gefahren, hatte sich an dem überall schaffenden Leben erfreut, die Erde trug den Atem der Arbeit. Jetzt war alles erstorben, die Natur selbst schien verkrochen, das war nicht mehr ihr siegendes Antlitz. Das Land war tot.

Die Empfindung durchrüttelte sie. Schwer und heftig fiel sie das eine Wort an, durchschlug die grauen Scheiben, lief stöhnend neben dem Zug einher. Aus dem Stampfen der Maschine stöhnte es ihr entgegen, vermischte sich mit dem Klange einer fremden Stimme und formte sich dann zu einem einzigen Satz: „Haben Sie keine Nachricht . . .“

Nein, sie wollte nicht daran denken, das waren überspannte Einbildungen. Sie setzte sich gerade zurecht, streckte ihren Oberkörper, diese scharfe Bewegung war eine eigene Zurechtweisung, sie wollte ein anderes Denken beginnen.

Sie zwang sich zu einem oberflächlichen Gespräch mit sich selbst: über Linda Marwitz' neuestes Kleid und ihre tänzelnden Beziehungen zu ihrem Manne, über die Neuerwerbungen beim Antiquitätenhändler Bernfeldt, über . . . es war vergeblich, das alles fiel außerhalb ihrer Gedanken. Hartnäckig tauchte ein Gesicht vor ihr auf, zwang sie zu einem quälenden Denken.

Die Begegnung mit Karenow bedrängte sie, sie kam nicht los davon. Was hatte er zu tun mit dieser endlos grauen Fahrt, in irgendeine tiefe Trauer hinein. Das war sie, sie gab sich keinen Täuschungen hin.

Das Unbekannte daran war das Nervenzerreißende. Sie fand eine Verbindung. Auch Karenow war ein fremdes Grauen. Lag darin ein Zusammenhang? Der Zwang dieser Gedanken erdrosselte sie. Ihre Lippen wurden schmal und blaß. An äußere Höflichkeit glaubte sie nicht, bei diesem Menschen lag in jedem Wort eine Absicht.

Wie ein Tier mit unzähligen Armen war er, nach allem griff er. Er schlich sich in ihre Beziehungen ein. Sie dachte darüber nach, was er über Michael sagte. Und über ihre Ehe? Ein Organ war in diesem Menschen, das fehlte den anderen, den vielen. Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirne, eine Müdigkeit befiel sie, wie nach einem atemlosen Lauf, oder nach einem langen Starren in ein flackerndes Feuer. Ihre Hand fühlte das Telegramm, darum liefen ihre Gedanken, es war immer der gleiche Kreis.

Nach einer endlosen Nacht, ihr Körper war gekrümmt, gerädert, ihr Kopf wie geschwollen von einem wildbunten Halbwachen, von Träumen, Vorstellungen, Wirklichkeit, langte sie an.

Erlöst aufatmend stieg sie auf dem kleinen Bahnhof aus. Die kalte Morgenluft erfrischte sie, ihr Denken wurde klarer, gesetzmäßiger. Der Bahnvorsteher, ein alter Mann, der sie von Kindheit an kannte, begrüßte sie. Er war gedrückt, scheu, sie schrieb das den veränderten Verhältnissen zu. Auffallend war seine Schweigsamkeit, er war ein dürres, lebhaftes Männchen. Auch sie war nicht zum Reden gelaunt, so war es gut.

Man mußte einen Wagen beschaffen, in der Hast hatte sie ihre Ankunft nicht angekündigt, das Telegramm Michaels war wohl nicht zur rechten Zeit eingelangt, so gab es Schwierigkeiten. Es war ein min-

deres Gefährte, die Pferde struppig, herabgekommen, der Kutscher, ein fremder Bauer, unwillig. Der Bahnvorsteher half ihr beim Einsteigen.

„Die Hunde, die Hunde . . .“, schrie er plötzlich. Sie mußte über diesen unerwarteten Zornausbruch lächeln. Es fiel ihr nicht ein, worauf er Bezug nahm. Sie dachte darüber nicht nach und fragte auch nicht.

Sie sog nun tief die Luft ein, sie mußte sich reinatmen. Die Fahrt ging langsam, es waren drei Stunden nach Schloß Tyssow. Sie hüllte sich fest in ihren Pelz und schloß die Augen. Sie erzwang sich eine Gedankenlosigkeit, sie spürte nur das Schaukeln des Wagens. Die Pferde zogen bedächtig. Der Kutscher knallte zeitweilig mit der Peitsche und stieß einen Laut aus; so ging es eintönig weiter.

Als sie wieder die Augen öffnete, fuhren sie auf eigenem Grund und Boden. Die Straße ging bergan, zu beiden Seiten war Wald. Sie dachte an das Wild. Ihr Vater war ein leidenschaftlicher Jäger. Als Mädchen war sie oft mit ihm auf den Anstand gesessen. Es war ein eigener Reiz dieses stille Warten. Nie hatte sie das Leben des Waldes so stark gespürt, wie in solchen Stunden. Dann zu wissen: jetzt kommt der Hirsch, trotzig, stolz, selbstbewußt, eine herrliche Naturkraft und der Tod wartet, kühl, überlegen, rechnend. Es lag etwas Wunderbares in diesem Gegensatz. Im entscheidenden Augenblick hatte sie eine rasche Bewegung gemacht, das Wild verscheucht. Sie wußte nicht, ob es Mitleid war, es war unbewußt. Der Vater war wütend, er konnte so herzhaft fluchen und schwor bei allen Heiligen, nur bei dieser Gelegenheit bediente er sich ihrer, sie nie wieder mitzunehmen. Sie lachte übermütig und schmeichelte sich ein. Dann stimmte er schließlich ein. Der Heimweg war fröhlich,

von ungebundener Heiterkeit. Alles sah man im Walde, man war die Herrin. Jedes Eichkätzchen, jeder Käfer, jede Eidechse war eine andere Form von Untertan. Man nickte ihm gnädig zu. Die Erinnerung daran war eine gutgeheizte Stube an einem scharfen Wintertag. Es war etwas anderes, als diese graue, unendliche, schmutzige Stadt. Man lebte nach allen Richtungen, war nicht zwischen Mauern eingezwängt. Man konnte laufen, springen, atmen, der Körper war frei.

Ihre Wangen waren gerötet, aus den Augen war die Müdigkeit geschwunden. Man müßte alle alten Bäume umarmen. Das waren Spielgefährten und die weisesten Lehrer. Wenn Kurt in den Ferien heimkam ... denn später ist er unausstehlich geworden, als er sich erwachsen dünkte und sie als Kind behandelte. Rita lächelte ...

Wo all das nur lag? Man tauschte dafür die Dame ein, große Schleppe und die Gesellschaft und all das übrige. Sie runzelte die Brauen. Auf manchen dieser Bäume war sie hinaufgeklettert und hatte ins Land geblickt. Ist je die Welt so weit, als man sie von dort aus schauen konnte.

Der Weg führte durch weite Felder. Sie lagen brach und ungepflegt. Warum fiel ihr das plötzlich so peinlich auf. Sie wußte doch die Gründe dafür. Der Krieg, der Arbeitermangel und ... und ... das war alles richtig aus der Vernunft gezogen, aber die Wirklichkeit war grausam. Der Boden litt, sie fühlte seinen Schmerz. Wie ein herabgekommener kranker Mensch kam er ihr vor. Nur die Hälfte des Gutes war bebaut. Das war der schwere Kummer ihres Vaters. Er alterte daran.

Ihre keimende Fröhlichkeit war verwischt, die Er-

innerung an die Jugend verlöschte. Eine harte Gegenwart stand auf. Wohin führte sie der Wagen? Sie fuhr in ein unbekanntes Land. Auch über dieser Erde lag ein fremder Geist. Trug sie ihn mit sich, oder wehte er aus dem erstorbenen Boden? Alles Schlummernde in ihr erwachte, wurde ungebärdig und heftig. Sie brachte die Unruhe mit in die Heimat. Die Räder des Wagens knarrten, es schien ihr das gleiche Geräusch wie das Stampfen der Maschine, sie hörte die gleiche Melodie daraus.

Sie mußte sich zur Ruhe zwingen. Sie ließ den Wagen halten und ging ein Stück Weg zu Fuß. Das tat ihr gut. Manchmal blickte der Kutscher nach ihr. Er hatte ein verschlossenes Gesicht, sein Mund war verkniffen, sie urteilte, daß er tückisch war. Er war aus dem Nachbardorfe. Sie wollte ihn in ein Gespräch ziehen, ihn in einer plötzlichen Angst nach verschiedenem fragen. Etwas hielt sie zurück. Eine Scheu vor einer Wahrheit? Oder war es nur das Distanzgefühl?

Sie ließ sich durch die Landschaft ablenken. Jetzt mußte der erste Meierhof kommen. Noch diese eine Biegung, dann würde das langgestreckte, weiße Gebäude auftauchen.

Sie lehnte sich weit vor in dem Wagen. Es mußte an der Luft liegen, sie war zu grau, undurchsichtig. Sie rieb sich die Augen. Das Bild blieb. Kahle, rauchgeschwärzte Mauern ragten in die Luft. Jetzt spürte sie auch einen brenzlich heißen Geruch, der Wind trug ihn ihr zu. Je näher sie kamen, desto klarer erkannte sie die Verwüstung. Der Boden war zertreten, zerstampft, aufgewühlt. Die Erde war trocken, als wäre sie erstickt. Man hatte ihr Gewalt angetan, ein erloschenes Auge. Ein großer Brand mußte gewütet

haben, man hatte sie nicht davon verständigt. War dies vielleicht der Grund . . .? Ihre Hand griff zitternd nach dem Täschchen, in dem das Telegramm verborgen war.

Sie überwand ihren Widerwillen und richtete eine Frage an den Kutscher.

Er sagte über die Schultern hinweg, sein Gesicht war schadenfroh: „Das ist nicht alles. Es war in der Nacht, aber hell wie in der schönsten Sonne. Übrigens ist jetzt wieder Ruhe.“ Er hieb auf die Pferde ein.

Rita lehnte sich zurück. Sie wollte nicht weiter fragen. Dieses grinsende Gesicht stieß sie ab, man merkte ihm die Freude an, über etwas Schreckliches, Grauenhaftes. Ihr Herz schlug wild, ohnmächtig. Sie schloß die Augen, um nichts zu sehen, die eigene Stimme in ihr nicht zu hören.

In einem Zustand völliger Erschöpfung kam sie auf Schloß Tyssow an.

Rita stand in dem großen dunkelgetäfelten Raum. Es kam ihr noch immer nicht zum Bewußtsein. Ihre Augen sahen nur Einzelheiten, ohne Zusammenhang. Das Denken war ausgeschaltet. In ihr war etwas erstarrt, sie fühlte ihr eigenes Leben nicht. Zuerst mußte sie sich an die Dunkelheit gewöhnen, sie fiel sie so heftig an, daß sie aus starker Helle kommend, die Augen schloß.

Ein schwerer Geruch befiel sie, machte ihr den Atem enge. Kirche, Wald, Wiese, Krankenstube, Rauch, alles lag darin. Ihre Brust hob sich, spannte sich unter dem Kleide.

Langsam öffnete sie die Augen. Sie waren groß und leer, nur sehend, nicht fühlend und nicht denkend.

Sie begann zu unterscheiden: Schwarze Tücher, die fielen von der Decke bis zum Boden, überall waren

sie, mit dicken Falten darin, aus ihnen starrte noch wilderes Dunkel; hohe, weiße, funkelnde Silberleuchter, darin staken gelbe Kerzen mit kleinen, blauspitzen Flammen, graue Rauchwölkchen ringelten sich darum; große grüne Kränze, matte Blumen darin, gelbe, rote, blaue Farben, wie mit einem grauen dünnen Schleier überzogen; schwarze lange Bänder, darin flache goldene Buchstaben; blauweiße Metallwände, unterbrochen von schwerer gelber Bronze; weiße knisternde Seide, sie kroch hervor aus dem Grün der Blätter, den Farben der Blumen, den schimmernden Kerzen, dehnte sich immer weiter und weiter, bis sie vor einem wachsbleichen Antlitz abbrach.

Rita sank in die Knie, die feste Hand ihres Bruders umklammerte die ihrige, hinter sich hörte sie das stoßweise Schluchzen der Mutter. Jäh sprang ihr Denken auf, warf sich über ihr Herz, riß es auseinander. Ihre heiße Stirne fühlte die kalte Metallwand des Sarges, die Augen verschwammen in nassen Tränen, aus dem halbgeöffneten Mund kam ein schweres Stöhnen.

Mit einem einzigen Aufschrei hatten sich die Einzelheiten zu einer wilden Wirklichkeit zusammengefaßt: Der Tod des Vaters.

Kein Gebet kam über ihre Lippen, ihre Hände krampften sich ineinander, darin preßte sie die Augen. Sie sah die schlanke Gestalt vor sich, mit braunen blühenden Augen, graue buschige Brauen darüber, die scharfe Nase, über dem gradgeschnittenen Mund der weiße Bart. Eine sprühende Lebendigkeit in der Bewegung, die kurze, etwas schnarrende Stimme sagte: „Mädel, pack das Leben an, die Zügel in der Hand, es muß dorthingehen, wohin du willst."

Schwer erhob sie sich, wie aus einer Gruft stieg sie empor. Sie beugte sich über das eingefallene, tote Ant-

litz. Der Hinterkopf war von einem weißen Tuche umhüllt.

Mit spitz gefalteten Händen begannen die beiden Nonnen wieder ihre murmelnden Gebete. In tiefer Finsternis glänzten die Silberleuchter und flackerten die gelben Kerzen.

Sie saßen in dem kleinen Speisezimmer. Das schwarze Kleid der Mutter war von dem weißen Haar gekrönt. Wie die Silberleuchter im Sterbegemach, dachte Rita, es war eine quälende Vermischung der Gedanken. Rita beugte sich über ihre Hand und küßte sie.

Kurt von Tyssows Gesicht war verschlossen, als hätte man eiserne Rollbalken darüber gezogen. Seine Lippen waren nach innen gezogen, wie aufgesaugt. Eine ungeheure Willensanstrengung fesselte seine Bewegungen. Es war, als zerbisse er jedes Wort, bevor er es aussprach. Eine beherrschte Qual war in seinem Gesicht, daß es unheimlich in seiner Starrheit erschien.

So erfuhr Rita die näheren Umstände. Ein böser Geist war in die Bauern gefahren. Ungeheure Schlagwörter hatten sie in hemmungslose, gierige Taten umgesetzt. Revolution, Enteignung, Gleichheit, man hatte damit die wildesten Instinkte aus ihnen gelockt, alles Geheime, Tierische herausgerissen. Eine besondere Unruhe war schon in den letzten Tagen zu bemerken. Von außen kam ein gewaltiger Druck, eine unheimliche Kraft stieß das schwere Bauernhirn auf.

Kurt sagte mit finsteren Augen: „Ich weiß nicht, ob meine Ahnung mich täuscht, ich habe ihn plötzlich auftauchen sehen. Was wollte er hier? Wenn dem so ist, wie einen Hund müßte man ihn niederschlagen.“

Seine Hände lagen festgeballt auf dem Tisch. Rita sah ihn groß an. Irgendein unklares Gefühl beherrschte sie. Von wem sprach er? Kurt biß sich auf

die Lippen. Unter dem Eindrucke des weiteren Berichtes vergaß sie diese Zwischenbemerkung.

Bernhard von Tyssow hatte nur darüber gelacht. In ihm war eine fröhliche Unbekümmertheit und dann: ein trotziger Stolz, ein ungebrochenes Herrengefühl. „Die Bauern werden sich wieder beruhigen," hatte er leichthin gesagt. „Der Wind ist neu, sie wissen nichts Rechtes damit anzufangen. Sie werden schon darauf kommen, daß er aus einer falschen Richtung weht." Aber immer stärker wurde die Erregung, die Mienen immer finsterer. Man sah es jedem einzelnen an, daß er etwas mit sich herumtrug, das er nicht begriff, das ihn aber festhielt, sich in ihn eingekrallt hatte. Verdächtige Subjekte trieben sich herum, erst im geheimen, dann traten sie frecher auf, sahen einem höhnisch ins Gesicht. Versammlungen gab es. Die Wirtsstube war voll. Rauch, Reden, Bier, Geschrei, die Wirkung drängte auf die Straße heraus, erst nächtliche Störungen, rüpelhafte bäuerliche Ausschreitungen, nicht mehr.

„Man hat uns gewarnt," sagte die Mutter, „der Förster hatte Vorstellungen erhoben. Wir hielten es für Ängstlichkeit."

Kurt sagte hart: „Der Mann ist aus einem anderen Holz geschnitten als wir. Was ist uns der Bauer?"

Die Mutter sagte weich: „Wir hätten vielleicht einmal darüber nachdenken sollen."

Ihr Schmerz hatte den Sinn für Schmerzen gelöst. In ihr war keine Rache.

Kurts Augen durchstießen die Wand, als suchten sie seines toten Vaters Antlitz. Zwischen den Zähnen sagte er: „Er war ein Mann," es war nur das Urteil der eigenen Kraft über eine erloschene, nicht die Worte des Kindes.

Amalie von Tyssow senkte den Kopf. Über ihre

edlen, graden Züge huschte ein verirrtes Lächeln. Die Erinnerung an ein großes, reiches Leben lag darin. Es war ein letzter Gruß für junge, längst gestorbene Zeit. Ein Schauen in helle Frühlingstage.

Rita ritt in Gedanken mit ihrem Vater an einem frischen Herbstmorgen über die Felder. Die feuchten Erdschollen dufteten. Die Luft war durchsetzt von goldener Üppigkeit. Von den Pferden stieg frischer Dampf auf, aus den Nüstern stießen sie den blauen Atem. Der Vater sagte: „Spürst du die Kraft, überall ist sie, man badet darin.“ Sein Gesicht war in der scharfen Luft wie aus Stahl geschnitten. Ein Bauer ging vorüber und grüßte ehrerbietig. Er hatte genickt, hochmütig, freundlich und sich dann zu ihr gewendet. „Das kriecht am Boden, gebundene Erdkraft. So muß es sein.“ Im Galopp waren die Pferde durch Wiesentau in den Wald gejagt. Und vielleicht derselbe Bauer...

Die harte Stimme ihres Bruders rief sie zurück. „In jedem von ihnen steckt eine Bestie. Einmal ein wildes Tier mit einem blutigen Maul, ein andermal ein gehorsamer Ochse mit einem Ring durch die Nase. Man muß immer auf der Hut sein. Ohne Peitsche nicht auf die Straße.“ Sein Gesicht war abweisend, das eine Auge leicht zusammengezogen.

Mit einer nächtlichen Brandlegung hatte es begonnen. Plötzlich stand der Meierhof in Flammen. Jeglicher Rettungsversuch scheiterte. Alles versagte. Nicht dem Zufall hatte man es zuschreiben dürfen, es lag Absicht darin. Die Untersuchung ergab nichts. Die Bauern zuckten die Achseln. Man stand vor einer Hecke. Überall die gleichen Spitzen.

„Ich hätte mit der Faust in jedes Gesicht schlagen können,“ sagte Kurt, seine Finger schlugen rhythmisch

auf den Tisch. Er mußte sich durch eine Bewegung Luft machen.

Die Arbeiten auf dem Felde wurden eingestellt. Die Bauern gingen in dem Dorfe, die Hände in den Taschen, umher und pfiffen. Bernhard von Tyssow ließ die Rädelsführer zu sich kommen, es waren heimgekehrte Soldaten, junge Burschen, die die Mützen nicht vom Kopfe nahmen. Sie stellten sich mit gespreizten Beinen hin, machten die unsinnigsten Forderungen, kauten immer wieder die gleichen Phrasen, von Recht auf den Boden, Menschlichkeit, Gleichheit und was noch mehr von dieser Sorte war. Eine Weile hörte sie der Gutsherr an, dann versuchte er ihnen die Unsinnigkeit dieses Geschwätzes nachzuweisen. Er mußte sich zu diesen Worten zwingen, die ganze Zeit spielte er mechanisch mit seiner Peitsche. Sie verschlossen sich, polterten immer wieder heraus, machten unverschämte Anspielungen, verstiegen sich zu versteckten Drohungen.

„Ich habe mich über seine Geduld gewundert, ich hätte sie früher zur Türe hinausgeworfen," in der Erinnerung daran stieg Kurt das Blut zu Kopfe.

„Manche von den Burschen habe ich seit ihrer Geburt gekannt, ist das nicht merkwürdig?"

Amalie von Tyssow schüttelte den Kopf. Sie fand sich noch immer nicht zurecht. Sie leitete das furchtbare Geschehen nicht aus der Zeit ab, sie mußte es aus der Veränderung der menschlichen Natur erklären. Darum verstand sie es nicht.

Rita dachte nur immer gequält: Jetzt muß das Grauenhafte kommen. Das alles ist nur eine Vorbereitung. Man stach nach ihrem Körper, rings um ihr Herz fühlte sie die blutigen Löcher, sie erwartete den einen, furchtbaren Stoß. Sie vergaß, daß ihr Vater

tot oben im großen Saale lag. Er mußte vor ihren Augen noch einmal sterben.

Aus diesem beklemmenden Gefühl sagte sie: „Es ist, als müßte ich mich dagegen stemmen. Geschehenes noch verhindern. Ich kann die Wirklichkeit nicht erfassen.“

Kurt erhob sich und trat an das Fenster. Eine Weile war es still. Im Hause lag ein Toter, um ihn scharten sich lebendige Gedanken. Langsam drehte sich Kurt um, sein Gesicht war verändert, wie losgelassen von dem krampfhaften Druck, die Blässe gesteigert, die Augen entzündet, unbeherrscht war es, leidend, von Qual und Erregung durchzogen.

„Die Nacht werde ich nie vergessen, sie liegt auf meinem Leben.“

Amalie von Tyssow begann lautlos zu weinen. Nur an der Bewegung des Kopfes merkte man es. Rita saß zusammengekauert in ihrem Stuhl, den Kopf tief gesenkt, sie erwartete den Schlag.

Kurt fuhr fort: „Plötzlich flammte es auf. Es war ein heller Schein von einem großen Brande. Der Vater weckte mich. Mit ein paar Leuten liefen wir zum zweiten Meierhof. Von dort kam es. Die Bauern standen davor. Die Gesichter sahen scheußlich aus in dem roten Licht. Als sie uns sahen, begannen sie zu heulen. Es ging einem durch die Knochen, dazwischen das Knistern, Prasseln und Stürzen. Die Spritzmaschine stand zertrümmert dort, die Schläuche zerschnitten. Der Vater ermahnte sie zu helfen. Ich habe mich über seinen ruhigen Ton gewundert. Mir siedete das Blut. Ich spürte meine eigenen Nägel im Fleisch. Sie hoben drohend die Hände, der Speichel rann ihnen aus dem Mund. Sie schrien: „Alles muß verbrennen, das ganze Gut, das Schloß, alles . . .“ Sie schrien rasend, be-

trunken. Der Vater wurde bleich. Sein Gesicht war schreckhaft, ich kann es nicht aus den Augen verlieren. Er hob drohend seinen Stock und ging auf die wildeste Gruppe los. „Ihr Hunde . . .“, sagte er. Das war das letzte, was ich von ihm hörte. Plötzlich sah ich ihn zusammenbrechen. Jäh, wie einen Baum. Als ich zu ihm kam, war er bewußtlos. Das Blut rann aus dem Hinterkopf. Als die Bestien das sahen, stutzten sie, dann verschwanden sie, wie aufgesaugt von Feuer und Nacht. Wir brachten ihn heim. Der ganze Weg war rot beleuchtet, als gingen wir in Blut . . .“, er wandte sich ab.

Nach einer Weile sagte er ruhig, fast gleichgültig: „Am Abend starb er, wir haben seine Stimme nicht mehr gehört.“ Sein Gesicht war wieder erstarrt. Die Mutter hielt ein Tuch vor den Augen. Wie eine weiße Maske auf schwarzem Grunde wirkte es.

„Sie haben ihn erschlagen,“ sagte Rita mit klarer, unbewußter Stimme, dann begann sie wie ein Kind zu weinen, haltlos, unendlich . . .

Kurt begleitete Rita. Sie gingen durch den weiten Park. Die Bäume waren nackt und dürftig, der Boden mit welken Blättern bedeckt. Das Grün der Wiesen stumpf und grau. Der große Teich trüb und düster. Ein Gefühl der Trauer beschlich Rita. Das war das Kinderland, darin lagen all ihre Träume, Hoffnungen, Wünsche, die Tollheit ihres Herzens. Danach forschte sie. Eine kalte Leere empfand sie, ein Frösteln, das sie innerlich erschauern ließ. War dies nur die Wirkung des sterbenden Herbstes, oder sah sie alles durch den Spiegel eines toten Antlitzes?

Sie blickte zurück. Durch die kahlen Bäume sah man die weißen Mauern des Schlosses. Dumpf und schwer erhoben sie sich. Auch in ihnen war eine trotzige

Kälte. Und dahinter? Nur die Umrahmung für den Tod waren sie. Sie kam von diesen Gedanken nicht los. Mit ihrem Vater verband sie mehr als kindliche Liebe. Eine starke Ähnlichkeit, ein gegenseitiges Wohlgefallen, das reichte weiter als die gesetzmäßige Blutspflicht. Der Vater, das war das große, schöne Stück Land, der alte vornehme Park, die schwarzen, satten Erdschollen, die weiten, gelben Felder, die rauschigen, schattigen Bäume, die tollfarbigen Blumen, die schweren weidenden Tiere, die jungen feurigen Pferde, das Wild und die Vögel, das alles war er, der Ernst und die Fröhlichkeit, ihre Jugend und ihre Sehnsucht . . . Ein gelbes, eingefallenes, wachsbleiches Gesicht mit verbundenem Hinterkopf. Unter dem weißen Tuch geronnenes, schwarzes Blut . . .

Alles war tot, nirgends erkannte sie mehr das Leben. Ohne Abschied, plötzlich war er gestorben, sie fühlte den unvermittelten Schmerz. Das Gewaltsame erschütterte sie. Überall schaute ihr eine Lebensbrutalität entgegen, gierig, unausweichlich. Eine Beklemmung spürte sie, daß ihr der Atem schwer wurde.

Sie sagte, ohne auf den Bruder zu achten, der schweigend, verbissen neben ihr ging: „Die Art des Sterbens . . .“, es war ein unterdrückter Aufschrei, die Erklärung für ihren Zustand. Sie fühlte diesen Tod am eigenen Leibe, wundhaft. Man hatte das Land erschlagen, ihre Heimat.

Kurt nickte nur. Er hob nicht den Blick, nur den grauen Weg sah er, nichts anderes mehr. Nach vier Jahren Krieg war er endlich heimgekehrt, aus dem großen Zusammenbruch sich selbst gerettet. Stark war er geblieben, unbekümmert, mit dem festen Glauben an ihr Herrentum. Die eigene Erde mußte rein erhalten werden, wenn auch die Welt rings umher in

Flammen stand. Er hatte nie klein beigegeben. Weder vor dem äußeren noch vor dem inneren Feinde. Der Tod hatte mit ihm gespielt, all die Jahre lang, ein steter Begleiter, hinter jedem Morgen stand sein Gesicht. Man hatte ihn gesehen, immer wieder, in den wildesten Verrenkungen, in den blutigsten Wirbeln. Nicht weicher ist man geworden. Ein Menschenleben war nicht viel wert, die eigene Hand war zur Vernichtung bereit und willig. Im ärgsten Elend sah man die Heimat, schickte seine Augen heim, um Kraft aufzunehmen, man wurde daran wieder stark, blieb aufrecht, trotz mancher Wunden, die heilten. Das Blut war jung und gut. Jeder Urlaub war seelische Nahrung für ein schweres Jahr. Die Scholle wartete, der Vater wachte über ihren Atem. Mit dem Gewehrkolben einem den Schädel einschlagen, Kriegsbrauch, er hatte darüber das Wundern verlernt. Man war auch nicht Mensch in solchen Augenblicken, die Augen blutunterlaufen, der Mund triefend, wilde Tiere ineinander verbissen.

Aber den eigenen Vater, Bernhard von Tyssow, auf seinem Grund und Boden . . . ein schmieriger Bauernlümmel mit einem Prügel in der Faust . . . Es war nicht auszudenken. Vom eigenen Leibe wusch man die Schmach nicht rein. Und die Zukunft? Das alles war nur ein Anfang. Man mußte sich zu Boden werfen, das Land mit dem Körper schützen. Sich wehren . . .

Kurt vergrub die Hände in den Taschen. Er spielte mit der kleinen Pistole, nie ging er mehr ohne sie aus. Er blickte stumm seiner Schwester ins Gesicht. Sie verstanden sich.

Über einem schmalen Wiesenpfad gingen sie dem Dorfe zu. Jedes Haus kannte Rita, sie wußte die Ge-

schichte jeder Familie. In der kleinen Kirche lag ein Stück Unglauben von ihr. Sonntag für Sonntag hatte sie dem feierlichen Gottesdienst beigewohnt, erst in kindischer Gläubigkeit und dann . . . überall waren ihre Gedanken gewesen, nur nicht bei dem frommen Altar und den geweihten Kerzen. Aber eine Anhänglichkeit blieb, wie an der Puppenstube im Schloß und den vielen anderen Kindererinnerungen. Ein Tag war fest in ihrem Gedächtnis geblieben. Damals als sie mit Michael vor dem guten, weißhaarigen Pfarrer stand. Die alte Kirche hatte nach jungem Wald gerochen. Und dann: die Erwartung, das Glück und ... und das Leben. Die Kirche war nur eine Tür gewesen, die hinausgeführt hatte in diese weite, unendliche Sehnsucht.

Eine Stille lag über dem Dorfe. Drückend empfand sie sie. Das war nicht die beschauliche Ruhe des Friedens, die wohlige, schläfrige Gelassenheit. War das Einbildung, die Hast ihres eigenen Gemüts? Aus jedem Hause wehte kalte Luft, oder war der Herbst von so rauher Unerbittlichkeit. Ein paar Bauern kamen ihnen entgegen. Sie grüßten nicht, blickten scheu, feindselig zur Seite. Die Muskeln in Kurts Gesicht bewegten sich, als zermalme er einen Knochen.

Er sagte verbissen: „Wie fremde Hunde, du weißt nicht, ob sie mit dem Schweife wedeln oder dich knurrend anspringen."

Frauen traten vor die Tür, nickten und winkten. In ihnen war kein Haß. Kinder gingen vorbei und grüßten.

„Warum dies alles?" fragte Rita, „die Natur ist gut."

Kurt sagte: „Das sind unsichtbare Fäden, ich muß dahinter kommen. Sie hatten sich über nichts zu beklagen. Man zieht an ihnen. Sie sind Marionetten."

Seine Worte packten sie an. Eine Erinnerung stieg auf, zuerst unklar, nur als peinliches Gefühl. Eine große, haarige Hand sah sie vor sich. Sie riß sich gewaltsam von dieser Vorstellung los. Immer mehr Menschen begegneten sie, finstere Trägheit, gespannte Erregung war in ihnen.

Vor dem Gasthofe stand ein Mann in städtischer Kleidung. Ein Gesicht, das auffiel, nicht in den bäuerlichen Rahmen paßte.

Heftig ergriff Kurt ihren Arm. „Wir wollen umkehren,“ er sah über den Fremden hinweg.

Rita hatte ihn bemerkt. „Wer ist das? Kennst du ihn?“

Kurt sagte hochmütig: „Ich kenne ihn nicht.“

Rita beschäftigte sich mit dem Fremden. Ein Gefühl hieß sie Stellung gegen ihn nehmen. Sie konnte sich darüber keine Rechenschaft geben. Plötzlich fiel ihr Karenow ein, ohne Zusammenhang. Sie steckte in einem Netz von wirren Gedanken, ohne sich zurechtzufinden. Die Dorfstraße glich einer Stadt mit steinernen, erdrückenden Häusern.

Kurt sagte nach einem zähen, unruhigen Schweigen: „Du verstehst mich, Rita, solche Menschen kennt man nicht. Das ist das Schlimmste daran. Man war einmal auf Du und Du mit ihnen, hat zusammen Champagner getrunken. Ein ehemaliger Regimentskamerad, deklassiert . . . Böse Geschichte . . . Schließlich immer mehr heruntergekommen. Alles andere . . .“, er zuckte die Achseln. „Alles andere . . . unkontrollierbare Gerüchte . . . ein Glücksritter, zu allem entschlossen. Hat nichts zu verlieren . . . ein Hasardeur des Lebens . . .“, seine Stirn lag in tiefen Falten.

Rita hielt das Bild des Unbekannten fest, prägte es sich ein.

Kurt sagte zwischen den Zähnen: „Ich muß noch dahinterkommen. Es läßt mir keine Ruhe. Das Gefühl sträubt sich dagegen. Man war einmal auf Du und Du . . . erbärmlich."

Er dachte an die erste Begegnung im Dorfe. Die Plötzlichkeit, die Überraschung hatte ihn fast umgerannt. Der andere hatte nach dem Hut gegriffen, ein Lächeln war bereit. Schon war er selbst so weit. Auf ihn zugehen, die Hand ausstrecken, fragen, vergessen . . . das Leben hat seine Härten, nicht unbarmherzig sein. Aber dann war es in ihn gefahren: Erziehung, Korrektheit, Hochmut und all das andere. Er ist steif geworden und hat die Augen ins Leere geschickt . . . Nur noch einen Blick hat er aufgefangen, darin lag glühender Haß. Jetzt zerrten sie an der Feindschaft, das wußte er.

Rita hatte an Karenow gedacht, wie er vor ihr saß und seine Worte gleich Stricken um sie drehte. Um wieviel Menschen hatte er schon die Schlinge geworfen? Wie ein großer Würger kam er ihr vor.

„Existenzen, die man nicht begreifen kann. Niemand hätte Winterstein das vorausgesagt. Es war Karriere in ihm."

Der Name führte Rita zurück. Sie stutzte, glaubte nicht recht gehört zu haben. Kurt mußte ihn noch einmal wiederholen. Sie zuckte zusammen, er bemerkte ihre Blässe.

„Kennst du diesen Mann?" es lag ein strenger, forschender Ton in seiner Frage.

„Winterstein . . .", wiederholte sie langsam, sie suchte Zeit zu gewinnen, um sich zu sammeln. „Nein, der Name ist nicht ungewöhnlich. Ich habe ihm einmal in einem anderen Zusammenhang in der Gesellschaft begegnet."

Er achtete nicht weiter auf ihren Ton. Das Zu-

sammentreffen beschäftigte ihn zu sehr. Gewaltsam beherrschte sich Rita. Wohin führen all die Fäden? Alle Gedanken tobten in dieser einzigen Frage.

„Wir wollen heim," sagte sie. Sie spürte eine fremde Kälte am Leibe.

Sie gingen stumm durch das stille Land. Über des toten Vaters Antlitz lagen tiefe blaue Schatten.

Michael wäre nicht rechtzeitig zum Begräbnis gekommen. Auf Wunsch Ritas wurde daher von einer Verständigung abgesehen. Sie hatte noch andere Gründe, die verschwieg sie. Niemandem fiel dies weiter auf. Nur wenige Verwandte aus der Umgebung waren anwesend. Es waren Männer und Frauen in verschiedenem Alter. Sie waren vom Kopf bis zu den Füßen in steifes Schwarz gehüllt, würdevolle Säulen der Trauer. So standen sie in dem dunkeln Saal und starrten auf den geschlossenen Metallsarg. Ihre Gesichter schienen leblos, alles ging unter in der schwarzen Trauerstimmung.

Nach den letzten kirchlichen Zeremonien setzte sich der Zug in Bewegung. Amalie von Tyssow hing schwer am Arm ihres Sohnes, ein entfernter Verwandter führte Rita. Im Dorfe läutete die Kirchenglocke, durch die kahlen Bäume des Parkes scholl grell ihr Klang. Durch graue Wolken schien die Sonne. Der weiße Sarg leuchtete. Dahinter wie ein einziger Körper der schwarze, schweigende Zug. Das stoßweise Schluchzen der Witwe fiel quälend in die Stille.

Kurt hielt sich aufrecht, seine Glieder waren steif. Rita war tränenlos. Ihre Augen lagen auf dem weißen Metall. Es begann zu flimmern, zerfloß. Sie sah die Leiche in der Grauenhaftigkeit ihrer Verwesung. Sie schloß die Augen. Das Bild wurde unerträglich, drückte ihr die Stirne ein. Sie wollte den Lebenden

begraben, nicht den Toten. Es war widersinnig. Die Erinnerung hing sich daran. Das war nicht der Abschied, das war eine furchtbare Zeremonie, ein barbarischer Brauch.

Der Abschied ... nein, vielleicht damals, hoch zu Roß über die Felder, oder auf dem Anstand in dem breitkronigen Baum, oder in dem tiefen Fauteuil vor dem flackernden Kamin, oder ... oh, es gab unzählige solche Augenblicke, daraus mußte sie wählen.

Sie öffnete die Augen. Das weiße Metall war jetzt glatt, funkelnd, poliert. Was hatte diese kalte Form mit ihrem Vater zu tun? Ihre Füße wurden schwer, mühsam setzte sie sie voreinander.

Die Gruft war aus grauem Stein, groß und geräumig. Der Sarg glitt von den Schultern. Er stand allein, frei, keine lebende Hand berührte ihn. Es war der erste Augenblick der großen Toteneinsamkeit. Eine kalte, erdige Stille stieg aus der Tiefe. Ein hemmungsloses Schluchzen ging darin unter, wurde erbarmungslos aufgesaugt. In goldenen Buchstaben und Beschlägen stand die Sonne.

Die halblauten Gebete zerstoben im Winde. Der Weihrauch verwehte. Mit zitternder Hand strich die Witwe zum letztenmal über den Sarg. Es war eine rührende Bewegung der Zärtlichkeit, die Liebkosung des Weibes. Rita drückte noch einmal die Stirne an das kalte Eisen. Sie fühlte eine Wärme, darüber war sie glücklich; es war das Anschmiegen der Tochter. Kurt beugte das Knie, es war die letzte Ehrung des Sohnes, ein tiefes, heiliges Versprechen.

Langsam verschwand der Sarg. Letzte verwesende Hüllen barg er, das wahre Antlitz war bei den Lebenden.

Jenseits der Hecke starrten erschreckt schuldbewußte Augen. Niemand beachtete sie.

Die grauen Wolken waren dunkler geworden, die graue Gruft kälter, einsamer. Der Wind ging durch die kahlen Bäume, fegte über das neue Grab. Die Totenstille erstarrte, das Leben war ferne. Dazwischen lag die Unendlichkeit: Welt, Atmen, Haß, Liebe, das Dasein.

Die Nacht senkte sich über das einsame Schloß, gleich Trauerfahnen hüllte sie die Mauern ein.

Rita verblieb noch vierzehn Tage auf dem Gute. Michael hatte sie in einem ausführlichen Briefe von dem Vorgefallenen verständigt. Er erwartete sie. Sie trug und half tragen. Auf ihren weiten einsamen Spaziergängen begegnete sie selten einem Menschen. Der Fremde war verschwunden. Sie aber beschäftigte sich mit ihm.

Am Abend vor ihrer Abreise sagte Kurt zu ihr: „Ich werde dich bald besuchen. Ich habe dort einiges zu erledigen."

Er hatte den Kopf in beide Hände gestützt und sie beim Sprechen nicht angesehen. Sie fragte nicht. Die Mutter ging in schlaflosen Nächten durch die verlassenen Zimmer. In tiefer Wehmut fand sie Frieden.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, winkte Rita noch einmal, dann ließ sie sich erschöpft nieder. Sie fuhr in die große Stadt zurück, mit quälenden Gedanken. Leben und Tod mischten sich darin.

Aus der Maschine kam scheues, stampfendes Stöhnen.

* * *

Wenn Michael aus dem Laboratorium heimkehrte, fühlte er die Leere seines Hauses. Die Abwesenheit Ritas drängte sich ihm auf. Die Wohnung schien

verblaßt, die Möbel verdrossen, das jahrhundertalte Leben in ihnen schläfrig geworden. Ritas Anmut, ihr lächelnder Geist war der notwendige Atem. Die Stille um ihn war modrig.

In einsamen Abendstunden begann er darüber zu grübeln. Man darf einen Menschen nicht als selbstverständlich nehmen, wie eine feststehende Einrichtung, als ein unverrückbares Stück seiner Umgebung. Der Mensch ist kein Eigentum, das war das große Mißverständnis, in dem die Tragik jeglichen Zusammenlebens wurzelte. Nicht die Abwesenheit eines Menschen darf die Bedeutung desselben erkennen lassen, die Anwesenheit muß der Maßstab seines richtigen Wertes sein.

In solchen Gedanken begann er zu bohren, zergliederte seine Beziehungen zu Rita, zerlegte sie in unbedeutende Einzelheiten, wollte daraus ein Gesamtbild schaffen. Er kam zu keinem Ergebnis, verirrte sich auf Nebengleisen. Das war nicht die Arbeit eines Hirns, er dachte in einem falschen Material. Sein Herz aber war verschleiert, von ängstlichen Sorgen verhüllt. Er hatte keine Kraft, sich davon loszureißen. So kam er zu keiner Klarheit. Seine Überlegungen endeten in einem dumpfen, nicht übersehbaren Gefühl. Er sprach sich von Schuld nicht frei, erkannte aber nicht die Quellen derselben. Es war eine innere Überschwemmung, darin versank er. Die Leere des Hauses wurde quälend, der Groll gegen das Unbelebte lebendig.

Das Bedürfnis nach einem guten Worte, nach dem zärtlichen Klang einer Stimme, nach einer weichen Hand wurde stark, durch eigenes zielloses Wühlen in sich selbst, unerträglich. So trieb es ihn aus dem Hause. In der leicht verschleierten Luft eines vornehmen Speise-

saales sah er eine blonde Frau. Eine Ähnlichkeit fiel ihm auf.

Er dachte an Natalie Lutarinsky. Seit jenem Abend bei Nierenstein hatte er sie nicht mehr gesehen. Vorübergehend waren wohl einmal seine Gedanken bei ihr, aber in der Erregung der Arbeit wieder verwischt. Jetzt suchte er sie wieder auf, ohne die Klarheit eines Willens, das Treiben eines unbeherrschten Gefühls war es.

Natalie wohnte in einer vornehmen Pension des Westens. Die Inhaberin derselben, Frau Irene Brauselin, hatte in echten Friedenszeiten, diese Bezeichnung stammte von ihr, nur französisch und englisch gesprochen und alles Deutsche mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet. Ihre Gäste stammten auch zumeist aus dem vornehmen Westen oder wenn sie sich durch besonderen Reichtum auszeichneten, aus dem tiefsten Osten. Mit lebhafter Ungeduld wartete Frau Brauselin auf eine endliche Verständigung, um wieder ihre Visitkarten mit dem ihrem Namen zierlich vorgedruckten Madame in Ehren zu setzen. Das notwendige Übergangsstadium ertrug sie mit gesetzter Würde, einer Art Herablassung, die nicht unähnlich den Gefühlen einer entthronten Königin war. In dem geheimsten Winkel ihres Herzens betrachtete sie den Weltkrieg mit seinen häßlichen Folgen als eine ihr persönlich zugefügte Bosheit, und ihre verletzte, hochmütige Miene ließ dies manchmal deutlich erkennen. Ihre starke Gutmütigkeit, durch eine stattliche körperliche Überfülle betont, ließ ihre mütterlichen Instinkte besonders hervortreten, die nicht immer von den alleinstehenden weiblichen Gästen der Pension Brauselin geschätzt wurden.

Natalie Lutarinsky widmete sie besondere Sorgfalt, da ihr ihre ferne, jetzt so viel umstrittene und leidende

Heimat ein besonderes Recht dazu zu geben glaubte. „Ach, die armen, edlen Polen,“ sagte sie, es war nur ein erstarrter Ausdruck ohne innere Beziehung zu dem Inhalte, und ihr reiches, stets bereites Mitleid ergoß sich in strömender Fülle über die zufällig anwesende unschuldige Trägerin dieser Nation. Ein anderer Grund war ihr stetes Mißtrauen gegen die rasende Männlichkeit. Nach ihren Worten war ganz Berlin von solchen Ungeheuern überflutet und drohten einer schönen alleinstehenden Frau in den belebtesten Straßen Gefahren von der schreckhaftesten Art. Auch dafür hatte sie ihr festes Sprüchlein. „Eine schöne Frau allein in Berlin ...? Eine Beute, eine Beute ...“, dabei riß sie ihre kleinen wasserhellen Äuglein weit auf, um das besondere Entsetzen auszudrücken. Anderseits deckte sie die geheimsten Liebesfäden auf, auch dort, wo sie nicht vorhanden waren, und war unermüdlich in der Zusammenstellung der kühnsten Kombinationen. So lebte sich Frau Brauselin nach verschiedenen Seiten aus.

Als Michael bei Natalie eintrat, konnte sie ihre Erregung nicht gleich verbergen. Auch er war unsicher, ein unbestimmtes Gefühl hatte ihn hergetrieben.

Er sagte verlegen, stockend: „Ich wollte schon lange dich aufsuchen, aber du weißt ...“

Sie machte eine Gebärde nach einem Stuhl und sagte mit unwahrem Lächeln: „Ich bin hier nicht zu Hause, es ist gemietete Bequemlichkeit.“

So begannen sie beide mit einer Phrase.

So unerwartet Natalien auch das Wiedersehen kam, so rasch fand sie sich zurecht. Die weibliche Sicherheit ist geschmeidiger, springt schneller in die äußere Form ein. Mit geheimen, reichen Hoffnungen war Natalie nach Berlin gekommen, Sehnsucht und Wünsche in ihr wurden von einem heftigen Temperament getrieben.

Die erste Begegnung mit Michael hatte sie schmerzhaft getroffen, in ihr war die Vergangenheit zu lebendig. Sie litt darunter, wenn ihr auch die Vernunft unrecht gab. Sie hatte täglich sein Kommen erwartet, jedes Läuten der Glocke hatte sie erregt, eine immerwährende Bereitschaft war es, die an ihren Nerven riß. Sie litt an ihrer Liebe, oder war es ein Gefühl, dessen klare Umrisse sie nicht erkannte. Ihr weiblicher Stolz war beleidigt, ihre sieggewohnte Natur war verletzt. Die große Stadt mit ihrem wirren Trubel hatte sie abgelenkt, über düstere Tage hinweggeholfen. Auch der schwatzhaften, gefälligen Frau Brauselin war sie zu Dank verpflichtet. Aber sie konnte nicht vergessen, hing mit zehrender Leidenschaft an einer glühenden Erinnerung, vermischte diese mit der Gestalt des Mannes, konnte sich nicht mehr davon trennen. Ihr Herz kannte keine Gemächlichkeit, nur das beschwingte Pochen. Es kam nur zu Ruhe durch neue Unruhe. Sie trug sein Bild stetig in sich, merkte aber nicht, daß sie es nach eigenem Willen umgeformt hatte, daß auch äußere Einflüsse dabei mit tätig waren. In dem fernen polnischen Städtchen war er ihr als der Deutsche erschienen, die Entfernung vertiefte dann alle diese Eigenschaften, gab ihnen fast abstrakte Bedeutung. Das Kraftvolle daran berauschte sie. Die Erinnerung spielte mit einer Wildheit, die ihrer nur äußerlich beherrschten Natur am nächsten lag. Wie oft hatte sie sich diese Begegnung ausgemalt. Der nächtliche Spaziergang im Tiergarten bedeutete nur eine Einleitung, trotz der schmerzenden Enttäuschung.

Und jetzt? Sie sah Michael ins Gesicht, als müßte sie von neuem seine Züge festhalten. Ihr Blick hatte etwas Prüfendes, als vergleiche sie Bild und Original. Das kam ihr nicht klar zum Bewußtsein, es blieb mehr

Empfindung. Ihre Gedanken verschlangen sich zu einem wirren Netz. Erlebtes und Zuerlebendes griffen ineinander. Durch eigene Lebhaftigkeit suchte sie sich selbst zu täuschen. Sie berichtete tausend Kleinigkeiten, sprunghaft, übersprudelnd. Sie erzählte von ihrem Gesangslehrer, von den anderen Schülern, griff vor allem das Komische heraus, ihre Gabe der Nachahmung kam ihr dabei sehr zu statten.

Michael war schweigsam. Er lächelte höflich, ohne sich dessen bewußt zu sein. Ein einsames Gefühl hatte ihn zu ihr getrieben, das Bedürfnis nach Wärme. Er sah ihr ins Gesicht, blickte auf ihre Hände, seine Augen umfaßten ihre Gestalt: Wie ihn dies alles einmal berauscht hatte. War damals sein Herz weicher, schmiegsamer? Gewaltsam versetzte er sich in die Zeit zurück. Aber nur sein Hirn gab die Rekonstruktion eines Gefühls, es war ein kalter Bau. Das empfand er und litt darunter. Er kam sich arm vor, durch sich selbst bestohlen. War sein Inneres so sehr versponnen? Er haßte diese kalte Müdigkeit, er schleppte daran, wie an einer von außen aufgebürdeten Last. Er dachte an Rita. War nicht auch in diesem Verhältnis sein Sichselbstverschließen der Grund einer Entfremdung?

Natalie sagte: „Die Stadt umtanzt mich. Noch sehe ich zu, neugierig und erstaunt. Aber schon spüre ich ein Prickeln, ein Zerren in den Gliedern, als müßte ich mich in den Wirbel stürzen und mich drehen, atemlos, bis zur Bewußtlosigkeit . . .“ Sie warf den Kopf zurück, ihr strahlend blondes Haar wellte sich. Ein starker Lebenswille lag in ihr.

Michael dachte traumhaft: So ist auch ihr weißer Körper, zuckend, bebend. Er kam sich arm vor, dürftig. In all diesen Wonnen war er einmal jauchzend aufgegangen. Er hatte sich stark gefühlt, zukunftssicher.

In solcher Liebe wachsen die Kräfte, werden nicht aufgezehrt. Er fühlte seinen Körper alt, war nur mehr ein bohrendes Hirn.

Aus diesem Grübeln sagte er unvermittelt: „Ich sitze vor dir wie gefesselt. Alle meine Muskeln spannen sich, um sich von diesen Stricken zu befreien; ich kann nicht. Es ist ein peinigendes Gefühl."

Sie sah ihn erschreckt an, der Ton seiner Stimme berührte sie.

Er lächelte und versuchte zu scherzen. „Ich schleppe meine Einsamkeit zu dir. Ist das nicht lächerlich? Ich irrte umher und plötzlich stand ich vor dir."

Sie empfand: er leidet. Sie berührte seine Hand. In dieser Bewegung lag Ehrlichkeit. Sie wollte helfen.

Er sprach, ohne sie anzusehen. „Ich wollte zwei Jahre überspringen. Alles dazwischen vergessen, auslöschen. Ich hab' Angst vor einem frühen Winter in mir. Ich dachte: Du weißt ein Feuer, stürze dich herein, verbrenne. Ich wollte in Glut aufgehen. Um mich kriecht es herum, kalt, grausam. Es ist so: Du stehst im Wasser und spürst, wie es langsam zufriert. Immer näher kommt es deinem Körper, jetzt berührt dich das Eis. Kannst du dieses Gefühl verstehen?"

Sie nickte nur. Sie dachte an ihre Nächte, wie sie oft wie in einem feurigen Bette gelegen, voll tobender, ungestillter Lust. Eine stille Vornehmheit mußte man darüber werfen, es war nicht immer leicht.

Michael sprang in Erregung auf, er sah ihr fest ins Gesicht. „Ich bin zu dir gekommen, um deinen Mund zu küssen, dich an mich zu pressen und zu sagen: Zwischen dem Gestern und dem Heute liegt nichts dazwischen als eine einzige lange Nacht, die war ich fern von dir. In uns beiden sind die gleichen glühenden Farben,

wir sehen mit den gleichen glühenden Augen, wir atmen mit dem gleichen heißen Mund. Ich wollte in dir untergehen, wie du in mir. Ich wollte besitzen und mich selbst verlieren. Ich wollte stöhnen und dein Stöhnen hören. Ich wollte das Leben in dir," er holte tief Atem, als befreite er sich aus einer Erstickung.

Natalie hob den Kopf nicht, die Worte überfielen sie, sie spürte sie auf ihrem Körper glühen. Sie war in ihrem blauen Mädchenzimmer, lag nackt in ihrem weißen Bette, überflutet von der Unendlichkeit der Liebe, die durch alle Poren ihres Körpers drang, ein glühend Kleid von Küssen webend. Sie wagte nicht aufzusehen, verlor den Atem in einer erdrückenden Umarmung. Ihre Gedanken erreichten nicht den Mann, der vor ihr stand, es war nur mehr das Auslösen einer Erinnerung, einer entfesselten Sehnsucht.

Michael hatte die Stirn an die kalte Fensterscheibe gepreßt, dann wandte er sich um. „Vielleicht ist es brutal von mir, aber ehrlich. Ich gestehe meine eigene Schwäche ein, oder ist es ein Gesetz? Wer kann das entscheiden. Solche Jahre liegen dazwischen wie ungeheure, unüberwindliche Berge. Oder sie sind eine riesige Hacke, die mächtige Ketten auseinanderreißt, oder sie sind eine Finsternis, die ein wunderbares Licht verlöscht. Ich weiß es nicht zu sagen. Die Zeit macht uns immer wieder zum Bettler. So stehe ich vor dir."

Er faßte ihre Hand und küßte sie lange.

Eine sonderbare Ruhe überkam Natalie. Sie empfand eine Klarheit, wie beim plötzlichen Zerreißen eines Nebelschleiers. In ihr war ein Kampf gewesen, der sie zittern machte, feige vor sich selbst. Sie hatte etwas Schwindendes halten und etwas Kommendem den Weg verwehren wollen. Eine Erinnerung hatte sie entzückt, eine Erinnerung hatte sie gequält. Plötzlich war das

richtige Maß in ihr. Sie fühlte ihr Herz frei, offen, es schlug im Rhythmus eines einzigen Tons: Erwartung. Ihre Eitelkeit wollte ihr etwas zuflüstern. Sie wies sie energisch von sich. Sie war zu stark und zu ehrlich dazu.

Sie sagte und ihre blauen Augen lächelten: „Ich hätte das Recht empört zu sein, aber es wäre nur ein Spiel. Das kann dir mein Verstand nicht erklären, das mußt du fühlen. Ich bewundere nur deinen Mut, oder ist es nur ein Gefühl: du springst zur rechten Zeit von einem Pferde, bevor es dich abwirft. Seid ihr Deutschen alle so?"

Er sah sie nachdenklich fragend an, dann lachte er.

Sie stimmte herzhaft darin ein und sagte: „Ich glaube, bei uns trifft der seltene Fall ein, daß sich zwei Menschen, die sich sehr liebgehabt haben, auch weiter liebhaben können, ohne die Leidenschaft und . . .", ihr sprechendes Gesicht füllte die Pause aus, dann fügte sie hinzu: „und mit einer Fröhlichkeit, das ist auch sehr viel . . ."

Michael aber sagte: „Dann müssen beide zur gleichen Zeit am selben Ziel sein."

„Vielleicht," antwortete sie.

„Ich verstehe," sagte Michael.

Eine neue Gemeinschaft war zwischen ihnen. Sie sollte sich vertiefen zu einem ehrlichen Verstehen.

Als Michael an diesem Abend heimkam, war er frei von einem Druck. Eine stille Heiterkeit war in ihm und ein nachdenkliches Lächeln.

Beim Abendessen aber sagte Frau Brauselin zu Natalie: „Herr Edgar Zehlen hat nach Ihnen gefragt. Ich habe ihn aber abgewiesen, weil Besuch bei Ihnen war."

„Das dürfen Sie nie wieder tun," sagte Natalie und lächelte.

Frau Brauselin antwortete nicht. Sie zerschnitt in würdiger Haltung den Braten und dachte: Die Raserei der Männer . . . schließlich sind doch nur die Frauen daran schuld.

* * *

Auch Turenius hatte einen Brief von Rita erhalten. Es lag ein herzlicher, offener Ton darin. Die Feder verstellte Ritas Wesen nicht. Er trug ihn stets bei sich, las ihn immer und immer wieder. Jedes Wort hatte seinen eigenen Klang. Schließlich waren es nur die geliebten Schriftzüge, die die Unterlage für seine Träume bildeten.

Franziskus litt unter dieser Trennung. Es war der erste große Schmerz, der außerhalb seiner Jugend fiel. Er war von ihm eingenommen, sein ganzer Körper war umhüllt davon. Ein heißes Glühen durchströmte ihn, die Kleider brannten ihm auf dem Leibe. Die Unruhe trieb ihn immer wieder in das Haus Ritas. Die Mädchen lächelten. „Die gnädige Frau ist noch immer nicht zurück." Unter irgendwelchem Vorwand ging er in das kleine Empfangszimmer, verblieb dort eine halbe Stunde in einem erdrückenden Gefühl, suchte das Bild Ritas festzuhalten, glaubte ihren Atem, ihren Geruch zu spüren, den Klang ihrer Stimme zu hören, stürzte dann wieder auf die Straße, um sich in der kalten Luft von einer schleppenden Müdigkeit. zu befreien.

Mehreremal hatte er auch Michael im Laboratorium aufgesucht, aber der Besuch hatte ihn nicht erleichtert, das Gespräch war stockend gewesen und dann in einer Stummheit versandet. In seiner eigenen Wohnung hielt er es nicht aus, die Wände schienen ihm eng und beweglich, er fürchtete in ihnen zu ersticken. So zog

es ihn immer wieder auf die Straße, in Bewegung und Lärm tauchte er unter, glaubte in einer äußeren Hast die eigene innere Hast abzustreifen.

Das Bild Ritas begleitete ihn überall, er bewahrte es in sich in einer scheuen Ehrfurcht, bekränzte es aber dann wieder mit einer wilden Zärtlichkeit, die flammenartig aus ihm herausschlug. Jede Einzelheit stellte er sich vor, hing mit Zähigkeit an den kleinsten Erinnerungen. Dabei wuchs seine Erregung, das klare Denken verließ ihn, die festen Umrisse der Vorstellungen verschwanden, ein schönes Frauenbild stand vor ihm, dessen Züge ihm unbekannt waren. In solchen Augenblicken starrte er vorübergehenden Mädchen ins Gesicht, die sich dann entweder errötend abwandten, oder ihm mit gefälligen Augen ermunternd zulächelten. Die seltsame Verwischung des geliebten Bildes, dieses Übergehen in eine große Allgemeinheit, bereitete ihm peinigende Qualen, er überschüttete sich mit Selbstvorwürfen, verlor immer mehr das Gleichgewicht, lebte in einem heftigen Streitzustand mit sich selbst.

Etwas Fremdes war in ihm, er schleppte es mit sich, ohne es zu erkennen. Er begann seinen Körper zu spüren. Einmal eine bleierne Müdigkeit, Ketten an den Füßen, dann wieder eine beschwingte Leichtigkeit, Flügel an den Schultern, ein heißes Erschauern wechselte mit einer fröstelnden Kälte. Einmal glaubte er an das Heranschleichen einer schweren Krankheit, dann wieder an das Nahen eines unendlichen Glücks. So stürzte er von Höhen in die Tiefe. Sein Gesicht fiel ein, um die Augen legten sich tiefe Schatten. Sein Schlaf war unruhig, von sonderbaren Träumen erfüllt, deren Erinnerung er beim Erwachen kaum mehr festhielt, nur eine Dumpfheit blieb zurück, er konnte die Glieder kaum bewegen, die Nacht hatte sie mit einem fremden

Stoff umhüllt, der wie eine klebrige Masse an ihm hing. Am Morgen stand ihm oft der Schweiß auf der Stirne.

Er versuchte seine Gedanken zu sammeln, sie liefen in irrem Kreise um ihn herum, es war eine atemlose Jagd. Sein Blut stockte oder raste, so glaubte er sein Herz plötzlich stille stehend oder im wilden Pochen seinen Leib zersprengend. Er begann die Nacht zu fürchten. Das Bett war eine feurige Wiege, das weiße Linnen ein Flammengewebe, die Finsternis ein grellroter Vorhang, der emporrauschte, davor schreckte er zurück.

Er suchte sich zu zerstreuen, verschrieb sich selbst diese Art der Ablenkung. In Tanzlokalen, Bars, Kaffeehäusern verbrachte er viele Stunden. Überall gab es Frauen. Ihre Augen kamen zu ihm, ihr heißer Atem. Der feuchte rote Mund war halb geöffnet, feste weiße Zähne leuchteten. Er sah nackte Schultern, runde Brüste, die sich aus dünner Seide hervordrängten. Er hörte schamlose Lieder, schlanke, schön geformte Beine schwebten in der Luft, durch die Spitzen schimmerte das Fleisch. Das Blut stieg ihm zu Kopf, es flimmerte ihm vor den Augen. Die heiße Luft stieß ihn an, er spürte, wie sie an seinem Körper niederrieselte, in alle Poren eindrang, ihn mit ihrer Gier durchsetzte. Die Kleider wurden ihm schwer. Er schloß aufatmend die Augen. Als er sie wieder öffnete, glaubte er alle Frauen nackt zu sehen, sie streckten nach ihm die Arme aus.

Er stürzte auf die Straße, trieb sich stundenlang umher, verirrte sich in den entlegensten Gegenden. Die Mädchen zwinkerten ihm mit den Augen zu, winkten ihm, sprachen ihn an. Er lief an ihnen entsetzt vorüber. Er rief laut Ritas Namen. Wer war sie? Eine Heilige, ein Weib? Die Nacht kühlte ihn nicht ab. Schlinge um Schlinge warf sie um ihn.

Einmal hielt ihn ein Mädchen fest. Es war eine

dunkle Straßenecke, menschenleer. „Komm mit mir,“ sagte sie zu ihm. Er starrte sie bloß an. Sie schmiegte sich an ihn, er spürte ihre volle Brust durch seine Kleider hindurch auf seinem Körper. Er wollte davonstürzen, seine Füße waren gelähmt. Sie neigte ihr Gesicht ganz nahe zu dem seinen, ihr Körper drängte sich dicht an ihn heran, er war von ihm überdeckt.

„Du, ich will mit dir sehr lieb sein, du gefällst mir,“ er spürte ihre Hand.

Er schwieg, seine Kehle war zugeschnürt. Warum stieß er sie nicht von sich, warum . . .?

Ihre Augen glänzten lüstern. „Du . . . du bist jung, hübsch, ich bin nicht so wie die anderen.“

Sein frisches Blut erregte sie. Ihr liebestumpfer Körper sprang auf, öffnete sich gierig. Sie hing sich fest in seinen Arm, ihre Stimme war jetzt heiser.

„Komm, ich will dich, ich brauch dein Geld nicht, ich will nur dich . . .“ Sie zog ihn mit sich fort.

Willenlos folgte er ihr. In seinen Schläfen hämmerte es. Er spürte nur: Das ist ein warmer Frauenleib. Dann: weiß, nackt . . . Aus seinem Körper sprangen glühende Eisen, er war durchlöchert davon. Jedes Denken war ausgeschaltet. Nicht die Füße trugen ihn. Er war tot, in ihm war ein tobender Mechanismus.

Sie schmeichelte. „Du bist mein Püppchen, mein Geliebter, nicht so wie die anderen.“ Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn, lange, saugend.

Da riß er sich los und lief davon.

Sie rief ihm nach. „Du . . . du . . .“, er hörte sie nicht, lief immer weiter, atemlos. Sie lachte häßlich auf. „Dummer Bub,“ brummte sie, dann kehrte sie um, ging langsam den gleichen Weg zurück.

Einen furchtbaren Ekel empfand Franziskus. Beschmutzt fühlte er sich, er roch an sich selbst die Unrein-

lichkeit. Er saß im heißen Bad und rieb so heftig seinen Körper, bis er rot wurde, schmerzhaft. So glaubte er sich von dieser Begegnung zu befreien, reinzumachen. Aber sein Körper wurde nur wilder, erregter. Diese Nacht schlief er nicht. Er träumte mit wachen Augen. Mit zitternden Händen riß er weiche Kleider von einem schmiegsamen Frauenleib, dann verlor er sich in Schmerz und Wonne. Die Tage waren bleich, die Nächte waren rot, zwischen diesen beiden Farben taumelte er, wie zwischen Schweiß und Blut. So starb in Franziskus unter Schmerzen die Kindheit und erwachte unter Schmerzen die Mannheit.

In diesem Zustand traf ihn Winterstein, als er zurückkam. Über den Zweck der Reise hatte ihn Franziskus nicht befragt. Winterstein hatte nur leichthin gesagt: „Dringende Familienangelegenheiten, man kommt von solchen Dingen nicht los."

Franziskus zeigte bei dem ersten Wiedersehen eine aufrichtige, fast stürmische Freude. Seine wilde Sehnsucht hatte wenigstens nach einer Richtung ein Ziel. Er schloß sich enger an Winterstein an, erhoffte von dem reifen Mann eine Erlösung von diesem unbestimmten quälenden Zustand. Winterstein merkte sofort die Veränderung. Das Gesicht Franziskus' trug sichtliche Spuren. Die Scham hinderte ihn, sich zu erschließen. Wie sollte er es auch erklären.

Einmal sagte er zu ihm: „Ich kenne mich selbst nicht mehr. Alles ist verändert. Ich komme aus Feuer und gehe durch Feuer. Ich möchte mich auf die Erde werfen und weinen, dann wieder mich in die Lüfte erheben und jauchzen. Ich möchte mir die Kleider vom Leibe reißen, dann wieder mich in dicke Pelze hüllen. Ich brenne und ich friere. Was ist das für ein Zustand?"

Winterstein lächelte. Dieses Wunder erlebt jeder,

nur ersticken es die meisten, bevor es geboren wird. Bei ihm selbst? Wohlfeile Dirnenarme hatten es aus der Wiege gehoben. Und davon war er nicht mehr losgekommen, bis jetzt nicht.

Er war Franziskus zugetan in seiner Art. Diese schöne keusche Jugend glich tiefen unschuldigen Augen. In eine fremde Welt blickte er, darin lag der Reiz.

Von der Reise war eine Nachdenklichkeit geblieben. Es war nicht alles so leicht, trotz des robusten Gewissens und des ausgehungerten Willens. Die junge Frau konnte er nicht vergessen. Er hatte sie auch flüchtig beim Begräbnis gesehen, hinter einem Baum versteckt. Wie eine schlanke Gerte, das Gefühl hatte er von ihr in dem engen Kleide. Jetzt peitschte er damit sein Blut.

Franziskus fuhr fort: „Ich sehe anders und höre anders; die Luft ist schwer, ich muß mich durchstoßen, sie schlägt mir Wunden auf meinen Körper. Jetzt schleppe ich meinen Leib, früher hat er mich getragen. Meine Gedanken gleichen Wellen, die ins Unendliche fließen, dann wieder türmen sie sich zu ungeheuren Wänden auf, an denen ich mich blutig stoße. Meine Augen sind trübe, dann wieder durchsichtig wie Glas. Ich sehe die Menschen wie Riesen, dann wieder wie Zwerge. Es ist kein Maß mehr in mir, alles verschwimmt."

„Und die Frauen . . .?" fragte Winterstein zerstreut.

Er dachte an die junge Gutsherrin. Kühle Verachtung war in diesem Blick gelegen. Man müßte diese Augen zwingen, daß sie betteln, flehen, liebkosen. Man müßte die schlanke Gestalt mit Eisenarmen umklammern, diesen Mund willenlos stöhnen hören. Das war ein Weib . . . die anderen alle? Er wollte nicht

mehr wie ein Tier genießen, sinnlos, die Fetzen vom Leibe reißend. Er wollte erringen, besitzen ...

Eine jähe Röte übergoß Franziskus. „Die Frauen ...“ wiederholte er langsam. „Ich sehe sie. Es ist so, als wenn sie plötzlich entstanden wären. Überall sind sie ... Wohin ich blicke, ich sehe nur sie. Alle Räume sind von ihnen erfüllt, die Straßen sind von ihnen überschwemmt. Ich ersticke darin.“

„Man lebt darin,“ sagte Winterstein.

Franziskus schüttelte den Kopf. „Ich weiß das alles noch nicht zu fassen. Ich habe immer geglaubt, ich bin der Stärkste, ich fürchte, es gibt noch etwas Stärkeres.“

„Die eigene Schwäche,“ sagte Winterstein hart.

Franziskus sah ihn erstaunt an.

Winterstein mußte seine Aufgabe zu Ende führen. Mit dürren Worten hatte ihn Karenow daran erinnert. Jedes eigene Gefühl, jeden eigenen Willen mußte er unterdrücken. Er wurde der unzertrennliche Begleiter Franziskus. Er verbrachte die Nächte mit ihm in heißen, stickigen Lokalen. Er hetzte sein Blut, rüttelte die erwachenden Sinne zur Wildheit auf. Der Boden war vorbereitet. Er säte darin. Seine eigene begehrliche Natur kam dabei auf die Rechnung. Was zuerst ein Zwang war, wurde zum Spiel, zu einer Form von Wollust. Als Franziskus soweit war, brachte er ihn mit Camilla zusammen.

Das hübsche, freche Gesicht Camillas hatte aufgeleuchtet. Sie war von einer aufdringlichen Schönheit. Die notwendigen Kunstmittel wurden nicht verschmäht, aber mit Geschmack verwendet. Sie verstand vortrefflich die Kunst der Eigeninszenierung. Als mittelmäßige Sängerin hatte sie sich früher viel auf kleineren Bühnen herumgetrieben, die Fähigkeit und Ausnützung ihres

Körpers erprobt. So hatte sie auch Winterstein als junger Offizier in einer seiner Garnisonen kennengelernt. Sie waren miteinander gesunken. Wilde Leidenschaft wechselte mit wildem Haß, dann schoben sie sich gegenseitig die Schuld ihres Niederganges zu. Das Bild der Vergangenheit verschob sich, jeder glaubte wegen des anderen eine glänzende Laufbahn aufgegeben zu haben, sie überschütteten sich mit Vorwürfen, harte, verletzende Worte warfen sie sich zu, um dann wieder in ungefesselter Begehrlichkeit aufeinander zu stürzen. Daraus entstand eine verzehrende Gier, die sie unlösbar miteinander verband.

Auf der Straße sahen sich die Männer nach Camilla um, sie trug aufreizend das Weibliche an sich. Sie gehörte zu jener Sorte von Frauen, bei denen man vor allem das Geschlecht sieht. Das drängte sich auf. Die Blicke entkleideten sie, schätzten sie ab. Alles an ihr unterstützte solche Begehrlichkeit: Gesicht, Gebärden, Formen, Gang.

Wenn Winterstein mit ihr ging, spürte er dieses Umschleichen, es machte ihn rasend. In besinnungsloser Wut schob er ihr alle Schuld zu, beschimpfte sie. Sie zuckte die Achseln, ein geschmeicheltes und begehrliches Lächeln auf dem üppigen Mund. „Was willst du, es liegt nicht an mir, es liegt an euch Männern. Du bist nicht besser. Oder wäre es dir lieber, wenn ich häßlich wäre?"

Er biß die Lippen aufeinander und schwieg. Oder sie sagte: „Sie merken, daß ich ein Weib bin. Ist das eine Schande?" Dann hätte er ihr mit der Faust ins Gesicht schlagen können.

Früher hatte er oft ehrlich versucht, von ihr loszukommen, aber immer wieder war er gescheitert. Camilla kannte ihre Macht, sie beherrschte die Mittel, es waren

angeborene Fähigkeiten, durch Zeit und Umstände zu einer Virtuosität ausgebildet. Und dann: Zwischen ihnen lag etwas, worüber Winterstein nie hinwegkam. Sie sprachen nicht davon, oder nur in Augenblicken des wildesten Streites. Dann verstummte er. Es war vielleicht der letzte Rest von Schamgefühl. Für sie aber war es eine Waffe. Damals . . . Auf der Straße hätte man krepieren müssen. Herausfordernd warf sie ihren Leib. Das Ende solcher Szenen war immer das gleiche. Winterstein hatte dann quälende Vorstellungen. Während er ihren Körper heiß und zitternd spürte, griffen seine Hände wie liebkosend nach ihrem Halse und er dachte: Wenn du jetzt zudrückst, erst nur zum Scherz, dann stärker bis zum Ende, so bist du befreit von ihr, von der Vergangenheit, bist ein neuer Mensch, ein neues Leben . . . Er bohrte aber nur seine Zähne in ihre Brust, daß sie aufschrie. In solchen Rasereien lebten sie.

Franziskus war verwirrt, als er Camilla das erstemal sah. Alles, was ihn seit Wochen quälte, Eindrücke, Vorstellungen, Gedanken schienen in einem einzigen Wesen zu Fleisch geworden. Ihr Geruch betäubte ihn, er wußte es sich nicht zu erklären. Er hing sich an ihn, war nicht mehr abzuschütteln. Die einsamen Nächte waren von ihm erfüllt, er badete darin. Nicht Luft noch Wasser machten ihn frei davon. So kamen auch seine Gedanken nicht mehr von ihr los. Schließlich sah er nur sie. Jedes winkende Auge war ihr Auge, jede leicht verborgene Brust wurde zu ihrer Brust, jede Körperform war die ihrige. Die Frauen wurden zur Frau. Der Gedanke an Rita trieb ihm das Blut zu Kopf. Er war ihrer nicht mehr wert, er beleidigte sie, besudelte sie. Wo war sie? Dazwischen lag eine Unendlichkeit. Er würde nie wieder den Weg zu ihr

finden. Das vermehrte seine Qual. Manchmal setzten seine Gedanken zu einer Vermischung ein, aber soviel Kraft war noch in ihm, um dann in einem grauenhaften Entsetzen halt davor zu machen.

Camilla hatte mit bewußten Mitteln bei Franziskus diese Wirkung hervorgerufen. Auch auf sie machte der schöne, blonde Jüngling großen Eindruck. Sie erkannte seinen Zustand, das frische ungenossene Blut erregte sie. Erst war es nur ein angenehmer Reiz, ein prickelndes Spiel, wuchs aber immer mehr zu einem wilden Begehren. Ihr Körper brannte wie in einem Schmerz von unzähligen, zarten Nadelstichen. Aber sie beherrschte sich. Dieses Hinausschieben eines Genusses, der ihr sicher schien, war ein Reiz mehr. So spielte sie mit Franziskus, verstrickte ihn immer mehr in eine Lust und einen Schmerz, aus dem er keinen Ausweg fand.

Obzwar Camilla aus leichten hingeworfenen Andeutungen Wintersteins den Zweck des Zusammentreffens mit Franziskus erkannte, spielte sie die völlig Ahnungslose und gab in keiner Weise ihr Einverständnis zu erkennen.

„Was soll's mit Turenius," fragte sie einmal, als sie beide allein nach einem gemeinsam verbrachten Abend mit Franziskus nach Hause gingen.

„Gefällt er dir vielleicht nicht?" fragte Winterstein bissig. Er litt unter diesen sonderbaren Verhältnissen viel mehr, als er sich zugestehen wollte.

Camilla sagte lässig: „Ach ja, er ist jung, hübsch... natürlich . . . aber was weiter . . .?" Sie wollte Winterstein zum Reden zwingen, klar und deutlich, das war dann eine Waffe mehr in ihrer Hand.

„Hast du mich sonst in solchen Dingen immer gefragt?", sein Gesicht war bös, verkniffen.

„Willst du mir vielleicht Vorwürfe machen, daß ich damals . . .“

Er sah den häßlichen Streit kommen und winkte ab. „Nein, nein . . . gar nichts will ich. Und Franziskus . . . er ist reich, trägt einen guten Namen . . . ich bin sein Freund . . . man muß ihn festhalten . . .“

Sie wollte nicht verstehen, freute sich an seiner Verlegenheit. Nein, nichts wollte sie ihm ersparen.

Er begehrte auf. „Du bist doch sonst nicht so begriffstützig, warum quälst du mich?“

Sie spielte die unschuldig Beleidigte. „Ich begreife dich nicht. Es wir besser sein, wenn ich dem jungen Menschen künftig aus dem Wege gehe.“ Sie dachte an Franziskus, seine springende Jugend erregte sie.

Winterstein biß sich die Zähne in die Unterlippe. Er wußte, daß sie ihn mit ihrer gespielten Gleichgültigkeit anstachelte. Er war jetzt wieder in ihrer Macht. Wie in einem Ringkampf. Sie war im Vorteil, hatte den sicheren Griff, er mußte unterliegen. Er sah ihr ins Gesicht, seine Augen waren voll Haß, seine Hände zitterten.

Er sagte grob: „Warum verstellst du dich? Du fieberst nach ihm. Bitte, bitte . . . leg' dir keinen Zwang auf. Ich seh und höre nichts . . . Ich bin ein Mann . . .“, er lachte hysterisch auf. Ihm ekelte vor sich selbst. Warum machte sie es ihm auch so schwer? Unterkriegen wollte sie ihn, auf dem Boden mußte er liegen, wehrlos, völlig wehrlos. Er nahm sich zusammen, zwang sich zu einer äußerlichen Ruhe.

Er sagte scheinbar gleichgültig: „Man muß nicht über alles reden. Der weibliche Takt . . . Franziskus ist mein Freund . . . Ich freue mich, daß er dir gefällt . . . man kann einen solchen Menschen nicht genug fest an sich fesseln. Wenn du willst . . .“, er brach ab.

Sie erließ ihm nichts. Dieses Spiel löste eine sonderbare Befriedigung in ihr aus, ein körperlicher Reiz war es; sie genoß ihn.

„Glaubst du, daß ich ihm gefalle? Übrigens ist er noch ein Kind, er sieht das noch nicht . . .", langsam fügte sie hinzu: „ich könnte ihm eine gute Freundin sein, wie eine Schwester . . ."

Er starrte sie an. Sie wollte ihn höhnen, ihm die letzte Demütigung nicht ersparen.

„Du . . .", sagte er. Er hob drohend die Hand.

Sie sah ihn frech, herausfordernd an. „Was . . .?"

Vorübergehende blickten neugierig nach ihnen, er ließ den Arm beschämt sinken. Ach, wozu Komödie spielen? Vor wem denn? Vor diesem Weibe da? Sein erbärmliches Leben war diese Verstellung nicht mehr wert. Die eigene Armut, Niedrigkeit ausbreiten, darin wühlen, es war besser so.

Er sah sie beim Sprechen nicht an, redete vor sich hin. „Wir brauchen ihn, dieses Männerband genügt nicht. Er muß Wachs in unseren Händen sein. Seine Sinnlosigkeit muß jeden anderen Gedanken unterdrücken, ausmerzen. Nur Frauen bringen das zuwege. Er muß beherrscht sein wie ein brünstiges Tier, dann können wir ihn zu Taten treiben, zu unserem Nutzen. Er braucht das Weib, dann haben wir den Mann. Verstehst du mich vielleicht jetzt?" Er sah sie mit grausamem Verständnis an, diesen Blick konnte sie nicht mehr mißverstehen. Mit selbstzerfleischendem Hohn fügte er noch hinzu: „Übrigens ist er ein feiner, knuspriger Bissen. Besten Appetit . . ." Jetzt war ihm leichter, tiefer im Kot konnte er sich nicht mehr wälzen. Er glaubte es nur.

Camilla lächelte, das Gespräch machte ihr heiß. Sie

zog den Mund zusammen, als spüre sie auf der Zunge eine fremde Süßigkeit. „Und wenn ich nicht will . . .?“

Er wandte mit einer raschen Bewegung den Kopf nach ihr. Diese Antwort hatte er nicht erwartet. Er witterte eine Absicht. Oh, ihr Blut war erregt, lag auf dem Sprunge nach diesem jungen Leib. Das spürte er an seinem eigenen Körper, raubte ihm fast die Besinnung. Er hätte sie in Stücke reißen können.

„Und hast du Gründe?“ Seine Stimme war jetzt heiser, verhüllt.

„Gründe . . .“, sie dehnte das Wort. „Vielleicht . . . weil ich dich liebe . . . oder weil ich keine Lust habe, oder vielleicht, weil mir zu schade um ihn ist . . .“, ihre Augen lauerten.

Winterstein atmete schwer, es war wie ein Stöhnen. Er war ein Spielball ihrer Laune, spürte schmerzhaft ihre Krallen. Warum gab er sich dazu her? War er nicht ein Mann, ehemaliger Offizier? Er war ärger als der gemeinste Zuhälter der Straße. Er wollte davon loskommen, es gab vielleicht noch andere Mittel.

Er hörte eine kalte zersetzende Stimme. Das war der Wille, wer kann sich dagegen stemmen?

Aus diesem Gefühl sagte er nur: „Karenow will es.“

Camilla verzog das Gesicht bei Nennung dieses Namens, nur ihr Mund höhnte noch. „Karenow . . . Karenow . . .“, weiter kam sie nicht, auch in ihren Gedanken, vor diesem Manne machten sie halt. Es war der einzige Mann, den sie fürchtete. Mit Grauen erinnerte sie sich an ein Zusammentreffen. Karenow hatte sie einmal genommen, herrisch, wortlos. Sie hatte sich ihm willenlos ergeben müssen, in einem unverständlichen Zwange. Nie hatte er davon Erwähnung getan, nie wieder sie berührt, nur manchmal ruhten seine Augen auf ihr wie auf einer Sache, die einem zugehört,

mit der man nach Belieben verfährt. Unter diesem Blick schrumpfte sie zusammen.

„Karenow . . .“, noch einmal setzte sie zum Reden an, wollte sich zu einem schmähenden Worte zwingen. Sie blieb stumm. Wortlos gingen sie heim. Von Franziskus war nicht mehr die Rede.

Camilla hatte Franziskus bei sich eingeladen. Auch Winterstein war zugegen. Es war ein kleines Fest. Schwere und süße Weine tranken sie. Durch ein dünnes Spitzenkleid atmete Camillas Körper. Ihr weißes Fleisch leuchtete, sprühte Duft aus. Er sah die zarten blauen Adern auf ihrer Brust. Von all dem war Franziskus berauscht. Seine Augen glühten.

Spät abends wurde Winterstein plötzlich abberufen. Er empfahl sich lächelnd. „Die Redaktion . . .“, sagte er, „man ist nicht frei . . .“ Sein Gesicht war bleich, er zitterte. Seine Stimme war belegt, sein Gang schwankend, er taumelte zur Tür hinaus.

Auf der Straße ging er wie ein rasendes Tier vor dem Hause auf und ab. Er blickte zu den beleuchteten Fenstern empor. Das Gesicht war verzerrt, irr lächelnd.

Franziskus wußte nichts davon. Er war allein mit Camilla. Er wollte erwachen. Sie trank ihm zu, überwarf ihn mit ihren Blicken. Ihr Duft wurde stärker, klebte sich fest an ihn.

Seine Augen waren tanzende Lichter. Ihr Brust berührte sein Haar, ihr Atem fiel in seinen Mund. Es begann vor ihm zu flimmern, sein schwer atmender Körper sprengte die Kleider. Sie waren glühendes Eisen.

Auch ihre Kraft war zu Ende. Das war kein Spiel mehr. Ihr Blut raste. Sie faßte seine Hand, sie war feucht, willenlos.

„Komm,“ sagte sie. Sie zog ihn mit sich. Er spürte keinen Boden unter den Füßen. Sie warf sich über ihn, brutal nehmend. Er weinte und stöhnte in ihrem Schoß.

Sie lag nackt auf dem Bette, ein gieriges, nimmersattes Lächeln auf ihren Lippen. Immer wieder umsingen ihn ihre Arme. Aus Tränen wuchsen seine Kräfte, aus seinen Kräften flossen seine Tränen. Sie war das Weibtier.

So lernte Franziskus Turenius die tiefsten Schmerzen und die höchsten Wonnen kennen.

Winterstein verbrachte die Nacht auf der Straße. Franziskus aber sah ihn nicht, als er bei Morgengrauen das Haus verließ. Von diesem Tage an beherrschte ihn Camilla. Karenow aber lächelte.

* * *

Karenow sagte zu Winterstein: „Es verdichtet sich alles. Wir kommen näher. Jeder muß seine Kräfte zusammenraffen, sozusagen bereitlegen, auf den Tag einstellen. Es gibt dann kein Versagen. Die kleinen Flämmchen rasen zu einem ungeheuren Brande. Eine Welt kann darin aufgehen. Ich habe das miterlebt,“ sein Gesicht trug dieses verhaltene, gierige Lächeln, das Winterstein immer mit Grauen erfüllte.

„Wo sind die Grenzen für diesen Menschen,“ dachte er.

Karenow fuhr fort: „Das Resultat überrascht einen selbst, den zaghaften Neuling,“ er musterte ihn von der Seite. „Nur die Vorarbeiten entnerven, ich kenne das. Die Tat ist Lohn. Es ist die Zeit der Ernte. Wir dürfen uns den Schweiß nicht verdrießen lassen. Aus Osten kommen gute Nachrichten. Sie stampfen dort die Erde zurecht, es ist mir, als höre ich bis hierher das Dröhnen.“

„Der Rubel tut gute Dienste," sagte Winterstein finster. Solche Gespräche erregten ihn. Er wußte keinen Grund dafür anzugeben. Er war zu allem entschlossen, preßte das letzte aus sich heraus, schließlich rann das eigene Blut. Wozu ihm die Sporen in die Weichen stoßen. Er zog, zog . . . es standen Falten in seinem Gesicht.

„Es ist kein gewöhnliches Geld," sagte Karenow, „wir haben ihn in Bürgerblut getaucht. Eine neue Form von Segen. Ich halte diesen für stärker, als die abgebrauchten Gottesformeln. Sollten Sie wieder einmal in Verlegenheit sein . . .?"

„Ich brauche nichts," sagte Winterstein rasch. Es war ihm, als wären seine Finger klebrig, rot.

„Das Weltvaterland ist dankbarer . . . keine schlechte Eigenschaft. Das Sterbenlassen ist viel kostspieliger als das Lebenlassen. Wir sind bald dahinter gekommen. Diese Erkenntnis hat uns viel geholfen."

Karenows Finger spielten lässig mit dem scharfen Papiermesser. Er sprang zu einem anderen Thema. „Übrigens, Gudenar leistet vortreffliche Dienste. Er wäre für einen größeren Posten in Aussicht zu nehmen. Sein Bezirk ist wie ein einziger verhaltener Schrei. Er wird gut klingen, wenn er freigelassen wird. Man muß ein Ohr dafür haben, es ist ein feines Konzert."

„Gudenar ist ein Mensch ohne Überzeugung," sagte Winterstein. Er wollte verletzen. Und dann: es war, als zöge er seinen Kopf selbst aus einer Schlinge.

Karenow sah ihn spöttisch an. „Solche Menschen sind für alle Überzeugungen zu haben. Sehr gutes, sicheres Material, nur eine Kostenfrage. Es freut mich übrigens, daß Sie in diesem Punkte so zartfühlend sind."

Winterstein hielt an sich, er spürte den Hohn und war machtlos dagegen.

Karenow fuhr fort: „Der Idealist ist schwieriger zu behandeln. Aber richtig gezogen, ist der Effekt ein bedeutender. Sie können sich noch opfern, die anderen im besten Falle verunglücken."

Winterstein fühlte Karenows Blick prüfend auf sich, als wollte er ihn abschätzen. Wie ein Fleischer ein Stück Vieh, um das Gewicht festzustellen, den Fleischertrag. Er warf das Wort hin. „Bardach . . .?"

Karenow nickte. „Er liegt in Krämpfen. Das ist gut. Ich habe mit Adelheid Rapp gesprochen. Gefühlskoppelung, das ist immer ein vorzügliches Mittel. Kälte und Glut dicht aneinanderliegend. Ausgezeichnete Nachbarschaft. Ich habe einen gekannt, dort . . .", er machte eine weite Handbewegung, „in dem lag Grausamkeit und Milde dicht nebeneinander, wie zwei Schiffe in einem Hafen. So ließ er sie auch vom Stapel laufen. Er konnte über den äußerlich etwas peinlichen Tod eines Menschen lächeln und über die gebrochenen Flügel eines Vogels weinen. Er war vortrefflich zu verwenden."

Winterstein schwieg. Was bedeuteten Menschen in diesen Augen? Man mußte sein Herz herausreißen, um zu sehen, ob es dieselbe Form hat wie die anderen, ob es auch so zuckt und schlägt. Diese Vorstellung hatte etwas Berauschendes für ihn. Er spürte es in den Händen, als hätten sie einen feuchten, zitternden Körper zusammengedrückt. Karenow las dies in seinem Blick.

Er fragte plötzlich barsch: „Und Turenius . . .", er liebte dieses unerwartete Abspringen von einem Gespräch.

Winterstein spürte einen Druck im Kopfe. Er mußte seine Gedanken entwirren. Spricht ein Mann von

seiner Schande? Mann ... Mann ... sein eigener Hohn sprang um das Wort herum. Karenows Blick ließ ihn nicht frei. Er reißt mir die Kleider vom Leibe, dachte Winterstein. Warum auch nicht? Vorurteile, nichts anderes ... Was ist auch so ein Frauenkörper ... Schließlich ist alles nur Einbildung, Selbstbetrug.

Er sagte verbissen: „Er liebt, vielleicht auch mehr ...", dann höhnisch, „über nähere Details habe ich mich begreiflicherweise nicht erkundigt."

Er erinnerte sich an den Morgen nach dieser furchtbaren Nacht. Mit geballten Fäusten war er auf Camilla losgegangen. Sie hatte ihm nur ins Gesicht gelacht. Da war er in sich zusammengesunken. Wie konnte man so weiterleben? Er sehnte den Tag herbei, wo sein Körper zu toben beginnen würde. Karenow entging diese innere Erregung nicht. Es war ein Mittel seiner Macht, sich auf solche Gefühle zu stürzen, sie durch seine kalte Grausamkeit zu zerfleischen.

Er sagte scharf: „Die rasende Schnelligkeit dieser Jugend muß ausgenützt werden. Er darf nicht kalt werden von der fremden Leibeswärme. Sie muß in sein Hirn eindringen. Aus diesem Dunste heraus wird er handeln."

Winterstein riß sich zusammen. „Mehr kann ich nicht tun. Das andere ... man muß es ihr überlassen."

Karenow schwieg. Er dachte an das Weib: Man muß die Lust, die aus ihrem Schoß entspringt, in Gewalt umsetzen. Die erschlaffte Manneskraft ist der beste Nährboden für die Tat. In ihrer Bosheit hat die Natur in diese Schwäche einen furchtbaren Keim gelegt. So wurde ihm alles zum Werkzeug. Er traute Camilla nicht recht, sie konnte im eigenen Genuß vergessen. Und Winterstein? Über alles kam man hin-

weg, nur über die Männcheneitelkeit nicht. Das war ein gefährlicher Punkt. Selbst in Lumpen gehüllt machte sie sich breit, blähte sich. Er mußte selbst eingreifen, den letzten Stoß versetzen. Das alles waren nur Vorbereitungen.

Auf seine Frage antwortete Winterstein: „Jeden Abend kommt er, Flitterwochen; es ist lustig," er lachte gezwungen, die Augen schmerzten ihn.

Als Karenow die Redaktion verließ, blieb er noch lange in der gleichen Haltung sitzen und starrte vor sich hin.

Camilla verbarg ihre Erregung nicht, als Karenow bei ihr eintrat. Es war dies das erstemal seit jenem Tag. Sie saß schweigend, trotzig vor ihm.

„Du siehst vortrefflich aus," sagte er. Sie verzog den Mund. Dieses Du verletzte sie. Welches Recht hatte er dazu? Wer war sie für ihn? Ihr Dirnencharakter wehrte sich, für eine Dirne gehalten zu werden. Sie versuchte, sich gegen diesen Mann zu stemmen.

„Du hast Fähigkeiten in dir, die viel zu wenig ausgenützt sind. Schade um all diese Virtuosität."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte sie böse. Es war ihr nicht klar, wohin er steuerte.

Er sah sie lächelnd an. „Du hast Macht in dir. Du weißt es doch. Du freust dich auch darüber."

Sie zuckte die Achseln. „Ich bin eine Frau wie jede andere. Was weiter . . .?"

Seine Augen lugten durch zwei Spalte hervor. „Du weißt dich nicht nur zu geben, du nimmst auch. Ein großer Unterschied. Man muß die anderen dazu erziehen. Sie sollen auch das Recht haben, was jeder Dummkopf hat. Ihren Körper befreien . . . du bist schon so weit."

„Was wissen Sie von mir?" sagte sie brüsk.

„Das trägst du im Gesicht, es springt aus dir heraus. Es ist nur nicht jeder geübt, es zu erkennen. Das sind ungerechte Vorteile der Natur, wir müssen sie ausgleichen. Es ist eine ungeheure Gewalt. Dirnen sind zu Königinnen geworden, weißt du das? Das war früher. Die Geschichte kennt solche Witze. Wir müssen es umgekehrt machen: Königinnen zu Dirnen. So lassen wir dieses Wort verschwinden. Viele nehmen Anstoß daran. Ihr werdet alle nur Weib sein, Schoß ... Man hat eine Moral aufgestellt, daran seid ihr zugrunde gegangen. Wer hatte das Recht, diese ungeheure, furchtbare Naturkraft zu monopolisieren? Wir geben sie wieder frei."

Sie konnte ihm nicht folgen, hatte nur das Gefühl: er will mich beleidigen. Alle seine Worte kamen ihr wie Hohn vor. Vielleicht, weil er damals . . . sie drängte ihr Denken davon ab. Er hatte sie überrumpelt, verblüfft, weiß Gott, mit welchen Mitteln dazugebracht. Das galt nicht. Wer wußte etwas davon, sie selbst kaum mehr. Für sie war er ein häßlicher Fremder, wenn ihn auch die anderen fürchteten und wie die geprügelten Hunde krochen. Er war ein Mann wie jeder andere, man kennt schon ihre Schwächen, es gibt einen Augenblick, wo man jeden in der Hand hat, windelweich. Oh, wenn sie wollte . . . Sie hetzte sich in Gedanken immer mehr in diese Vorstellung, wie er klein würde, wie er bettelnd, winselnd vor ihr liegen und wie sie ihn mit den Füßen wegstoßen würde. Eine wollüstige Freude bereitete ihr dieser Gedanke, sie wühlte darin. So wollte sie den Eindruck in sich auslöschen, der sie noch in der Erinnerung zittern machte. Willenlos hatte sie sich ihm ergeben müssen. Warum . . .?

Sie starrte ihn an. Man müßte ihm die Augen ausschlagen. Ihr Instinkt war primitiv, brutal. Er ließ

sie nicht frei. Ein heißes Angstgefühl erregte sie. War er vielleicht nur deshalb gekommen ...? Eine entsetzliche Leere war damals in ihr zurückgeblieben, nie, nie wieder wollte sie das empfinden. Sie dachte zurück. Ein Mensch kann einem gleichgültig sein und trotzdem ... schließlich stumpft man sich ab. Aber wenn man jemanden haßt und Ekel vor ihm empfindet, man war doch ein Mensch, nicht bloß ein Stück Fleisch. Sie begann innerlich aufzubegehren. Sie war eine Dame, die Geliebte Wintersteins, nein, seine Braut ... er wird sie sicher heiraten, sie wird ihn schon so weit bringen. Camilla von Winterstein, es klang nicht so übel.

„Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen," sagte Camilla, ihre Hände lagen steif in ihrem Schoß.

Karenow zuckte die Achseln und sagte gleichmütig: „Nichts Besonderes. Nur vielleicht das: Dame und Dirne, solche künstliche Unterschiede darf es nicht geben. Man muß daran arbeiten," seine Stimme war verschleiert. „Du bist eine Vorkämpferin, Camilla, bist du nicht stolz darauf?

„Was wollen Sie von mir?" stieß sie hervor. Sie fühlte sich am Boden festgespießt. „Wenn er sich jetzt über mich beugt," dachte sie, die Haarwurzeln brannten sie, als legte man Feuer daran.

Karenow mußte lächeln, er empfand diese willenlose Angst. Sein Gesicht wurde hart, sein Ton scharf.

„Wie weit bist du mit Franziskus Turenius?"

Sie atmete schwer. Er hatte sie mit dieser unvermittelten Frage vor den Kopf geschlagen. Und wenn sie nicht antwortete? Oder wenn sie ihm jetzt ins Gesicht spie und sagte: Du häßliches geiles Tier, kriech fort von mir. Ich will dich nicht mehr sehen, ich will diese Spinnenarme nicht mehr an meinem Körper fühlen. Wenn sie ihm jetzt ein Schimpfwort zuwerfen könnte,

eine Erleichterung wäre es für sie gewesen. Plötzlich stieg ein Stolz in ihr auf. Sie hörte heiße Worte flüstern, sah einen straffen, schönen Jünglingsleib. Ihre Augen bekamen Glanz, ihre Stimme war hochmütig:

„Er liebt mich," sagte sie, ein Gefühl der Lächerlichkeit überkam sie.

Unmerklich verzog Karenow das Gesicht. Er sagte schneidend, jedes Wort scharf betonend: „Halten wir uns bei Nebensächlichkeiten nicht auf. Kannst du sein Blut zum Sieden bringen, Flammen müssen daraus schlagen. Gibt es eine herrlichere Aufgabe für ein Weib? Kannst du ihn sinnlos berauschen und neue Sinne wieder aus ihm ziehen? Nicht um bloßen Genuß handelt es sich, wer denkt daran. Du mußt sein Leben umbauen, verstehst du mich? Aus der Raserei des Körpers mußt du ihn in die Raserei der Gedanken treiben. Du darfst dich nicht verlieren. Über dem Wunder der Wollust mußt du stehen. Wenn er erschöpft, schlaff neben dir liegt, mußt du ihm zuflüstern: Alles, was du bisher gedacht hast, war falsch, war erlogen. Alle deine Bedenken waren Irrtümer. Es gibt nicht Vater und Mutter mehr, es gibt keine Heimat mehr, nichts von all den Jugendtorheiten, es gibt nur eine befreite, rasende Menschheit, an ihr mußt du arbeiten. Denk an deinen Körper, an die neuen Wonnen, die er dir schafft, sie sind klein, erbärmlich, nichts gegen die ungeheuren Wonnen, die dich erwarten, ein Meer von Lust . . ." Er war nahe an sie herangerückt, sein heißer Atem hüllte sie ein, seine Augen bohrten sich in die ihren, sie hätte vor Schmerz aufschreien können.

„Und wenn er sich wehrt, dir auf diesen Weg nicht folgen will, dann reize ihn, stachle seine Begierde bis zum Wahnsinn, und wenn er dann sinnlos dich umschlingen will, stoße ihn von dir, gleich aber reize ihn

wieder, ein furchtbares Spiel . . . so lange, bis er das letzte von sich gibt, der alte Mensch muß sich von ihm ergießen, dann nimm ihn auf, verzehr ihn . . . der neue Mensch muß aus deinem Schoß geboren werden."

Camilla hatte die Augen geschlossen, sie konnte den Blick nicht mehr ertragen, sie konnte die Stimme nicht mehr hören, ihre Brust hob sich. Jetzt fühlte sie seine Hand auf ihrem Arm, sie grub sich in ihr Fleisch. Mit einem Schrei sprang sie auf.

„Ich bin ein Mensch, ich bin ein Mensch, ich habe Blut in meinen Adern, ich habe ein Herz, ich bin ein Weib, ich will nicht, ich will nicht . . . ich bin kein blutsaugendes Tier . . .", ihre Stimme war heulend, gellend, als riefe sie „Hilfe, Hilfe . . ."

Karenow hatte sich in einen wilden Taumel gesprochen, er fühlte die Worte am eigenen Leibe, so mußten sie auch wirken, er selbst aber empfand eine seltsame Befriedigung darin. Nur für Augenblicke konnte er sich hinreißen lassen, gleich stürzte sein kalt berechnender Verstand umklammernd darüber.

Verächtlich sah er Camilla an. „Du bist ein Instrument, nichts mehr."

Sie war auf den Stuhl gesunken, hatte ihr Gesicht bedeckt und wimmerte leise.

Karenows Worte schlugen sie. „Könnt ihr eure Gier nicht beherrschen, müßt ihr immer gleich selbst darin untergehen, ersticken . . . Was wäre euer Schoß, hättet ihr Gewalt über ihn. So wird er nur zu einer Kehrichtgrube; nichts anderes. Nur Narren und Schwächlinge sehen den Himmel darin. Man müßte sich ekeln; auf die Straße gehört ihr, alle . . . alle . . ."

„Tun Sie, was Sie mit mir wollen," stöhnte sie leise, ihre Kraft war vollkommen gebrochen.

Ein Aufblitzen in seinen Augen, ein Zucken in seinem Körper, er streckte den Arm nach ihr aus, gleich aber ließ er ihn sinken.

Seine Stimme war gleichgültig. „Beruhige dich, es gibt keinen Grund zur Aufregung, wir werden uns vielleicht noch verstehen."

Man hörte schrill eine Glocke läuten.

Sie faltete die Hände und sagte flehend: „Tun Sie ihm nichts," er stieß sie verächtlich beiseite.

Turenius trat ein. An der Schwelle blieb er zögernd stehen. Das Gesicht Karenows fiel ihn brutal an. Er hatte das Empfinden: Das ist ein häßlicher Mensch. Ein körperliches Unbehagen verband sich damit. Er bemerkte die verstörten Augen Camillas nicht. Seine Aufmerksamkeit war auf Karenow konzentriert. Als dieser ihm die Hand reichte, zuckte er leicht zusammen. Er schämte sich dieser Bewegung. Sein Gesicht war blaß, die Augen leuchteten auf und verlöschten, es war kein Gleichmaß in ihnen. Camilla suchte sich zu beherrschen, scheu sah sie nach Karenow. Dieser saß scheinbar gleichgültig in seinem Stuhl, sein Blick glitt nicht von Turenius ab.

Franziskus sagte förmlich: „Ich wollte nicht stören, ich wußte nicht . . .", am liebsten wäre er wieder davongestürzt, grußlos, nur ins Freie. Er fand das Zimmer überheizt.

Camilla antwortete nicht, verstohlen strich sie ihm über die Hand. Ihre Blicke lauerten auf Karenow. Sie verachtete ihre Zaghaftigkeit, stachelte einen trotzigen Mut auf. Eine Wildheit erwachte in ihr, sie wollte Franziskus schützen. Sie wußte nicht, was ihm drohte, war nur besessen von einem unbestimmten, quälenden Gefühl vor einer drohenden Gefahr.

Karenow schwieg. In solchen schweren Pausen ver-

strickten sich die Gedanken. Das wußte er. Auch daraus zog er Nutzen.

Endlich sagte Karenow: „Ich kenne Sie, Franziskus Turenius, auch Ihr Name ist mir geläufig."

Franziskus sah ihn überrascht an.

„Ich habe Sie oft auf der Straße gesehen, Ihr heller, blonder Kopf fiel mir auf. Ich habe mich daran gefreut. Ich suche die Menschen, das ist eine Eigenart von mir."

Franziskus stammelte etwas Belangloses.

Karenow ging darüber hinweg. „Wir leben jetzt in einer Zeit, die nach jeder Richtung absonderlich ist. Wer hat sich früher um den einzelnen gekümmert. Sein Name, sein Beruf, die äußere Kleiderhülle war das feste, unverrückbare Bild. Ob noch etwas dahinter steckte, war gleichgültig, kam nicht zur Entfaltung. Gesetz und Gesellschaftsordnung standen drohend davor. Jeder war in sich verkrochen, eigentlich nur das Aushängeschild von sich selbst. So ist er auch gestorben. Ich mußte immer lachen, wenn ich einem Leichenwagen begegnete . . ."

Franziskus sah Camilla an, als müßte sie ihm die Erklärung geben. Wer war dieser Fremde?

Karenow sprach leicht, sein Ton war absichtslos. „Aber jetzt . . .? Jeder hat die Möglichkeit, durch sein eigenes Bild zu stoßen, den wahren Kopf zu zeigen. Name, Beruf, Kleider, alles ist wertlos geworden, der Mensch bohrt sich durch. Wir stehen immer vor Überraschungen. Heute ist er ein hungernder, zerlumpter Schreiber, morgen ein aufwiegelnder Führer, übermorgen eine Leiche. Das nenne ich Karriere, was . . .?"

„Es gibt viele Möglichkeiten," sagte Franziskus höflich.

Karenow sagte lebhaft: „Die inneren Möglichkeiten, mein junger Freund, darum handelt es sich."

Die vertrauliche Anrede berührte Franziskus peinlich. Das ist ein Versteckter, dachte er; er quälte sich nach einer klaren Vorstellung, blieb aber nur am äußeren Bilde haften. Dies stieß ihn ab.

Karenow fuhr fort: „Sehen Sie, solche Menschen suche ich. Ich wittere sie aus der Menge heraus. Ich sage mir dann: Dieser da hat diese Kraft, jener dort hat jene Kraft. Er weiß es selbst noch nicht. Man muß hingehen und ihm auf die Schulter klopfen und zuflüstern: Kommen Sie mit mir, ich will Ihnen einmal zeigen, wie Sie wirklich aussehen. Oder man reißt ihm einfach das Aushängeschild ab. Das ist brutaler, aber wirksamer. Das gibt dann die richtigen Leichen . . .", er lachte auf und fügte mit einer verächtlichen Handbewegung hinzu: „Später natürlich, wenn sie ihre Kräfte verbraucht haben."

Er hat etwas Fressendes an sich, dachte Turenius. Er konnte sich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren. Camilla schlang die Hände ineinander. Sie konnte diesen Worten nicht folgen, witterte nur das Böse dahinter.

Karenow spielte mit seinem großen Siegelring. „Solche Menschen verliere ich nicht mehr. Ich bin immer hinter ihnen her. Nur muß man dann den richtigen Augenblick abwarten. Ein sonderbares Spiel, ich komme mir dabei vor, als erweckte ich Tote. Vielleicht ist das alte Wunder so zu erklären. Die Lebenden zu erwecken, das sind unsere Wunder."

Franziskus dachte über den Sinn nach. Die Worte Karenows begannen ihn zu fesseln. Er sagte zögernd: „Ich muß mich erst in Ihren Worten zurechtfinden. Sie sind befremdend, ich habe aber den guten Willen."

Karenow lächelte. Es lag eine kindliche Hilflosigkeit in Franziskus. Auch sein Blut hatte etwas Verirrtes. Er sah nach Camilla. Sie saß zusammengeduckt, als warte sie auf einen Schlag. So war auch ihr Empfinden.

Karenow wandte sich lebhaft an Franziskus. „Ich kann Ihnen helfen. Nehmen wir einen besonderen Fall . . .“, er machte eine Pause, als suchte er danach, dann warf er die Frage hin, knapp, rasch: „Kennen Sie sich selbst?“ Bevor Franziskus zu einer Antwort kam, setzte er schon hinzu: „Es wirbelt in Ihnen von Kräften. Was sind sie? Wilde Pferde, die nach verschiedenen Richtungen ziehen. Wer leitet sie? Niemand. Wenn ich nun komme und sage: Wir wollen alle diese Kräfte zusammenziehen, ineinanderknüpfen, eine einzige, große Kraft daraus machen, dieser eine Richtung geben. Sie beherrschen sie, halten die Zügel in der Hand. Was glauben Sie . . . wäre das derselbe Mensch, der jetzt vor mir steht?“

Sein Blick stieß ihn an, rüttelte ihn auf. Er war müde, nur ein wildes Begehren war in ihm, er lebte in quälenden Selbstvorwürfen. Was wußte dieser Fremde von ihm? Wechselte in ihm selbst nicht Jubel und Schmerz, Schmach und Entzücken? War er nicht selbst auf Kräfte gestoßen, die ihn in die höchsten Höhen führen und ihn in die tiefsten Tiefen schleudern? Seine flammende Begeisterung war in glühende Leidenschaft umgeschmolzen, sein Glück und Leid brannte darin. Diese fremden Augen waren wissend, er konnte sich vor ihnen nicht verbergen.

Er sagte gequält: „Ich kenne mich selbst nicht. Die Kräfte spielen mit mir, ich kann sie nicht beherrschen. Es rast in mir und es stirbt in mir. Ich tanze auf Festen und ich weine auf Gräbern. Ich fliege über die Berge und ich liege mit zerschmetternden Füßen auf der Erde.

Ich liebe mich und ich verachte mich. Wie kann sich das alles aus einem Körper ergießen? Erklären Sie mir dies alles . . ." Die Worte sprangen jetzt aus ihm hervor, sein Blick war hilfesuchend.

Camilla rief leise, ängstlich: „Franziskus, Franziskus . . .", als wollte sie ihn zurückhalten vor einem Sprung in die Tiefe.

Karenow antwortete nicht gleich. Er hoffte auf eine leichte Beute. Das Weib hatte gute Arbeit verrichtet. Den Leib erschöpft und den Geist verwirrt. Jetzt wollte sie ihre Liebe darüber breiten, ein mütterliches Mitleid.

Er sagte scharf: „Ihre Kräfte zerfließen. Daran gehen Sie zugrunde. Sie sind ein Blinder und Tauber, einer, der seinen Kopf in einem fremden Schoß verbirgt."

Franziskus atmete schwer, sein Blick war zu Boden gesenkt.

„Was wollen Sie von ihm?" Camilla stieß mit gewaltsamer Anstrengung die Frage hervor. Ihre einfache Natur spürte, wie er Franziskus immer mehr umkreiste, gleich einem Vogel im scharfen Flug sich niederstürzte. Ihr Körper war zurückgeworfen, herausfordernd.

Karenow wandte sich langsam ihr zu. Seine Augen fraßen sich in ihr Gesicht ein. Ihre Sicherheit schwand, sie konnte diesen Blick nicht ertragen. Ihr Trotz wurde zur feigen Angst. Sie wollte sich noch einmal aufraffen. Breitspurig sich vor diesen Menschen hinstellen, ihn mit Schmähreden überhäufen, gewaltsam zur Türe drängen. Um Franziskus aber wollte sie die Arme schlingen, ihn mit ihrem Körper decken.

Karenow ließ nicht von ihr ab.

Sie erhob sich, machte einen Schritt auf ihn zu und dachte: Ich werde ihm ins Gesicht speien. Sie ging stumm an ihm vorüber, ihre Glieder waren steif, sie

wollte nicht, ein fremder Wille trieb sie. So verließ sie langsam das Zimmer.

Erst als die Türe sich schloß, wandte sich Karenow ab. Franziskus war Camilla mit den Augen gefolgt, er wollte sie rufen, zurückhalten. Er brachte kein Wort hervor, seine Kehle war eingetrocknet. Das war eine Gewalt, die stärker war, er fühlte sich wehrlos.

Karenow war dicht an ihn herangetreten, er sah nicht zu ihm auf, hörte nur seine Stimme.

„Franziskus Turenius, du vergeudest deine Kräfte. Dein junger, wilder Geist wird stumpf, vorzeitig alt; das Leben will dich. Nie war es so groß, so wunderbar reich, so taumelnd farbig. Alles kannst du aus ihm holen. Es ist weiches, glühendes Eisen, du hältst den Hammer in der Hand, schwinge ihn. Das Leben ist die brache Erde, deine starke Jugend ist der Samen. Gib dich ihr, streue dich aus. Hundertfältig wirst du daraus entstehen, hundertfältig werden deine Kräfte wachsen . . .“

Franziskus hatte vergessen, wer zu ihm sprach. Alles verschwand vor ihm. Es war nur eine gewaltige Stimme, die aus ihm selbst zu klingen begann.

Zu ihr sprach auch er. „Das waren alles meine Träume, das war alles meine Sehnsucht. Jetzt kann ich nicht mehr. Ich bin gefesselt an Leib und Seele. Man löst die Stricke und ich werde ein wildes, gieriges Tier. So sind meine Tage, so sind meine Nächte. Ich möchte sterben . . .“

Karenow legte ihm die Hand auf seine Schulter. Noch tiefer sank Franziskus in sich zusammen.

„Du hast ein Kraft in dir entdeckt, die dich zum Herrn macht, du aber wirst ihr Sklave. An ein Weib hängst du dich mit Stöhnen, glaubst nur aus ihrem Schoß springe die Seligkeit. Die Natur hat diese Kraft

geschaffen zum Segen und zum Verderben. Überall ist sie. In dir trägst du sie unendlich. Alle Frauen gehören dir, du mußt sie beherrschen, daß sie jauchzen und weinen, so wie du willst. Warum hängst du an einer Dirne? Auch die Nonne trägt in ihrem Schoß gleiche Glückseligkeit. Du mußt es nur wagen, papierene Gesetze gelten nichts. Aber alles darf nur ein Spiel sein. Du mußt deine Kräfte dadurch steigern, sie nicht erschöpfen. Du darfst darin nicht untergehen, du mußt daraus emporsteigen. Du darfst nicht im Genuß erschlaffen, du mußt im Genuß erstarken. Auf deine Jugend wartet das neue Leben. Diese Kraft braucht es. Du hast kein Recht unterzugehen . . ."

Schwer stöhnte Franziskus. „Ich sehne mich nach einer Tat . . . Ich gehe in Schande und Scham zugrunde."

Noch stärker hob jetzt Karenow seine Stimme. „Darum rufe ich dich, Franziskus Turenius; die alte Welt ist zusammengestürzt, träge und feig wollen die Menschen in ihren Trümmern hausen, wir aber wollen eine neue Welt bauen. Die Menschheit soll frei werden, wir wollen sie von Jahrtausend alten Sünden befreien. Wir wollen die Knechtschaft vernichten, das freie Menschentum aufbauen. Wir dürfen nicht weich sein, weil wir groß sein müssen."

Franziskus' Gesicht glühte. Wurden nicht Träume lebendig, gleich bunten Schmetterlingen umgaukelten sie ihn. Er ließ sein Herz frei. Es lief, stürmte, jauchzte. Die Menschen sollten wieder froh werden, das Vaterland wieder stark. Die gewaltige, große Freiheit, dafür wollte er sich opfern, sein Blut sollte fließen. Wo war er? Er stand auf einem hohen Berg und sah Ströme des Lichts um sich. Er schwebte hoch in den Lüften und sah die wachsende, blühende Erde unter sich. Er stand

unter Tausenden von Menschen und hörte ihr dankbares, jauchzendes Jubeln.

Aus schwerem Keuchen brach seine Stimme hervor. „Ich will arbeiten, schaffen, bauen, ich will dienen ...“

Um Karenows Mund spielte das seltsame, satte Lächeln, seine Lippen waren feucht, seine Stimme war jetzt von heißer, verzehrender Kraft.

„Wir wollen das große Glück der Menschen, jeder das gleiche. Armut, Not, Elend, wir töten diese zerstörenden Leiden; Stolz, Hochmut, Erbarmungslosigkeit, wir töten diese gierigen Laster; Haß, Neid und Mitleid, wir töten diese fressenden Gefühle. Unsere Welt steigt aus dem Meere der Gleichheit auf. Die alte Welt aber müssen wir erst ertränken. Merke wohl: es gibt keinen Boden, aus dem so satte, reife Früchte sprießen, wie aus der Friedhofserde. Zu diesem Glück gehört Mut, gehört die wilde, tobende Kraft, in deiner Jugend ist beides. Und deine Lust wird ungeheuer sein. Die ganze Welt ein einziger großer Frauenschoß. Du gehörst zu uns. Wir werden dich rufen, Franziskus Turenius ...“

Als Franziskus aus seiner schweren Betäubung aufblickte, stand Camilla vor ihm. Mit verstörten Augen fragte er sie: „Wer war das?“

Sie umklammerte ihn mit ihren Armen und schrie: „Er ist kein Mensch, er ist ein Tier, ein Teufel, einer der das Blut aus dem Herzen saugt. Denk nicht mehr daran.“

Sie preßte sich an ihn, wollte ihn mit ihrem Körper einhüllen, fürchtete ihn zu verlieren.

Er schüttelte den Kopf. „Sonderbar, es sind zwei Zungen in ihm.“

Er küßte sie, aber seine Gedanken waren anderswo.

* * *

„Ich kann dir den Zustand nicht beschreiben," sagte Rita zu Michael, als sie am ersten Abend nach ihrer Ankunft am Kamin einander gegenübersaßen. „Es war ein Abschied von der Heimat. Sie haben mir den Boden entfremdet. Das hängt nicht mehr mit dem Tode eines einzelnen Menschen zusammen. Es liegt mehr dahinter."

„Das Haus wird durch dich wieder lebendig," sagte Michael mit aufrichtiger Freude.

„Eine Wohnung kann nur ein Aufenthalt sein, nicht mehr, vielleicht auch ein Schmuckstück. Aber das befreiende Gefühl: das ist dein, da gehörst du hin; das gibt nur die Erde. Dieses geheime Wachsen, damit muß man verknüpft sein;" nachdenklich fügte Rita hinzu: „Sie haben hassende Augen über das Land geworfen, ich habe sie überall gesehen, wie giftige Blumen sprießen sie. Man taumelt zwischen ihnen;" mit einem leichten Aufatmen, „vielleicht ist es auch nur das Gewaltsame der Tat, das furchtbar Häßliche, das mich zu solchen Schlüssen führt. Es sind Gefühle, ich weiß nicht, wie weit sie durch die Wirklichkeit gedeckt sind."

„Wenn wir längere Zeit in Stellung waren und sie dann verlassen mußten, haben wir uns nach diesen Erdlöchern gesehnt. Man wird bodenständig," Michael hing einer Erinnerung nach.

Rita nickte. „Sie wollen uns entwurzeln. Ich spüre es wie einen körperlichen Schmerz. Man geht durch erhobene Axte, überall, ich kann diesen Eindruck nicht los werden."

Michael sah ihr ins Gesicht. Müde Schatten lagen darin. Was verhüllten sie? Wie einen neuen Menschen betrachtete er sie. Was wußte er von ihr? Er hatte sich mit festen Begriffen abgefertigt. Sie war seine Frau. Das war eine ungeheure Selbstverständ-

lichkeit, man dachte darüber nicht mehr nach. Man stieß täglich darauf. Gedankenlos. Man spann das Leben eines Menschen in einen starren Rahmen, schließlich sah man nur ihn. Man hing ihn in das eigene Leben hinein, stumpf, gleichgültig. Das kostbar Ungewöhnliche wurde zur Gewohnheit. Rita kauerte trotz des lebhaften Feuers fröstelnd in dem Stuhl.

„Man müßte seine Heimat in einem Menschen suchen,“ sagte Michael aus einer nachdenklichen Einsamkeit.

Rita lächelte leise vor sich hin. Das war die Sehnsucht, das Spiel der Träume.

„Es ist vielleicht nur ein anderes Wort für Liebe,“ sagte sie.

„Liebe,“ wiederholte nachdenklich Michael. „Darüber geht die Hast des Lebens, die wilde Not, die Qual der Gedanken, die Rotation des Gehirnes. Die brutale Gewalt der Welt stürzt sich darauf. Wie viele Menschen retten daraus diese Kostbarkeit? Man muß entweder unendlich stark sein oder unendlich schwach, was dazwischen liegt begnügt sich mit Surrogaten. Dafür hat schon die Natur gesorgt. Sie hat den Menschen den Trieb gegeben. Man befriedigt ihn, körperlich genießend, verziert ihn im besten Fall mit dem Worte Liebe, nicht mehr. Und für Ordnung und Gesetzmäßigkeit sorgt der Staat. In der Ehe ist alles zurechtgebettet, es gibt kein bequemeres Lager.“

Eine sonderbare Klarheit war in Michael. Die Worte hatten sich aus ihm gedrängt, fast wider Willen. Aus der Unruhe der letzten Tage formten sie sich. Er fühlte eine Entfremdung, als hätte sie sich wie ein neuer Körper vor ihm aufgerichtet.

Rita hielt die Augen geschlossen. Sie hörte eine andere Stimme, die von der Ehe sprach, sah die Gestalt

vor sich, die mit haarigen, häßlichen Händen an dem Verborgensten in ihr gerissen hatte.

Sie hatte von dem Besuche Karenows bisher nichts erwähnt. Erst war es ein unbestimmtes Gefühl. An dem gleichen Abend war Michael müde aus dem Laboratorium gekommen, seine Gedanken waren zerstreut, sie hatte schon zu einer Frage angesetzt, dann wieder abgebrochen. Die plötzliche Abreise hatte dann alles andere verwischt, jetzt wurde die Erinnerung daran stark. „Die Freiheit...", hatte er gesagt, das war das große Heilmittel der seelisch Kranken.

Sie hob ihr Gesicht. „Warum sind wir nicht stark?" Mit einem feinen Lächeln fügte sie hinzu: „Ich glaube, wir schämen uns, es zu sein."

„Ich weiß es nicht," sagte er gequält. „Ich bin nicht bei mir selbst, ich bin immer unterwegs. All die letzten, harten Jahre war mein Körper auf der Wanderschaft, von Ort zu Ort gehetzt, nur Rasten gab es, keine Ruhe. Jetzt ist es mein Geist, ein ewiges Treiben, in die Tiefen und in die Höhen, im Steigen und im Versinken. Wo aber bleibe ich? Darüber zerfällt das Leben. Das Aufsichselbstbesinnen ist die späte, letzte Erkenntnis, der menschliche Zusammenbruch." Er ergriff ihre Hand. „Du mußt Geduld mit mir haben. Ich weiß, daß deine Jugend ein Recht auf Leben hat, nicht die Pflicht des Opfers. Aber in mir ist Kampf und Not, daraus muß ich mich finden. Meine Natur ist spröde geworden, ein verschlossener Schrank, ich will die Türen aufreißen, ich höre nur ein Knarren und Ächzen, bis meine Kräfte versagen. So ist jetzt mein Leben."

In seiner Stimme lag ein zitternder Klang. Es war, als wollte er einen Menschen zurückrufen, der immer weiter sich von ihm entfernte.

Rita empfand diesen Ton. Sie wußte nicht zu helfen.

Auch ihr Geist ging auf unbekannten Wegen. Sie konnte sich von Erinnerungen nicht befreien. Um sie war ein Flüstern, gleich aufzuckenden Flammen umgab es sie. Überall war ein Versagen. Lag es in der Zeit, in der beschränkten Menschennatur . . .

„Wir müssen warten," sagte sie müde. Sie hatte das Gefühl, in einem finsteren Walde zu irren, ihr Herz bangte nach einem Licht.

In dieser Nacht war sie schlaflos, es war ein waches, wildes Träumen.

Eine der ersten Begegnungen Ritas in der Stadt war die mit Winterstein. Er war ihr unermüdlich gefolgt, durch ein Gewirr von Straßen, durch das Gedränge von Menschen. Seine Augen hatte sie auf sich gefühlt, als würden sie Löcher in ihre Kleider brennen. „Er trägt etwas mit sich," dachte sie, „das ist mehr als die gewöhnliche Begierde, dieser Hunger nach einem Körper."

Sie empfand auch dieses Zusammentreffen als kein zufälliges. Eine quälende Unsicherheit bemächtigte sich ihrer. Über den Straßen waren Drähte gespannt, der Fuß verfing sich darin. Ihr Schicksal entglitt ihr. Fremde Hände zogen daran. Sie fürchtete Karenow zu begegnen. Sie wollte diesen Gedanken abschütteln. Er setzte sich fest, beherrschte sie. Erschöpft, wie von einer Flucht, kam sie heim.

Turenius wartete auf sie. Freudig begrüßte sie ihn, es war die erste Fröhlichkeit in ihr. Er war scheu, verlegen, fand wenig Worte. Sie sah ihm ins Gesicht. Er verbarg sich vor ihr. Die Veränderung fiel ihr auf. Sein helles Gesicht trug ein anderes Licht. Die Augen hatten einen fremden Schimmer. Etwas brannte in ihnen, es war nicht die lodernde Begeisterung, die sie liebte. Seine Hand war heiß, fiebernd. Er sah in einen Winkel des Zimmers, seine Stimme war trocken.

Er sagte leise: „Ich habe auf Sie gewartet, lange, lange, ich glaube, es waren Jahre . . .“

Der traurige Ton berührte sie, doch mußte sie lächeln über diese Übertreibung. „Es waren kaum drei Wochen, Franziskus.“

Sie sah ihn forschend an. Aus dieser Jugend schrie er laut, fast schreiend: „Nein, nein, es waren Jahre. Man darf nicht kurzsichtig sein. Diese Einteilung von Stunden und Tagen ist lächerlich. Für Kinder gut genug, ein braver Stundenplan der Schule. Aber was kümmert sich das Leben darum? Es rast, es rast . . . jetzt weiß ich, wie man alt wird.“

Sie sah in forschend an. Aus dieser Jugend schrie eine quälende Erfahrung heraus. Seine Blicke lagen auf ihr, er sah sie anders. Sie fühlte, wie sie errötete. Ein zartes Band zwischen ihnen war zerrissen, ein zarter Duft verweht. Etwas umschlang ihren Körper, sie mußte sich dagegen stemmen. Die Frau in ihr witterte die Frau. Sie mußte lächeln und doch war eine Bitterkeit in ihr. Ein Mensch entglitt ihr, an dessen Blühen ihr Herz hing. Aus einem tiefen Versteck stand der Schmerz auf, ein unbekanntes, wehes, sprengendes Gefühl mischte sich darein. Sie erkannte es nicht, wollte es nicht erkennen, wehrte sich dagegen. Aber sie mußte helfen, das half ihr selbst.

Sie sagte mit feinem Spott und doch war es eine Wahrheit: „Es liegt etwas Wunderbares in Ihnen, Franziskus, das ist die Übertreibung. In Ihnen wächst alles ins Ungeheure. Wo andere Lichter sehen, sehen Sie Sterne, wo andere einen Baum sehen, sehen Sie Wälder, wo andere einen Teich sehen, sehen Sie Meere. Aber das Glück und das Leid, beides läuft auf der Straße, wie es den armseligen Menschen gebührt. Sie aber fliegen in den Lüften oder graben sich tief in

die Erde ein. Ich will nichts Böses damit sagen, Franziskus, nein ... Ich sehe mit gelindem Kummer den Tag, er scheint mir nicht mehr allzuferne, wo Sie alles auf das richtige Maß herabdrücken werden, wie wir anderen gewöhnlichen Menschen, die wir die Flügel der Jugend auf dem letzten kühnen Flug in die Unendlichkeit verloren haben."

Ihr Lächeln war wehmütig, auch eine leise Trauer lag darin. Sie selbst war noch nicht an den schweren Erdenschritt gewöhnt, fürchtete sich davor.

Franziskus sah sie mit flackernden Augen an. „Ich habe immer nur das Wunderbare gesehen. Ich war wie betäubt. Meine Augen entliefen mir, und wenn ich sie wieder einfing, dann waren sie vollgesaugt von lauter Glück, Kraft und Seligkeit. So sah ich dann. Und jetzt ...? Ich habe das Gefühl, als wären meine Augen aus Glas; ich fürchte, sie werden nur das Häßliche sehen, sie werden zerbrechen."

„Auch das ist nur ein Übergang, Franziskus," sagte Rita.

Er sah sie forschend an, sein Blick bekam etwas Starres, als setze die Erinnerung qualvoll Zug um Zug eines verlorenen Bildes zusammen. Dann stützte er beide Arme auf den Tisch, hielt seine Stirne umfaßt und sprach mit geschlossenen Augen.

„Als Sie fortfuhren, war Ihr Bild in mir. Es sprach, atmete, lebte. Goldene Strahlen wob ich darum, ich glühte in diesem Lichte. Und dann ... ich weiß nicht, wie es kam, es begann zu dunkeln in mir. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit an einen Weihnachtsabend, wo man die Lichter verlöschte und der Baum finster wurde. Ich schrie damals ungebärdig und war nicht zu beruhigen. Ich konnte nicht verstehen, wie all die Herrlichkeit plötzlich zu Ende sein sollte.

So ging es mir jetzt wieder. Ich stand plötzlich in der Finsternis. Ich schrie nach dem Bild, wer hat es mir gestohlen? Ihr Gesicht verlöschte, Zug um Zug, wie die Kerzen damals. Ich lief in das grellste Tageslicht, schreiend, suchend . . . Und was ich fand, war etwas anderes, etwas Häßliches, Gemeines . . ."

Er ließ die Hände sinken, fiel auf die Knie, verbarg seinen Kopf in ihrem Schoß und rief stöhnend: „Ich schäme mich, ich schäme mich . . ."

Leise strich Rita über sein blondes Haar. Sie war erschüttert von dem Geständnis. In der Bewegung lag etwas Mütterliches, es war ein Abschied von dem Kinde. Sie sagte und ihre Worte waren nicht nur ein Trost, sie glätteten auch ihr erregtes Herz.

„Es gibt etwas kostbar Heiliges, Franziskus, das Tiefste, das aus unserem Leben fließt, das Höchste, das es uns bescheren kann, wir aber sind zumeist kleine, schwache Menschen und machen daraus das Alltägliche und Gemeine. Es sollte das Kunstwerk unseres Lebens sein, wir aber machen es zu einem irdenen Topf, in dem man die notwendigen Speisen des Tages kocht. Diese Erkenntnis erschüttert uns alle einmal. Das größte Wunder ist die größte Enttäuschung."

Er hob den Kopf zu ihr empor. In seinen Augen lag ein kindliches Erstaunen. „Sie verachten mich nicht, stoßen mich nicht von sich?"

Sie schüttelte lächelnd den Kopf, wieder lag ein leiser Spott in ihrer Stimme. „Diese Verachtung bindet alle Menschen, ist das nicht merkwürdig?"

Er sprang auf und stand gerade, aufgerichtet vor ihr. „Ich habe meinen Körper gehaßt, ich habe in fiebernden Nächten mit Fäusten nach ihm geschlagen, ich habe ihn wie ein Tier behandelt, das gegen seine eigenen Herren die Zähne fletscht, ihn giftig anspringt.

Es war alles vergebens, ich unterlag. Man kann den Zustand nicht schildern. Lust und Schmerz, ich konnte es nicht mehr unterscheiden, es war eins. Aber ich fühle mein Herz aus tiefstem Morast emporsteigen, noch leide ich darunter, unsagbar. Aber aus Scham und Ekel leuchtet mir eine Hoffnung . . .", er faßte ihre Hand, sein Gesicht war gerötet, seine Augen leuchteten. „Ich muß Sie wiederfinden, Rita, Zug um Zug, wie ich Sie verloren habe. Ich will mir selbst die Kerzen auf meinem Weihnachtsbaum anzünden."

Er küßte ihre Hände. Eine Verwirrung erfaßte Rita. Ihr Herz schlug heftig. Soviel Verhaltenes lag darin, es pochte in einem weißen, unbefriedigten Körper. Mit willensstarker Selbstzucht zwang sie sich zur Ruhe.

„Es ist der Beginn des Lebens," sagte sie, ihre Stimme war wieder heiter, klar.

In Franziskus aber tobte es noch, es lag etwas Rührendes in seinen Worten und schon klang ein leiser Stolz mit. „Sie müssen mir helfen, Rita, es ist so schwer, ein Mann zu sein."

Sie sagte: „Es ist schwerer, ein Mensch zu sein."

Er starrte sie an, dann schrie er plötzlich: „Das ist es. Ich habe aber die Richtung verloren."

Er ging in großer Erregung auf und ab. Die Worte galten nicht mehr der Frau, er suchte sich selbst zu erklären, es war ein Ringen um eine Klarheit.

„Ich irre kreuz und quer. In jeder Straße schaue ich und glaube: Hier steht mein Haus. Es sind kalte, häßliche Gebäude. Ich bin ein Fremder dort. So jagt es mich unaufhörlich. Was treibt mich? Ich weiß es nicht. Hirn, Leib, Herz, nichts kann zur Ruhe kommen. Und wenn ich raste, sinke ich, und wenn ich jauchze, stöhne ich. Und wenn ich vor Glück schreie, weine ich

vor Schmerz. Ich suche etwas, und kann nicht sagen, was es ist. Ich weiß nur: es ist da, überall. In der Luft, in der Erde, in den Menschen. Ist es die Liebe, das Glück, das Leben . . .?“

„Es ist die Jugend,“ sagte verträumt Rita.

Franziskus hörte nicht dies Wort. „Es ist eine wilde Kraft, aus allen Adern springt sie, klirrend rollt sie durch mein Blut, hämmernd sprengt sie meinen Körper. Sie zwingt mich zum Niedrigen, zum Gemeinen. Unter schwarzen, dampfenden Fluten begräbt sie mich. Ich aber will daraus emportauchen, in meiner eigenen Kraft will ich mich rein baden, sie muß mich zum Großen, zum Hohen führen. Ich will zu den Menschen, nur muß ich selbst erst Mensch sein. Wo ist der Weg, wo ist der Weg . . .?“ klagend rief er die letzten Worte, als irrte ein Kind im Walde.

Rita schwieg. Vor ihr lag ein junges, glühendes, zuckendes Herz. Ein heiliges Erschauern war in ihr. Sie erfaßte die heiße Hand Franziskus', die sanfte Berührung beruhigte den zitternden Körper.

„Ich muß erwachen,“ sagte er. Er holte tief Atem. Sein Gesicht war gequält, er suchte die Worte langsam zusammen.

„Können Sie das verstehen, Rita. Ich habe eine Stimme gehört, die lockte und drohte, hob mich ins Licht und stieß mich in die Finsternis, riß mich aus einer Gier und stieß mich in eine Raserei. Sie sprach von Glück und zeigte das Elend, sie sprach vom Leben und zeigte den Tod. Sie wollte aufbauen und zerstörte. Sie pries die Freiheit und erstickte sie in Blut. Sie wollte neue Menschen schaffen und erwürgte die Menschen. Sie wandelte die Erde in ein Paradies und zerstörte die Erde in einen Friedhof. Göttliches und Tierisches, beides war in dieser Stimme.“

„Franziskus, wo sind Sie?“ Rita rief es ängstlich, sie wollte ihn zurückreißen.

Er aber war fern von ihr. „Ich weiß nicht, ob ein Körper an dieser Stimme hing. Oder er war häßlich, furchterregend. Ist er ein Prophet oder ein Betrüger? So muß man entweder auf die Knie vor ihm stürzen, oder man muß ihn niederschlagen wie ein reißendes, wildes Tier. Klarheit muß ich haben, Klarheit ...“

„Franziskus, von wem sprechen Sie?“ laut rief es Rita. Ein unbestimmtes Angstgefühl durchzitterte sie. In seinen Augen stand ein Grauen ... Vor einem einzigen Menschen hatte sie es selbst empfunden. Nur eine Ahnung war es.

„Franziskus,“ rief sie angstvoll, über einen Abgrund sah sie ihn schweben.

Mit verstörten, erwachenden Augen sah er sie an. Wo war er? Er sah Ritas Gesicht, er spürte Camillas Brust, er hörte Karenows Stimme. Alles verwirrte sich in ihm. Der Atem versagte ihm, vor seinen Augen begann es zu flimmern.

„Es zersprengt mich, es zersprengt mich,“ rief er und stürzte zur Türe hinaus.

So gärte die Jugend in Franziskus, so tobte das Leben in ihm.

In Rita aber dämmerte die Erkenntnis. Sie sah eine große, haarige Hand, wie sie spitze, blutritzende Eisendrähte um die Menschen schlang.

* * *

Die Straße umdrängte sie. Rita spürte etwas Feindliches in der Bewegung, dem Lärm, in den Mienen der Menschen. Sie ging rascher, als könnte sie einer Gefahr entlaufen. Sie wies sich selbst zurecht, machte ihre eigenen Empfindungen lächerlich. Aber sie kam

über dieses Gefühl nicht hinweg. Es hüllte sie ein wie eine stickige Luft. Sie sah den Vorübergehenden ins Gesicht. So unendlich häßlich kamen ihr die Menschen vor. Die Züge schienen ihr nur äußerlich geglättet, nur ein Zufallsaugenblick der Ruhe, aber ein Wort, eine Bewegung, die Erregung verzerrt sie und das Böse, Tierhafte springt hervor.

Sie begehrte trotzig mit sich selbst auf. Was war die Straße? Spiegelblanke Glasscheiben, dahinter die buntesten Dinge der Notwendigkeit und des Behagens und die glatten Asphaltplatten waren nur der bequeme Weg von einer gutgeölten Tür zur anderen, die nur darauf warteten, geöffnet zu werden und ein liebenswürdiges Lächeln empfing einen: „Womit kann ich dienen, gnädige Frau?“ Und der breite Fahrdamm war die Bahn der Dienenden, sowie in einem Herrschaftshause die Treppe: „nur für Lieferanten und Dienerschaft“. Und die Menschen waren gutgezogene Figuren, mannigfaltig im Aussehen und Stimmung, wie im Theater liefen sie an einem vorüber. Man konnte über sie lachen oder nachdenklich werden, es war gleichgültig. Der nächste Augenblick verwischte wieder den Eindruck. Sie waren alle harmlos, sowie der Bösewicht auf der Bühne, der war auch nur ein Bürger, der nach der Vorstellung friedlich sein Nachtessen verzehrte. So war die Straße wie eine bequeme Loge im Theater.

Ritas Augen wurden weit. Nein, das war einmal, vor vielen, vielen Jahren. Sie reißen die Kulissen ein. Eine furchtbare Wirklichkeit, die ist so nüchtern wie die grauen Wände einer Armeleutstube. Oh, noch viel mehr. Die Straße war ein aufgewühlter Totenacker, Horden wälzen sich drüber, man hört das Knacken und Krachen von Schädeln und Knochen und die glän-

zenden Auslagescheiben waren stumpfe, graue Grabsteine, frisches Blut rinnt darüber, es spritzt aus der Erde auf. Die Menschen waren wilde Katzen, das Maskenfest der Kultur war vorüber. Ein Grauen spürte Rita, es kroch an ihr empor, durch die Kleider hindurch, es klebte an ihrem nackten Körper. Sie lief gehetzt, ziellos, sie hätte aufschreien können, wenn ein Rock sie streifte. Sie schämte sich ihrer Furcht.

Die letzten Wochen waren zu hart gewesen, das riß jetzt an ihren Nerven. Ihre Gedanken setzte sie zusammen, es war ein wirres, aufregendes Bild in einem schwarzen Rahmen. Figuren sprangen daraus hervor: Michael, Turenius, ein wachsbleiches Gesicht auf einer Bahre, fremde böse Augen . . . sie wanden sich um jeden Leib wie eine glühende Spirale, immer höher, noch eine einzige Wendung, dann spürte man sie, man erstickte. Sie sah sich scheu um, als krieche etwas hinter ihr her, ihr Schritt war schwankend, sie hob die Füße, als griffen große Hände danach und wollten sie zu Boden reißen. Sie wollte heim, sich in ihren vier Wänden versperren. Die Türen verrammeln, eiserne Schlösser daran hängen.

Sie kehrte um, suchte die Richtung, kam sich verirrt vor. Das war nicht mehr die Straße, das war ein ungeheurer Schlangenleib, ihre Füße sanken in eine weiche, schleimige Masse, ein Gifthauch wehte empor, der Kopf wurde schwer, trunken, man durfte nicht stürzen, die Schuppen der Schlangenhaut waren böse funkelnde Augen, hunderte, tausende, Millionen, sie glänzten wie hinter Brillengläsern . . .

Rita konnte einen leisen Schrei nicht unterdrücken, als die Stimme sie anfiel.

„Ich bedaure, daß Sie schwarze Kleider tragen.“

Vielleicht war auch dies nur eine Einbildung. Sie

klammerte sich an diesen Gedanken. Sie spürte einen heißen Atem. Schwer wandte sie den Kopf zur Seite, wie gewaltsam nach dieser Richtung gedreht.

Neben ihr ging Karenow.

Sie atmete auf. Eine Erleichterung war es für sie. Dieses unbestimmte, zersprengende Gefühl hatte nun feste Gestalt angenommen. Es ging nicht mehr unter in Angst und Vorstellungen, jetzt wußte sie es: Die Straße war er, der Todesacker war er, die feurige Spirale war er. Die Erkenntnis beruhigte sie.

Karenow sagte höflich: „Ich wollte Sie nicht erschrecken, es hat keinen Sinn, bloß Verwirrungen anzustellen."

Rita dachte klar: Ich muß jetzt davonstürzen, in der Menge verschwinden oder um Hilfe schreien. Wer sollte helfen? Die Straße . . .? Verächtlich verzog sie die Lippen. Das war alles Pöbel, nur bis an die Kleider können sie ihr streifen, nicht weiter. Warum fiel ihr plötzlich der Fremde auf Gut Tyssow ein? An allen klebte die gleiche Luft. Da, aus diesem massigen Körper stieg sie auf. Wie eine ätzende Säure spürte man sie.

„Ich bedaure den Tod Ihres Vaters. Es war vielleicht nur eine Ungeschicklichkeit. Er hatte Rasse, eine vornehme, aber gefährliche Eigenschaft."

Sie sah ihn an, ihre Züge wurden starr. Was wollte er von dem Toten? Das war ihr Vater. Ihre Hände zitterten. Mühselig brachte sie die Worte hervor: „Woher wissen Sie . . .", die Stimme versagte ihr. Sie sah wie eine häßliche Hand einen Knüppel hob und hörte eine Schädeldecke brechen. Als bohrte man ihre eigenen Knochen an, so spürte sie den Schmerz.

„Der Tod ist eine Notwendigkeit, man muß darüber

hinwegkommen," Karenow machte eine Bewegung mit der Hand.

Rita sah nur die große, haarige Hand. „Es klebt Blut daran," sagte sie, ohne es zu wollen.

Karenow lächelte. „Es ist merkwürdig, daß die Menschen sich nicht daran gewöhnen wollen. Jede Zeit ist vom Blut eingesäumt, wie ein Garten von einem Eisengitter. Wie die Kinder spielen sie und vergessen dennoch, daß sie einmal durch das Gitter müssen. Immerhin, der Krieg jetzt war eine gute Studie, man darf darüber das Bild nicht vergessen. Dazu bedarf man der Farben, vieler Farben, vor allem rot . . ."

Sie sah ihn an. Wovon sprach er? Als man den Sarg in die Erde senkte, hatte der Fremde sie angestarrt. Sein Gesicht hatte sich plötzlich vor ihren Augen verändert, ein anderes, schrecklicheres war daraus gewachsen; es war eine furchtbare Vision.

„Warum mußte mein Vater sterben?" sie schrie es Karenow ins Gesicht. Schmerz und Schrecken entglitten ihr haltlos.

Er zuckte die Achseln. „Warum fragen Sie mich?"

Ihre Worte entliefen ihr, wirr, hastig. „Ich weiß es nicht, oder ich ahne es nur. Es ist alles ein bohrendes Gefühl. Ich spüre den vernichtenden Haß. Er strömt aus, als hätte man einen ungeheuren Gashahn geöffnet."

In ihr tobte es: Reiß sein Inneres heraus. Alle leiden an ihm, Michael, Franziskus, sie selbst, alle, alle . . .

Karenow neigte sich zu ihr, sein Atem berührte sie, die Stimme war glatt geschliffen.

„Symptome, gnädige Frau, begreifen Sie das. Der persönliche Schmerz neigte leicht zu Übertreibungen. Betrachten Sie diesen Tod nur als einen Funken in

einem ungeheuren Brande. So liegt mehr Sinn drin als in dem gemeinen Zufall."

Vor Ritas Augen begann sich alles zu drehen. Die Menschen liefen an ihr vorüber, Körper an Körper, immer schneller, dann verschmolzen sie ineinander, wurden zu großen, schwarzen Wänden, dazwischen wankte sie ganz allein, geschoben von einer großen, haarigen Hand.

Sie raffte sich auf. Er schmähte einen Toten. Sie sagte hart: „Ich danke für Ihre Teilnahme." Ihr Gesicht verriet ihre Erregung.

Karenow ließ seinen Blick nicht von ihr. Er spürte ihren Hochmut wie einen Schlag. Aus dieser Frau sprang etwas hervor, das seine Begierde reizte. Da war noch eine Macht zu brechen, eine Vornehmheit, ein Stolz, ein beherrschter Wille. Man mußte sie auf die gleiche Stufe niederziehen, wie das Weib Camilla. Zur Nahrung für das Volk, zur Lust für den Pöbel. Erst sie selbst genießen, sie demütigen, erniedrigen, dann sie hinwerfen all den anderen. Da habt ihr feines, frisches Frauenfleisch. So nimmt man diesem tölpelhaften Bürger das letzte. Die große Freiheitsstraße muß mit Frauenleibern gepflastert sein. Das Volk soll sich darin wälzen. Sein aufgeschwemmtes Gesicht wurde rot, sein Blut war kochende Gier, seine Stimme war heiser.

„Der Hochmut ist überall. Man muß ihn ausrotten. Alle Menschen sind aus der gleichen Masse. Alle Leiber bestehen aus Fleisch, Knochen, Muskeln, Nerven, Blut. Organismen, nichts anderes. Alle Vorrechte sind gestohlen. Tausende Hände werden den Knüppel in die Hand nehmen. Man wird die schwarzen Kleider verbieten müssen. Man wird die Welt in einen flammenroten Mantel hüllen."

Vor Ritas Augen veränderte sich das Bild der Straße. Plötzlich war sie umgeben von einer drohenden Menge. Jeder einzelne hielt erhoben einen Knüppel in der Hand, bereit, ihn niederzuschlagen auf ihr eigenes Haupt. Sie blickte in verzerrte Gesichter, in haßsprühende Augen. Karenows Züge erkannte sie, in jedem einzelnen war er, tausendfach vermehrt, umringte er sie, überall war er, in Männern und Weibern, alle, alle trugen sie nur sein Antlitz. Er war die Masse, immer mehr und mehr rückte sie zusammen, unter ihr erstickte jegliches Leben.

Eine dichte Finsternis lag vor ihr, sie strauchelte. Er berührte ihren Arm, um sie zu stützen. Ein Zittern ging durch ihren Körper, sie wollte schreien, sich befreien, nur mühsam brachte sie die Worte hervor. „Was wissen Sie vom Tode meines Vaters?“

Er sagte nebensächlich: „Durch einen Zufall habe ich Kenntnis von den näheren Umständen; immerhin eine Erklärung, wenn auch wenig befriedigend,“ er wandte sich mit einer jähen Bewegung ihr zu und bohrte seine Augen in ihr Gesicht. „Er starb für die große Freiheit, er ist nur ein Schrittmacher des Todes gewesen. Begreifen Sie die Logik dieses Abganges nicht?“

„Mörder,“ sagte sie. Das Wort klang klar und deutlich, sie wunderte sich über ihre eigene Ruhe.

Karenow verzog den Mund zu einem sauren Lächeln. „Es ist ein ungeschicktes Wort. Wir sollten es zu dem verschiedenen Gerümpel der alten Zeit werfen. Der Tod hat jetzt eine tiefere Bedeutung, er ist ein . . .“, er machte eine kurze Pause, als suchte er nach einem Wort „. . . eine etwas gewaltsame Form der Aufklärung, nichts anderes. So kommt man zu einer anderen Beurteilung dieser peinlichen Erscheinung. Vielleicht kann ich Ihnen auf diese Weise helfen . . .“

Rita fühlte eine sonderbare Klarheit in sich, gleich einem brennenden Gewande fiel die Erregung von ihr. Man müßte diesen Menschen in Ketten legen, dichte Eisengitter um ihn schmieden. Wer kann ihn vernichten? Seine Wurzeln haben sich tief in die Erde eingefressen. Der Tod des Vaters war nur der erste Mahnruf. Sie mußte sich wehren. Vor einer ungeheuren Aufgabe stand sie. Ihre schwachen Hände mußten stützen. Kostbares Leben umhüllten sie. Sie hatte in ein bloßgelegtes Hirn geblickt, das dachte nur in Blutkreisen. Jetzt galt der eigene Schmerz nicht mehr, sie suchte nach der letzten Wahrheit.

Sie sah ihm ruhig ins Gesicht und sagte mit fester Stimme: „Der Fremde dort hieß Winterstein."

Karenow sagte leichthin: „Figuren, gnädige Frau, sie sind überall, welche Bedeutung wollen Sie ihnen zuschreiben?"

Sie nickte nur. Der Kreis schloß sich, enger und enger. War diese Klarheit eine Erlösung? Ihr Körper war kalt und steif. Kein Mensch ging neben ihr, es war eine wilde Gewalt, die Luft war davon durchtränkt, man atmete sie ein und erstickte daran.

Sie sagte zu sich, innerlich: Ich muß mich beherrschen, ich bin auf der Straße, ich setze Fuß vor Fuß, ich bin Rita Clarenbach. Ihr Gesicht war unbeweglich, die Augen starr, geradeaus gerichtet. Karenow spürte, wie sie ihm entglitt. Er wollte sie nackt sehen, körperlich, seelisch. Sein Verlangen wuchs an ihrer Verachtung.

Er neigte sich nahe zu ihr. „Vor der neuen Freiheit liegt eine Leiche. Sie dürfen nicht sehen, daß es Ihr Vater ist. Schließen Sie die Augen, schreiten Sie über ihn hinweg. Ein helles, strahlendes Morgenrot umfängt Sie. Hinter Ihnen ist die Finsternis, der Tod.

Vor Ihnen aber ist ein Sonnentag. Taumelnde Lust, glühende Freiheit, die entfesselte Menschheit in der herrlichen Jugend ihrer wilden, tobenden Kraft. Der Geist ist frei, der Leib ist frei, der eigene Wille ist der Gott. Die Erde gehört uns, wir reißen sie neu aus dem Weltenfirmament. Kaiser und Fürsten waren armselige Sklaven gegen unsere Macht und Herrlichkeit. Wir regieren nicht Menschen, wir beherrschen Instinkte. Wer mit uns ist, hat Flügel, die zur Sonne führen, wer gegen uns ist, der versinkt. Die Erde muß bersten, um die Leichen aufzunehmen. Nicht aus einer Kopfwunde fließt das Blut, das Wort Vater hat keinen Wert mehr, die Feigen und Schwachen haben nur ein einziges Haupt, wir schlagen es ab. Das Weib wird zur Königin der Lust, ihr Leib zum festlich bekränzten Altar."

Sie war von seinem Atem eingehüllt. Ihr eigener Körper war gestorben. Nur das Hirn dachte: Ich muß ihn heimschleppen, in einem schwarzen Zimmer aufbahren, sie müssen es mit Blumen füllen, mir dann die Augen zudrücken, so werden auch die Gedanken sterben. Wer sprach zu ihr? Fielen die Worte aus den Wolken nieder, stiegen sie aus der Erde auf, sprangen sie aus den steinernen Häusern hervor, stürzten sie aus dem verzerrten Mund der hastenden Menschen...? Woher kamen sie? Nicht eines Menschen Stimme schlug an ihr Ohr, es war das Brüllen eines ungeheuren Urtieres, es wälzte sich durch die Straßen, ein einziger, furchtbarer Schuppenleib.

Karenow erfaßte ihren Arm, sie hatte keine Kraft mehr, sich zu befreien. In ihr hämmerte es nur: Er reißt mich in Stücke.

Seine Stimme war heiß und zischend. „Das Tier, das Tier . . .", dachte sie. Die Häuser stürzten ein, die Menschen verschwanden, sie gingen über ein wüstes,

zertretenes Feld, aus blutiger Erde starrten Totenschädel.

„Wir stehen an der Schwelle eines neuen Tages. Nur wer Kraft in sich hat, der sieht die Sonne. Die anderen versinken. Reißen Sie Michael mit sich, fassen Sie Franziskus an der Hand, sie alle kleben am Weibgeruch. Hier sind sie schwach, erbärmlich, bei uns erstarken sie. Wir wollen ihre Kräfte vertausendfachen, sie zu Aposteln der freien Menschheit machen. Ihr Leben ist bei uns. Wer zurückbleibt, stirbt. Wir verrammeln das Tor der alten Zeit, wir stellen den Tod als Pförtner hin. Es ist kein Spiel mehr, Rita Clarenbach, es geht um das letzte. Denken Sie an die Leiche Ihres Vaters, diese Kleinigkeit war zu Ihrer Überzeugung notwendig."

Ein schweres Eisengewicht fühlte Rita im Genick, ihr Kopf fiel schwer auf die Brust. Sie spürte rot und brennend ihre Augen. Ihr Mund war ausgetrocknet. „Sie werden mich zertreten," dachte sie, „ich muß noch heimfinden, ich will reinlich sterben."

Mit letzter Kraft zerrte sie an ihrem Arm und riß sich los. Atemlos begann sie zu laufen: fremde Menschen stießen sie, sie achtete nicht darauf. Nur noch heimfinden, es war ihr einziger Gedanke. An ihr aber hing die Stimme, gleich spitzen blutigen Zähnen biß sie sich in ihren Körper ein.

„Es gilt keine Überlegung mehr, nur die Tat. Die Säfte im Weibe sind ein herrlicher Trank. Berausche sie, so rettest du ihr Leben. Dich aber wollen wir bei uns aufnehmen, nicht Träume und Hoffnungen können Kühneres erdenken; du sollst nur Weib sein, die Lust sein, die Liebe."

Rita riß weit die Augen auf. Nur noch diese eine Straße, dann mußte das Haus kommen. Nur noch

diese Kraft aufbringen, nicht in dem Kot ersticken. Alle Menschen hatten böse, funkelnde Augen. Sie hielten schwere Knüppel in der Hand, daran hing Blut.

„Die Freiheit ruft. Die neue Sonne geht aus Blut auf. Ich bin nur ein Herold. Hinter mir aber sind die Tausende, die Millionen, die Menschheit. Leben und Tod steht jetzt zur freien Wahl. Heute noch . . . Vor dem Morgen aber stehen schon die Schildwachen unserer Gewalt. Rita Clarenbach, denk an deinen toten Vater, denk an Michael, denk an dich selbst. Ihr könnt im roten Blute untergehen oder emporsteigen zur roten Sonne.“

Nur noch wenige Schritte . . . Dort war das Haus, dort war die Rettung: Ihre Füße trugen sie kaum mehr, vor ihren Augen flackerten wilde Feuergarben.

„Ich ersticke,“ schrie sie auf, es war nur mehr ein Stöhnen.

Vor dem Tore stand Franziskus. Er fing sie in seinen Armen auf. Verstört sah sie ihn an, dann blickte sie sich scheu um. Gleichgültige Menschen gingen an ihr vorüber. Der Fahrdamm war erfüllt von Lärm und Bewegung. Die Straße atmete alltägliches Leben. So kam sie zu sich.

„Sonderbar,“ sagte Rita zu Franziskus, „lebt man seine Träume oder träumt man sein Leben. Ich weiß es bald nicht mehr zu scheiden. Es ist beides nicht mehr zu fassen. Diese Zeit ist furchtbar.“

„Ich bin stark, Rita, ich will Sie schützen,“ sagte Franziskus, seine Augen loderten.

Rita lächelte müde. Wie war sein Gesicht blaß, seine Stirne feucht.

Er senkte den Kopf. „Ich beginne zu erwachen,“ sagte er leise, „es tut so unendlich weh.“

„Wir müssen uns beide schützen,“ sagte Rita; sie stiegen langsam die Treppen empor.

„Ich weiß nicht, was es war. Waren es Augen, waren es Stimmen, war es die Luft, oder waren es meine Gedanken. Ich weiß nur, daß es war. Das ist das furchtbarste. Ich kann nicht mehr darüber denken. Man darf nicht mehr schlafen, Franziskus, man muß immer wach sein. Es kommt heran . . .“

„Ich beginne zu sehen,“ sagte Franziskus, „meine Augen mußten durch Schmutz kriechen. Sie müssen wieder rein werden.“

Das stille Zimmer nahm sie auf. Auf der müden Straße raste das Leben. Die Luft war voll schwarzer Rätsel. Darüber ging eine glühende Sonne unter. Die beiden Menschen aber fanden das Gute in sich. Es reinigte, es half . . . Bis zu ihnen empor drang nicht Lärm, noch Staub.

In dieser Nacht sagte Karenow: „Es ist an der Zeit. Unsere Schienenstränge durchqueren nach allen Richtungen die Stadt. Man muß die Maschine anheizen und in Bewegung setzen. Sie wird gute Arbeit verrichten. Man muß sie nur immer rechtzeitig von Blut säubern, damit sie nicht ins Stocken gerät.“

Die anderen schwiegen. Die Luft in der Redaktionsstube war heiß, unerträglich.

Karenow blickte nach Adelheid Rapp: „Man darf die Frauen nicht vergessen, über sie kommt man nicht hinweg.“ In seiner Stimme war verbissener Hohn.

Man verlöschte die Lichter. Sie traten auf die Straße. Die Stadt lag in schwerem Schlaf. Karenow verschwand in der Finsternis.

Ein kalter Wind fegte über die Dächer.

* * *

Das Erwachen der Stadt war ein Stöhnen. Die Straße begann zu rasen, die Luft zu zittern, die Häuser zu wanken. Das Menschenantlitz verzerrte sich. Die Seele entfloh. Das Herz zuckte unter stampfenden Tritten, vermischte sich als graue Masse mit dem Kot der Erde. Der Haß glühte aus den Augen, war der Funke, der ungeheuren Brand entfachte.

Aus dunklen, verpesteten Winkeln sprang das Laster hervor, wälzte sich durch die breiten Straßen, die Luft schwoll an von ihrem giftigen Atem. Ein ungeheures Brausen scholl, der Wind jagte es, die Wolken umhüllten es, es war der Schrei der entfesselten Gier: Zerstört . . . mordet . . . schändet . . .

Das Firmament verbarg sich. Über der rasenden Stadt hing graue Unendlichkeit. Das Menschenkleid fiel von den Körpern, die nackte Tierheit sprengte jegliche Hülle. Augen wurden zu brennenden Kugeln, Zähne wurden zu zerreißenden Fängen, Hände wurden zu spitzen Krallen, Füße wurden zu zerfleischenden Pfoten. Der Körper wurde zum schillernden Hyänenleib. So zerrissen die letzten Fesseln der Menschlichkeit. Die Bestie mit blutigem Maule, gierig, unersättlich, sinnlos . . .

Die Luft füllte sich mit Feuer und Zischen, glühendes Eisen sprang in die Erde, zerriß die Wände steinerner Häuser, zerschmetterte warme Menschenkörper. Flammen loderten auf, der Wind schwenkte den lodernden Brand, es waren die Fahnen des trunkenen Todes.

Spitze Kugel schwirrten, sangen, bohrten sich in weißes Fleisch, und die Wunden, rot von Blut, gelb vom Eiter, blau von der Verwesung waren farbige Blumen für das große Fest des Sterbens. Süßlicher Geruch des Blutes, beißender Geruch des Schweißes,

faulender Geruch der Leichen war der schwellende Duft dieses blühenden Todesgartens . . .

Jammern, Schreien, Stöhnen, Gurgeln, Röcheln, letztes Scharren mit den Fingernägeln waren Instrumente des Orchesters, gaben Ton und Klang, waren die betäubende Musik des Tanzes.

Krachend barst ein Schädel; Hund, gib uns dein Vermögen; die Granate wirft in Fetzen ein junges Leben; Hund, warum hilfst du uns nicht zerstören. Starke Fäuste reißen Beine auseinander, gierige Zähne beißen sich in spitze Brüste; Mädel, gib uns deine erste Blüte, Weib, gib uns brünstige Lust deines Schoßes.

Über kalte Leichen beugen warme Körper sich, heiße Tränen fließen, sie wachsen zu Strömen des Leides, wilde Klagen gellen, sie ballen sich zu Wolken des Schmerzes.

Ersäuft in Blut, es rinnt und rinnt . . . die Steine werden rot. Was schreit ihr ausgemergelten Kinder nach Brot, beißt in eure kleinen Knochenhände, krepiert, still, klaglos; notwendige Opfer seid ihr, wir erlösen die Welt.

Wälzt euch in Schmutz und Ungeziefer, verreckt, was liegt daran, daraus wächst die neue Freiheit.

Der Säugling stirbt hungernd an der ausgedorrten Mütterbrust; schlagt auch das Weib tot, ihr Klagen stört die neue Weltgeburt. Der Tod muß satt werden . . .

Es wälzt ein schwarzer Riesenleib sich durch die Straßen, die Erde bebt unter dem Stampfen, tausende Arme ragen in die Luft, sie tragen den unersättlichen Tod, tausende Kehlen brüllen das Lied vom blutigen Morden. Die Stadt erstarrt in Schrecken . . .

Zertrümmert die Maschinen, zündet die Brücken an,

reißt die Schienenstränge auf, zerstampft die Bücher, zerreißt die Bilder, türmt Scherben auf Scherben zu ungeheuren Bergen auf, brennt, plündert, mordet, schändet, taucht alles in Blut und Tränen, löst das Chaos aus, das ist dann das Feld, aus dem wir wachsen und gedeihen, das ist die Wiege unserer neuen Zukunft.

Öffnet die Gefängnisse eurer Seelen, laßt jede Maske fallen, zeigt die Geheimnisse eurer blutgierigen Augen, entkleidet die Stimme der tönenden Sprache, macht sie zum schreckenerregenden Gekreisch, löst die Fesseln der geheimsten Instinkte, laßt alle eingedämmten Triebe los, zertrümmert alle Schranken, vergeßt, was gestern war, es gibt nur ein Heute, Vater, Mutter, Kinder, leere Begriffe, Kultur, Überlieferung, Erziehung, Kunst, Religion, bloß Worte, nur der Haß, die Wut, die Gier, die Lust, die Vernichtung, das gilt jetzt allein, das sind die mächtigen Waffen, womit wir kämpfen, Feuer und Schwert nur die Werkzeuge.

Alle Fesseln sind gesprengt, die Menschheit losgelassen. Rast, rast . . . Der Untergang ist das Fundament der neuen Zeit.

Die Stadt erstarrt, das Blut rinnt, die Menschen stöhnen.

Der Tod jagt durch die Straßen . . .

— — — — — — — — — — — — —

„Wir halten den Bahnhof fest. Solange wir den Magen füllen, kommen sie uns nicht bei."

Gotthold Marckenfeld sagte es. Er war lang und schmächtig, hatte eine Klumpnase und schwarze, unruhige Augen.

Gudenar lächelte höflich. „Ich weiß, daß diese Angelegenheit in besten Händen ist. Meine Anwesenheit soll keineswegs eine Kontrolle bedeuten. Übrigens war

es ein Kunststück, durch die Linie durchzukommen. Die Tölpel haben mich für einen der ihren gehalten."

Marckenfeld rieb sich die Hände. „Ich sage Ihnen, Gudenar, ich bedaure nicht, einmal Philosophie studiert zu haben, wenn ich dann auch etwas gewaltsam aus meiner Lehrtätigkeit entfernt wurde. Man lockt die Instinkte auf wissenschaftlicher Grundlage glänzend hervor. Ich brauche nur so einen Kerl anzusehen und weiß gleich, welche Pädagogik für seine Gemeinheit notwendig ist. Sie sind absolut nicht alle gleich, nur der Laie glaubt es. Jeder hat sein spezielles Steckenpferd, das muß man kitzeln. Der eine reagiert auf Rache, der zweite auf Neid, der dritte auf Bosheit, der vierte auf Wollust und so weiter. Es läßt sich glänzend damit operieren."

Gudenar sagte mit ernstem Spott: „Wenn die Wissenschaft immer zu solchen Zwecken verwendet wird, läßt sich auch von unserem Standpunkt nichts dagegen einwenden."

Marckenfeld strich seinen franzigen Bart. „Übrigens habe ich hier ausgesuchtes Material. Die Gefängnisse haben ihr Bestes hergegeben."

„Jawohl, in Ihren Leuten liegt Qualität," sagte Gudenar, ohne mit einer Muskel zu zucken.

In der Betriebskanzlei war es heiß, ein starkes Feuer brannte in dem Ofen. Gewehre lehnten an der Wand, in der Ecke lag ein Haufen Stahlhelme. Auf einem schmutzigen Matratzenlager schnarchten ein paar Männer. Schmierige Menschenbündel, der Mund war weit geöffnet. Die Tür blieb keinen Augenblick stille, ein Kommen und Gehen war es. Die Luft stank nach Fusel und abgestandenem Rauch.

Gudenar schnupperte mit der Nase. „Die Atmosphäre läßt nach Tüchtigkeit schließen."

Marckenfeld schlug auf den Tisch. „Eine alte Weltweisheit. Trunkenheit ist der beste Mut. Ich glaube, die ganze Schneidigkeit und Forschheit unserer Rasse läßt sich darauf zurückführen. Wir haben einen Waggon mit Schnaps und Wein erbeutet. Meine Kerle sind Feuer und Flamme für die neue Freiheit. Rausch für Rausch, man darf nicht pedantisch sein."

Gudenar schaute nach den Schlafenden. „Wenn sie nur aktionsfähig bleiben?"

Marckenfeld lachte selbstgefällig. „Ich habe auch das in ein System gebracht. Übrigens weiß jeder, was ihn erwartet. Ein Messer durch die Gurgel ist weniger vergnüglich, als sie mit Branntwein ausspülen. Schließlich ist es noch angenehmer, besoffen eine blaue Bohne in den Schädel zu bekommen als nüchtern."

Ein junger Bursche trat ein. Gewehr, Stahlhelm, ein Ledergurt, an dem Handgranaten hingen, gab ihm ein militärisches Aussehen, der geflickte, schmutzige Zivilanzug stand im scharfen Gegensatz dazu.

„Was bringst du, Karle?" fragte Marckenfeld.

„Ne Meldung. Die Wechsel, Semaphore und nächsten Blockhäuser haben wir kaputt jeschlagen. Es war ein miehseliget Jeschäft, det Zeug is vateufelt solide jemacht." Er blies sich in die Hände und rieb sie sich. „Blaujefroren is mer. Ick hab mir een Schnaps vadient. Sie reißen noch die Schienen uff. Wat de juten Berliner for Oogen machen werden. Keen Zug kann mehr rin . . . Det scheene Fleisch und Jemiese, uff die Strecke isset alle damit. Er soll sich mal die trockene Fresse abschlecken."

Der Bursche ging zum Ofen und wärmte sich. Aus einem Kübel schüttete er Schnaps in ein Glas. Man hörte ein Zungenschnalzen.

Marckenfeld nickte befriedigend mit dem Kopf. „Die

Zertrümmerung moderner Technik erfordert wieder Technik. Der Krieg war in dieser Beziehung eine glänzende Schule. Der Zerstörungstrieb wurde in jedem Menschen auf das gründlichste ausgebildet."

Gudenar schmunzelte. Die geschraubte Redeweise Marckenfelds unterhielt ihn.

Dieser erhob sich. „Wir wollen einen kleinen Rundgang machen. Mein Ehrgeiz als Unterfeldherr brennt, die Anerkennung des hohen Revolutionskommandos zu ernten."

Sie traten auf den Bahnsteig. Der Maschinenlärm war erstorben. Auf den Schienen standen verwüstete, erbrochene Wagen. Beißender Brandgeruch strömte daraus hervor. Zertrümmerte Kisten lagen in Wasserlachen. Klirrende Bewegung von Männern in Waffen: Trotzige, harte Gesichter. Auf dem Boden mischten sich Kot mit Speichel und Speiseresten. Blutspuren zogen sich durch. Weiber mit frechen Gesichtern und zerzaustem Haar schleppten große Körbe mit Essen und Getränken.

Marckenfeld nickte ihnen zu: „Brav, ihr gütigen Heben. Sorgt nur tüchtig für die müden Kämpfer. Ein voller Magen ist die beste Grundlage für wahres Heldentum."

Die Weiber grinsten. „Dran soll's nicht fehlen, Herr Professor."

Er wandte sich zu Gudenar. „Nur ein Ehrentitel, das gute Volk hält etwas darauf. Die süßen Weibsen sind mir eine ausgezeichnete Stütze. Sie geben alles her. Ihre Leiber sind vorzügliche Stimulantien. Meine Leute halten viel darauf. Dirne und Jungfrau von Orleans, es läßt sich sehr gut vereinigen. Kleine eifersüchtige Messerstechereien lassen sich leider nicht vermeiden. Es sind die notwendigen Regieauslagen."

Man hörte das Tacken der Maschinengewehre, das dumpfe Einschlagen spitzer Geschosse. Gudenar horchte.

Marckenfeld zuckte verächtlich die Achseln. „Vorläufig ist kein Grund zur Besorgnis. Solange der ehrenwerte Gegner auf dem konzilianten Standpunkt steht, möglichst geringen Sachschaden anzustellen, sind wir im Vorteil. Diese Rücksicht müssen wir nicht üben. Peinlicher wird es sein, wenn er Geschütze anfahren läßt. Auch für diese Eventualität ist gesorgt;" er wies auf eine Reihe von Kanonen hin. „Dann wird eben das Kaliber entscheiden. Der Triumph der Dimension, das alte Spiel."

„Sie werden sich hüten," sagte Gudenar, „inzwischen haben wir sie schon an vielen anderen Stellen mürbe gemacht."

Marckenfeld öffnete eine Tür. „Unser Lebensmittelmagazin. Sie sehen, wir sind versorgt. Ich muß gestehen, wir sind hier alle ein bißchen verwöhnt worden, sozusagen Gourmands. Wenn man bedenkt, daß wir die hundertfache Menge davon in offenen Waggons verbrannt haben, so bedeutet das einen sichereren Erfolg als die zahlreichsten Treffer der schwersten Minen. Meine Leute sind leidenschaftlich darauf versessen, Lebensmittel zu verbrennen. Der Gedanke, daß Tausende hungern müssen, gibt ihrer eigenen Gefräßigkeit erhöhten Wohlgeschmack."

„Man soll sie an der Ausübung ihrer Pflichten nicht hindern," sagte Gudenar kühl. Plötzlich wandte er sich lebhaft an Marckenfeld und wies auf eine große weiße Lache hin. „Haben Sie hier Kalk angesetzt, wozu das?"

Marckenfeld lachte. „Oh, ein ganz anderer, kostbarer Saft. Soviel wert wie frisches Blut. Es ist Milch; meine Leute sind nicht für dieses Getränk. Ich

habe dieses große Quantum in Säuglingssterblichkeit umgerechnet. Wieder ein großes Plus, das unserer Strategie vorbehalten ist."

„Ich bewundere Ihre Umsicht," sagte Gudenar.

Halbwüchsige Buben schleppten Kisten mit Munition. „Diese jüngste der jungen Generation ist überaus verwendbar. Sie hat Ehrgeiz und Grausamkeit. Der pädagogische Wert von Indianergeschichten ist nicht zu unterschätzen."

Sie gingen durch das weitläufige Bahnhofsgebäude, treppauf, treppab, öffneten Tür um Tür, Magazine wechselten mit Schlafstätten, wüste Gestalten gingen grußlos vorüber, man hörte Lachen, Johlen, betrunkenes Singen, kicherndes Weibergekreisch, dazwischen Abschuß und Anprall der Geschosse. Die Fenster verrammelt, Schießscharten ausgebrochen, blitzende Gewehrläufe, das Haus war zu einer Festung umgestaltet. Ein fauler, süßlicher Geruch stieg auf. Gudenar wies auf eine Tür.

„Es lohnt sich hier nicht einzutreten," sagte Marckenfeld gelassen, „es ist unsere Leichenkammer. Vielleicht wollen wir uns ein Stockwerk höher bemühen, wir haben dort einen guten Überblick über die gegnerische Linie."

Sie standen vor einem schmalen Ritz in der Steinmauer. „Ich empfehle Vorsicht," sagte Marckenfeld.

Gudenar blickte lange hindurch, dann wandte er sich an seinen Begleiter. „Wenn ich bedenke, daß die Entfernung zwischen uns und denen da drüben mindestens eine Viertelstunde Gehzeit beträgt und unsere Kugeln die gleiche Strecke in einem winzigen Bruchteil einer Sekunde zurücklegen, so ist diese Art der Verbindung sicherlich die modernste und fortschrittlichste."

„Der Gedanke ist nicht ohne Pikanterie," antwortete Marckenfeld. Nach einer kurzen Pause fügte er lächelnd

hinzu: „Die Aufklärung durch das Gewehr ist auch am sichersten."

Gudenar drückte ihm zum Abschied die Hand. „Wie groß wäre Deutschland geworden, wenn alle Lehramtskandidaten Ihre Qualitäten hätten."

Marckenfeld sagte sachlich: „Jeder muß sich in schwerer Zeit selbst entdecken."

Sie standen bei der kleinen Hintertür. Die Gasse war menschenleer. Von hier aus war die einzige Möglichkeit durchzukommen. Der Weg war nicht ungefährlich. Ein junger Bursche begleitete Gudenar. Unter seinen Kleidern verbarg er die Waffen.

„Halten Sie hier noch acht Tage aus. Vielleicht kann ich Sie dann schon als Minister für Unterricht begrüßen."

Marckenfeld verneigte sich. „Die Pädagogik . . . das deutsche Volk inkliniert dafür, im Guten wie im Bösen."

Gudenar ging.

Heftiger schlugen die Maschinengewehre. Steine bröckelten krachend aus der Mauer. Eine Fensterscheibe klirrte. Irgendwo rann Blut.

Der Tod jagt durch die Straßen . . .

— — — — — — — — — — — —

Ein einziger schwarzer Leib. Eng aneinandergepreßt standen sie, Rücken an Rücken, die Köpfe vorgeneigt, so horchten sie mit Ohren, Augen und Mund. Atem mischte sich mit Atem, geheimste Gedanken sprangen aus düsteren Gesichtern hervor, gleich schweren Ketten schlangen sie sich von Mensch zu Mensch, preßten Körper an Körper, eine zähe Masse formte sich, wuchs wie ein riesiger Klotz aus der Erde hervor.

Einer sagte: „Was für ein armseliger Kerl er ist,

mager wie ein Droschkengaul. Woher er nur die Stimme nimmt? Sie geht einem nicht nur in die Ohren, ich spüre sie auf allen meinen Knochen . . .“

Ein anderer nickte. „Sein Gesicht ist blaß und krank. Ich glaube, der Mensch verbrennt an seinem inneren Feuer. Ich höre die Worte so, als wären sie lauter Hiebe mit einer knotigen Peitsche. Das ist alles kein Zufall mehr.“

„Halt dein Maul,“ sagte einer mit einer heiseren Stimme.

Rote, stiernackige Hälse glänzten aus schwarzen Kleidern. Simon Bardach stand auf einem umgestürzten Wagen und sprach.

„Unsere Schultern sind blutige Wunden. Soviel Leid, soviel Schmerz, soviel Jammer liegt darauf. Niemand von uns kann aufrecht gehen. Man schlägt uns zu Krüppeln. Wer von uns ist nicht vollgetränkt von Elend und Not? Wir müßten uns die Augen aus dem Kopfe, das Herz aus dem Leibe reißen, soviel Entsetzliches haben sie geschaut, soviel Qualvolles hat es gefühlt. Wir sind irdene Gefäße, vollgefüllt bis an den Rand mit Armut und Einsamkeit. Die Welt ist ein blühender Garten voll goldener Herrlichkeiten, wir aber stehen hinter eisernen Gitterstäben, starren mit geblendeten Augen und fressen Staub. Wir sind gejagt von Schweiß zu Schweiß, unsere Nächte sind nur ein Röcheln der Erschöpfung. Unser Leben haust in dunklen Winkeln; wir aber wollen unseren Teil am Lichte haben, wir wollen in der Sonne atmen, wir wollen fest in der freien Erde wurzeln. Wir sind stark geworden in der Verzweiflung und sind verzweifelt an unserer Stärke. Wir müssen unsere Kräfte sammeln, prüfen, den Geist in ihnen erwecken, sie dürfen nicht mehr stumpfe Werkzeuge sein. Wir alle sind nur Maschinen, wir wollen

Menschen werden, wir alle sind Ausgestoßene, wir wollen uns die Heimat bauen."

Ein wildes, brausendes Rufen scholl zu ihm. Es kam nicht aus Menschenkehlen, es stürzte aus verdeckten Tiefen empor. Aus den Augen sprangen glühende Strahlen des Hasses, sie steckten eine Welt in Brand. Verkrampfte Fäuste drohten in der Luft, tierischen Krallen glichen sie. Ja, das verstanden sie alle. Jeder von ihnen hatte Leid, Verachtung, Demütigung erfahren, hatte sein lebelang sich ducken müssen, die Zähne aufeinandergebissen, um nicht zu schreien, oder er war jemandem an die Gurgel gefahren, hatte das Messer in einen Menschenleib gestoßen, das Gefängnis hatte sie nicht besser gemacht.

Jeder von ihnen hatte etwas zu vergelten. Hunger hatten sie alle nach dem Leben, der Schaum stand ihnen in wilder Gier vor dem Munde; was sagte der dort oben? Es war der Tag der Abrechnung. Sie sollten ihre Kräfte zusammenraffen. Oh, sie hatten sie beisammen. Nur los, los . . .

Mit den Händen zerreißen, mit den Zähnen zerfleischen. Auf ihren Gesichtern lag fressender Hohn. Sie spielten mit blutigen Gedanken. Jeder hatte seine geheimen Wege, seine geheimen Gelüste. Haß und Wut, das war die Luft, die sie atmeten.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte Simon Barbach in die Menge. Ein Zittern ging durch seinen Körper. Eine Luft schlug ihm entgegen, die ihn betäubte. Er erkannte die Gesichter der einzelnen nicht mehr. Es waren tierische Grimassen. Hatten seine Worte sie hervorgelockt? Nicht von der Rache hatte er gesprochen. Man kann nicht Leid durch Leid austilgen. Man kann nicht aus der Not der anderen sein Glück zimmern. Die große menschliche Gerechtigkeit muß

gut sein. Er mußte sie aufklären. Er spürte, wie die Erde zu beben begann.

Er wollte ihnen sagen: Nicht durch Zerstörung, durch sinnlose Wut erreichen wir unser Ziel, der Haß erschöpft unsere Kräfte. Nur das Menschliche in uns kann uns helfen, nicht das Tierische. Das neue Weltgesetz wird nicht aus Blut und Tränen geboren . . .

Er öffnete den Mund. Kein Wort kam über seine Lippen. Es war ihm, als spürte er eine große Hand an seiner Kehle. „Es steht jemand hinter mir," dachte er. „Ich bin nicht mehr ich selbst." Er wollte sich umwenden. Er spürte den Atem eines fremden Menschen. Sein Gesicht verzerrte sich. Jetzt wußte er es: Er stand hinter ihm.

Die Worte stürzten aus seinem Munde, ein anderer riß sie hervor. Er erkannte ihren Sinn nicht mehr.

„Unsere Stunde hat geschlagen. Alles was uns gequält hat, geht zugrunde. Wir befreien uns von Armut, Not und Verachtung. Wir wollen das Leben, aus unseren Leiden haben wir es neu geboren. Die wir Krüppel waren, werden nun zu Riesen. Die Welt erzittert vor uns, wir wollen sie erringen. Der Haß, der Haß . . ."

Er wußte nicht, daß er das Wort in die Menge warf. Starke Arme rissen ihn in die Höhe. Die Masse setzte sich in Bewegung, immer schneller und schneller, ein rasendes Schwungrad war sie. In tobender Wut überschlugen sich die Stimmen. So begann sie zu rasen.

„Wohin, wohin . . .", dachte Bardach. Nur sein zersprungenes Herz fühlte den Gedanken.

Der Tod jagt durch die Straßen . . .

— — — — — — — — — — — — —

Das Dach war flach. Hinter der niederen Steinbalustrade, die zwischen den kleinen verzierten Säulen guten Ausschuß bot, stand das Maschinengewehr. Zwei Männer bedienten es. Die Munition lag in hölzernen Verschlägen aufgeschichtet.

„Es ist eine feine Sache, so eine Maschinerie. Wie ein tadelloses Uhrwerk. Hast du die richtige Pfote dafür, weißt du immer, wieviel es geschlagen hat." Er zielte, fünf Schüsse knallten hintereinander.

„Da, zum Beispiel, das Männeken dort mit dem steifen Hut sagt nicht mehr Muh." Er schaute durch das Glas. „Man hilft den Leuten rechtzeitig schlafen gehen. Ich will wieder die Uhr aufziehen," er griff nach einer Patronengurte.

Es war ein verwegener Kerl mit einer brennenden Narbe über der Stirne, um den Mund standen scharfe Kerben. Seine Brauen lagen wie borstige Raupen über den scharfen Augen. Der andere kratzte sich auf dem Kopfe. Er war ein junger Bursche mit unfertigem Gesicht.

„Es ist doch ne eigentümliche Sache, wenn man bedenkt, daß so ein Kerl jetzt mausetot ist. Noch vor einer Minute hat er vielleicht gelacht und sich auf eine warme Suppe gefreut."

Der andere lachte höhnisch. „Was bist du für ein weiches Püppchen. Und wie war's denn im Krieg . . . Heh . . .? Hast du dir da auch immer den Kopf zerbrochen, wenn du die Büchse abgedrückt hast?"

Der Bursche machte ein nachdenkliches Gesicht. „Das ist doch was anderes."

„Was anderes, was anderes . . .", äffte der ältere nach. „Wieso denn?"

Der Bursche suchte nach Worten. „Ich kann das

nicht so einfach sagen. Dort hast du nicht auf einen Menschen geschossen, sondern auf einen fremden Soldaten. Der war anders angezogen wie du, hat eine andere Sprache gesprochen wie du, hat irgendwo in einem fremden Ort gewohnt. Sozusagen, das war nicht derselbe Mensch wie du einer bist. Dann hat er auch ein Gewehr in der Hand gehalten. Du hast vielleicht nur auf sein Gewehr geschossen."

„Unsinn . . .", brummte der andere. „Dort war es der Feind und da ist es der Feind. Das Gemüte laß gefälligst aus dem Spiel. Mir regiert nur mein Verstand. Je weniger Fresser vor einer vollen Schüssel sitzen, desto mehr bleibt einem selbst. Der Bürger hat lang genug davor gesessen, jetzt ist an uns die Reihe."

Der Bursche zerrte an seinen Gedanken. „Vielleicht wohnt der arme Teufel nur ein paar Häuser weiter als du. Du begegnest dann seine Frau und die Kinder, sie sind ganz schwarz angezogen. Du mußt dir dann sagen: du hast ihnen den Vater totgeschossen. Er war auch ein Deutscher, man hätte miteinander gut reden können."

Der andere schlug ihn heftig auf die Schulter. „Du redest dämlich daher. Du hättest Pfarrer werden sollen, paßt nicht für die neue Weltordnung. Frei sein, weißt du, was das heißt? Kein Mensch hat dir was zu sagen. Dafür kannst du schon den Tod ein bißchen strapazieren. Bei jeder blauen Bohne, die ich ausschicke, denke ich mir: trifft sie nur so einen harten Schädel, der hat immer die Nase nach oben getragen und dich nicht angespuckt, jetzt lieg damit im Dreck; ich nenn das die Gerechtigkeit. Es ist das eine Schaukel, wir sind jetzt im Schwung nach oben. Ich will die Situation ausnützen. Du mußt dir nur vorstellen: mit jedem Kerl,

den unser braves Gewehr kaput schießt, hast du einen ganzen Kreis von Menschen außer Aktion gesetzt. Es ist immer gleich ein tüchtiges Loch in der faulen, stinkenden menschlichen Gesellschaft, in diesem verfluchten, ungerechten Staatswesen," er unterbrach sich. „Nee, über den Platz kommt mir keiner."

Das Maschinengewehr begann wieder sein Todesspiel. Singend sprangen die Kugeln durch die Luft. Das Gespräch war verstummt. Die beiden Männer waren nur noch Diener des Mordes.

Nach einer Pause sagte der ältere: „Ich finde es lustig, wie eine Tanzmusik. Unser Fest beginnt erst. Wir werden alle auf einem roten Teppich tanzen. Die Farbe gefällt mir. Das Bürgerblut riecht angenehm. Je mehr dir davon in die Nase steigt, desto mehr willst du davon haben. Ich habe einen von der neuen Freiheit reden gehört. Mir ist das Wasser in dem Mund zusammengelaufen. Alles gehört dir . . . selbst die feinsten Weiber. Du darfst nur kein solcher Waschlappen sein . . . Heh . . .?"

„Ja, ja . . .", sagte der junge Bursche, „es ist nur so ein dummer Einfall gewesen. Mir ist nur etwas durch den Kopf gegangen. Laß mich jetzt an das Gewehr und halt du die Gurten . . . Wie klein sich die Menschen von dem Dache hier ausnehmen."

Der andere lachte. „Du darfst sie nie größer sehen. Das ist das ganze Geheimnis."

Sie schwiegen. Die Maschine sang das Lied vom Sterben.

Der Tod jagt durch die Straßen . . .

— — — — — — — — — — — — —

„Da kannst de dir Bildung jenug aneignen. Keen Jroschen zahlst de dafür."

Breese sagte es, die anderen lachten.

Hinter den Barrikaden, die aus ungeheuren Papierballen, Tausenden von Büchern, zertrümmerten Maschinen, hölzernen Regalen und Kästen aufgebaut waren, verbargen sich eine Reihe von Menschen. Die Gewehre hatten sie durch künstlich geschaffene Öffnungen durchgepreßt. Vor jeder stand eine Kiste mit Handgranaten. Breese riß ein Buch heraus. Er schlug es willkürlich auf und begann murmelnd zu lesen. Dann warf er es in großem Bogen fort.

„Ick lache mir tot über den Quatsch. Die Liebe soll eenen stark machen. Det hab ick nie jespürt, mir macht sie nur immerzu faul und schläfrig,“ er kicherte, dann drückte er das Gewehr ab, es gab einen dumpfen Abschuß. „Det nenn' ick mir e Vajniejen, so eenen Rejierungshund in die Neese zu kitzeln.“

„Man sollte alle Bücher verbrennen, nichts als Lügen stehen drin,“ schrie einer.

Breese nickte. „Lat man jut sin, bis wir ant Ruder kommen. Ick werde Minister for die scheenen Künste. Jeder von euch kriegt eene Dame vons Ballett zum Amüsemank. Uff die Bücher spuck ick.“ Er wandte sich an einen finster aussehenden Burschen mit glattgeschorenem Kopf. „He, Fritze, wie haste du dir die letzten fünf Jahre amüsiert? Dir haben wir noch zur rechten Zeit herausjeholt!“

Der Angeredete kniff die Augen zusammen und sagte böse: „Mir ist det Warten hinter det Papierzeug zu miehselig. Ick habs in de Finger. Et juckt mir, vastehste? Ick habe noch eene Kleenigkeet auszutragen, sowat unter vier Oogen.“

„Det is jetz jarnich notwendig,“ mischte sich ein dritter ins Gespräch. „Du kannst dir jetz immerzu öffentlich aussprechen. Et fragt dir keener, wenn du eenen an

de Jurjel rasierst. Et war eejal en Feind der Freiheit! Jck sage dir, es is e Vajniejen, jetzt zu leben."

Fritze brummte. „Eene Privatanjelegenheit. Jck will sie noch bereinigen," plötzlich schrie er heraus: „Jck möchte mit dem Messer los, mir ist det Schießen zu umständlich. Js mir ooch zu unsicher. Man muß von so eenen Kerl die Oogen sehen, wie er sie vadreht. Det tut eenem wohl."

„Du hast den Krieg nicht mitjemacht, bist noch eener von de alte Jarde."

Die anderen lachten. Fritze beugte sich über sein Gewehr. Jn verbissener Wut gab er Schuß um Schuß ab. Seine Lippen murmelten unverständliche Schimpfworte.

„Du . . .", wandte sich einer an Breese, „wat müssen wir jrade vor die ollen Zeitungspaläste liejen? Jck wüßt mir schon eenen scheeneren Posten," er machte das Zeichen des Geldzählens.

Breese sagte patzig: „Dat vastehst du nich, det is höhere Politik. Die Menschen globen nur det, wat se jedruckt sehn. Früher haben die Burschoas jedruckt, jetzt müssen wir drucken. Det Volk . . . dat nennt man: die Verbreitung der Jdee. Jck habe mir det allens eenmal jenauestens erklären lassen. Du kannst reden, wat du willst. Wer jlaubt dir? Aber wenn et in de Zeitung steht . . . vastehste?"

Der andere schüttelte den Kopf, es war ihm nicht klar geworden. Kugeln schwirrten über ihre Köpfe, sie duckten sich, klatschend fielen sie in die Steinmauern. Das Gewehrfeuer wurde heftiger. Die Männer spürten den beißenden Rauch in den Augen. Wieder eine Pause. Sie wischten sich den Schweiß von der Stirne.

„Wat is denn dat for'n Jesichte?" fragte einer.

Breese wandte sich um. Er ließ einen Pfiff hören. „Det is en Jeheimer. Det Ooge hinter de Brillenjläser

jefällt mir nich. Wat die Hände anbelangt, jlob ick immer, sie sind rot. Vielleicht seh ick schlecht. Wenn er mir ansieht, hab' ick immer det Jefühl, er zieht mir nen Draht durch den Leib. Er muß wat janz Jroßet sin im neuen Volke!"

„Det jibt es nich mehr, wir sind alle jleich," brummte einer.

Breese verzog das Gesicht. „Det is noch so een falscher Jlaube."

Karenow ging langsam die Stellung ab. „Die Barrikaden sind gut," sagte fachmännisch Winterstein, der ihn begleitete.

Die Leute nickten stumm. Sein Blick schüchterte sie ein. Wie ein schwarzer Schatten huschte er vorüber. Sie starrte ihm noch lange nach.

Von der Gegenseite setzte wieder das Feuer ein. „Der Kerl ist rechtzeitig verduftet," sagte einer.

Breese schüttelte den Kopf. „Für den is keene Kugel jegossen. Der is von eenem andern Materjal. Ick kenn' mir nich aus."

Seine letzten Worte gingen unter im Getöse. Immer heftiger wurde das Prasseln. Die spitzen Eisenkugeln zischten.

„Sie schleichen sich ran," schrie Breese. Seine Augen glühten, die Faust umfaßte den Stiel einer Handgranate. Auf dem Bauche krochen ein paar davon, sie brachten sich zitternd und feige vor dem Angriff in Sicherheit. Die anderen merkten es nicht.

„Der Kerl hat die Oogen vadreht," schrie Fritze auf. Der Speichel rann ihm aus dem Mund.

Breese warf als erster die Handgranate. Ein donnerndes Krachen, schwirrendes Fliegen von Eisen und Stein, eine gellende Menschenstimme. Die letzten Fesseln rissen. Es tobt die menschliche Raserei.

Das Blut rinnt, die Knochen splittern, das Hirn verspritzt . . . Bürgerkrieg . . .

Der Tod jagt durch die Straßen . . .

— — — — — — — — — — — — —

Aus der dichten Finsternis dröhnte klirrendes Eisen. Schwere Schritte stampften. Keuchen und Fluchen mischte sich. Greller Flammenschein sprang über dünne Eisenröhren. Gespenstisch wuchsen darin ungeheure Menschenumrisse.

Der Platz war verödet. Gleich ausgedörrten Armen reckten sich knorrige, entlaubte Äste in die Luft. Durch die Dunkelheit schimmerten graue Riesenwände.

Mit einem hörbaren Ruck standen die Geschütze. Auf den Schultern eines riesenhaften Mannes hockte eine Zwerggestalt. Wie ein zweiter ungeheurer Schädel wuchs sie über sein Gesicht hervor. Das Licht fiel darauf. Die Augen glänzten wie zwei freischwebende Leuchtkugeln.

„Nur man sachte, Männeken," sagte der Matrose, er ließ die Gestalt von seinen Schultern gleiten.

Leutenholz hockte auf der Erde zwischen zwei Geschützen. „Das ist der Platz," sagte er, „die Stellung hab' ich mir zurecht gelegt. Man ist nicht umsonst mit die Granaten auf Du und Du gekommen. Ich bin jetzt mit ihnen verwandt, so was wie ein Bruder. Ich freu mich auf das Wiedersehen."

Ein kurzes, heiseres Lachen. Die Männer begannen stumm zu arbeiten. Sie rissen das Pflaster auf, bauten einen niederen Schutzwall, betteten leicht die Geschütze ein und verhüllten sie vor Sicht. Ihre runden Matrosenkappen saßen ihnen im Genick, der Schweiß stand ihnen auf der Stirn. Es waren bartlose Kerle, mit hölzernen, hartgeschnittenen Gesichtern, ihre Augen waren scharf, funkelten wie geschliffener Stahl.

„Wat meenste, Hinrich," sagte einer zu dem hünenhaften Burschen, der Leutenholz auf den Schultern getragen hatte. „Wat woll die Tine jetzt in Hamburch machen wird. Ob sie nicht schon eenen andern hat, der ihr die schönen Jroschens abknöppt. Wat so een jemeinet Mensche ist, kennt keene Treue nich."

Hinrich stieß ein Knurren hervor. „Ick hab' ihr nur jesagt zum Abschied: „Tine, wenn ick wiederkomme und du hast det Jeld for mich nich parat, dann werd ick dir eenen Momang lang die Jurjel massieren, det du dir's Uffstehen ersparen kannst. Aus dem Kerl aber mach ick Hackfleisch.' Ick jloobe, ick bin ihrer Treue sicher."

„Dat war mal eene vanünftige Rede," sagte der andere.

Hinrich riß mit Anstrengung einen lockeren Stein aus der Erde.

„Ick sage dir, ick bleib immer bei detselbe Jeschäft. Ick habe mir nur vajrößert. Det Aas, die Tine, is nur een Mensch, ick habe uffjepaßt, det ihr niemand wat tut, die Kunden scharf im Voge behalten. Een Messer hab' ick jehabt, dat war allens. Jetzt paß ick uff die Freiheit, det is ooch wat viel Jrößeres, wie so een jemeines Weibstücke. Ick habe desterwejen ooch eene Kanone," er schlug mit der flachen Hand auf das kalte Eisenrohr. „Det is jetzt mein Messer. Die Tine hat berappen müssen, die Freiheit tut es ooch. Wer jibt mehr . . . ha . . .? Ick fasse die Freiheit uff wie een jroßet Bordell, det nur for mir arbeet'. Wat is da for een Unterschied? Ick frage dir . . .?"

„Bei der Tine hast du aber ooch dein Vajniejen jehabt," sagte der andere.

„Dafier hab' ick hier noch die Idee, wat fors Jemüt und den Jeist, det is ooch wat wert!"

Hinrich lachte, sein Gesicht war höhnisch.

Die Geschütze standen, die Matrosen lehnten an dem kalten Eisen und rauchten.

Leutenholz war zwischen ihnen umhergekrochen und hatte sie mit Worten ermuntert. Eine gierige Ungeduld war in ihm, er konnte sich kaum mehr beherrschen. Das waren tote stumme Röhren, glühen wollte er sie sehen, ihr Brüllen hören. Es mußte ein wenig heller werden, dann sollte das Fest beginnen. Sein Körper zitterte. Er krallte die Hände in den Boden, seine Stümpfe bohrten sich in die weiche aufgewühlte Erde. So hockte er und glotzte mit aufgerissenen Augen in die Nacht. Er sah sein Ziel. Das war ein ungeheurer Menschenleib mit tausenden Köpfen, mit tausenden Beinen. Dahinein würde das glühende Eisen schlagen, verbrennend, zerreißend . . . Alle Beine weg, in der Luft flogen die Glieder, er hörte, wie die Knochen klappernd auf das Pflaster fielen. Was war dagegen seine Verstümmelung, armselig und bescheiden . . . Das Blut lief rasend durch seinen Körper, es wurde ihm heiß.

Er wandte sich an die Matrosen. „Ich glaub', wir sagen ‚guten Morgen'."

Man holte aus den Verschlägen die Munition hervor. Er kroch hinzu. Sein Gesicht glänzte.

„Ich will mal mit der Hand darüberfahren. Ich glaube, es steckt ein Segen darin. Ich hab' so das Gefühl, als schmiere ich sie so recht mit Haß ein, sie finden dann viel sicherer das Ziel, die Wirkung ist auch danach." Er strich mit zitternden Händen über die Granaten, seine Lippen bewegten sich murmelnd. „Kinderchen, meine süßen Kinderchen . . ."

„Varückter Kerl," brummte Hinrich, die anderen sahen mit scheuem Erstaunen nach ihm.

Gierig folgte Leutenholz jeder Bewegung. Man schob die Geschosse ein, der Verschluß fiel scharf zu, eine Faust

griff nach der Zündschnur. Leutenholz hielt den Atem an. Sein Mund war weit geöffnet, die gelben Zähne schimmerten, die Augen stierten glasig, unbeweglich. Er lag weit vorgeneigt, sein Körper berührte den Boden. Kot hing sich an seine Kleider. Ein schwerer, dumpfer Knall, mit zerreißendem Zischen sauste das Eisen durch die Luft.

Mit einem heulenden Schrei warf Leutenholz sein Gesicht nieder, sein Mund biß in die Erde. Ein donnerndes Krachen scholl von der Ferne. Er blickte auf, der Hut war ihm vom Kopfe gefallen, die Haare hingen ihm wirr in die Stirne, die Lippen waren weiß von Speichel. Er reckte die Arme in die Höhe, die Finger waren verkrampft. So blieb er unbeweglich und horchte nach dem Singen der Granaten. Plötzlich heulte er wie ein Tier auf. „Es hat getroffen, es hat getroffen . . .“

„Wieso weeßt denn du det?“ fragte finster Hinrich. Der Krüppel erregte ihn.

Leutenholz wandte sich erwachend zu ihm. „Ich spür' das an meinen beiden blutigen Stümpfen. Wenn irgendwo ein paar Beine weggerissen werden, so ist es mir immer so, als wenn die meinigen nachwachsen würden. Schießt, blaue Jungs, schießt, ich fühl' mich bald so leicht, daß ich wie ein junges Wiesel zu laufen werde beginnen.“

Die Matrosen wollten lachen, es wurde nur eine Grimasse daraus; sie schwiegen. Schuß um Schuß, der Krüppel hetzte sie. Immer wieder stieß er einen gellenden Schrei aus, wenn das Zischen durch die Luft fuhr. So sang er mit den Granaten.

Einer sagte leise. „Wat sind wir jroße Kerls doch kleen gegen det Tier dort. Ick schäme mir.“

Hinrich sagte mit bösen Augen: „Ick jloobe, der Mensch wird erst janz, wenn ihm die Hälfte fehlt.“

Aus den schwarzen Mündungen sprang das Feuer. In der grauen Luft klang das Lied vom Haß. Blut rann, Menschen heulten, Augen brachen . . .

Der Tod jagt durch die Straßen . . .

— — — — — — — — — — — — —

Eine flackernde Kerze beleuchtete den großen Kellerraum. Zerrissene Strohsäcke lagen auf dem Boden. Unter Decken kauerten Menschen. Auf einem gebrechlichen Holztisch standen irdene Töpfe, ein paar Teller und leere Gläser. In einer Ecke stand ein Blechkübel halb gefüllt mit Wasser. Ein Geruch von Schmutz, Schweiß, Unrat klebte an den Wänden.

Ein alter Mann saß regungslos auf dem nackten, lehmigen Boden. Mit erloschener, monotoner Stimme wiederholte er immer dasselbe. „Eins . . . zwei . . . drei . . . tot . . .“

„Sei still, Vater,“ rief ihm eine Stimme zu. Er achtete nicht darauf.

Es waren nur Kinder und Frauen in dem Keller. Die Gesichter waren eingefallen. Die Frauen sprachen leise miteinander. Ihre Hände waren rot, schwielig, abgearbeitet. Man hörte ein heiseres, bellendes Husten.

„Sie wird es nicht aushalten,“ sagte eine müde Stimme. „Der Arzt hat gesagt, sie braucht Licht, Luft, den vierten Tag in diesem feuchten Loch,“ man hörte ein Weinen. Ein dumpfes, splitterndes Krachen.

„Eins . . . zwei . . . drei . . . tot . . .“, sagte der Greis.

„Det war in de Blumengasse,“ sagte ein zwölfjähriger Bub. Er schaute neugierig zu den vergitterten Fenstern auf.

Eine Frau sagte böse, haßerfüllt: „Ick weeß nich, wo der Mann is. Wat kümmert er sich um die Jöhren. Ick muß arbeeten, bis mir die Nägel springen. Seit

er vom Krieg heim is, wie ausjewechselt. Jeld hat er jenug. Wat hilft es mir? Er verludert's mit eenem Straßenmensch. Det nennt er die neue Freiheit. Wat weeß ick, ob er nich jetzt bei die Kanonen steht und uff seine Kinder schießt. Der eegene Vater, der eegene Vater . . ." Sie ballte die Fäuste, ihre Augen waren stier, herausgetrieben.

„Ick habe Hunger, Mutter," wimmerte ein kleines Mädchen.

Die Frau stöhnte schwer. „Wat soll ick tun, wat soll ick tun?"

Ein ausgemergeltes Weib mit zerzaustem Haar, aus dem zerrissenen Kleid schaute ihre schlaffe gelbe Brust hervor, schlug wie toll mit den Fäusten auf den Tisch und schrie: „Ick halt das nich mehr länger aus! Ick loofe uff die Straße. Ick will schreien, brüllen, die Bestien sollen es nur hören, besser es zerreißt mir auf der Stelle, als hier langsam krepieren."

Man beruhigte sie. Sie setzte sich auf den Strohsack und begann zu wimmern.

„Eins . . . zwei . . . drei . . . tot . . .", lallte der Greis.

Aus dem Kübel schütteten zwei Kinder Wasser in die Gläser und tranken gierig. Eine junge Frau sagte ängstlich, sie hielt einen Säugling an der Brust:

„Wat dann, wenn det bißchen alle is, sie haben uns det Wasser abjesperrt," sie streichelte das kleine, verhuzelte Gesichtchen. „Det arme Wurm, et hat schon uffjehört zu schreien. Et wird bald tot sin, ick hab' keene Milch mehr," sie krallte ihre Finger in die eigene Brust, ihre Stimme war tonlos.

„Und der Mann . . .?" fragte jemand.

„Wat versteh' ick von de Politik," sagte die Frau resigniert.

Ein furchtbares Krachen und Splittern. Fallende Steine und Mörtel verdunkelten die vergitterten Fenster. Die Frauen schrien gellend auf und verdeckten ihr Gesicht, die Kinder warfen sich heulend zu Boden.

„Eins . . . zwei . . . drei . . . tot . . .“, lallte der Greis, ohne aufzusehen.

„Es hat das Haus getroffen,“ sagte jemand.

Das kleine Mädchen zupfte die Mutter am Rock. „Ick will's Vöjelchen holen, ick hab's im Zimmer vajessen.“ Die Frau sah sie mit glasigen Augen an.

„Wir haben keen Zimmer mehr, wir jehören uff die Straße.“ Das Kind begann zu weinen.

„Den letzten Groschen hab' ick for die Einrichtung jejeben, blutig jeschunden hab' ick mir. Wat haben wir verbrochen, wat . . .?“ Die Frau starrte mit entzündeten, wirren Augen um sich.

Wieder wildes, zerstörendes Krachen. Die Frauen kreischten auf und preßten ihre mageren Körper an die feuchte Wand.

„Es war nicht bei uns,“ sagte jemand beruhigend.

Ein robustes Weib sagte: „Wat een richtiger Treffer is, schlägt durch bis in Keller.“

Die Frauen sahen sie entsetzt an.

„Ick fürchte mir nich. Wat is das for een Leben. Hat der Mann keen Jeld, prügelt er eenen, weil er nüchtern is, hat er Jeld, prügelt er eenen, weil er besoffen is. Det Sterben is eene Ruhe, ick hab' sie mir verdient.“

Die anderen nickten stumm.

„Sie haben jetzt alle Jeld, nur for die Familie nich. Der Mann lebt im Jubel. Wat kost een Menschenleben jetzt? Nischt . . .“ Die Frau sagte es in verbissenem Haß.

„Hunger ... Hunger ...", wimmerte ein Kleines.

„Det arme Wurm is tot," sagte die junge Frau. Sie wickelte es in eine Decke und legte es auf den Strohsack. Die anderen umgaben sie teilnehmend.

„Eins ... zwei ... drei ... tot ...", lallte der Greis.

„Wat jetzt eene Mutter is, die soll ihr Herz rausreißen," sagte eine mit harter Stimme.

Schwere, dumpfe Verzweiflung ... In dem düsteren Raum stöhnte das müde, gemarterte Leben. Von der Straße scholl das wüste Gebrüll des Todes. Hämmern und Schreien war sein menschliches Echo. Die Kerze war erloschen. Im dunklen Kellerloch warteten müde, gehetzte Menschen auf Erlösung.

Die Tür tat sich auf. Ein Lichtschein fiel ein. Christoph Jessen trat ein, einen Sack auf der Schulter. Der lange Bart, das weiße Haupthaar schimmerten. Alles starrte ihn an. Er nahm ein Brot aus dem Sack, schnitt es in Scheiben und reichte jedem Kinde ein Stück. Sie griffen gierig danach und verschlangen es.

Stumm wie er gekommen war, verschwand er wieder. Man hörte seinen Schritt auf der Treppe.

„Wer war denn das?" fragte die junge Frau. Sie hielt den toten Säugling auf dem Schoß.

„Ein guter Mensch," sagte eine Frau leise.

Die anderen nickten stumm. Die junge Frau senkte den Kopf. Sie küßte die blassen Lippen des toten Kindes. Dann sagte sie: „Ob das Leben nicht mit Güte und Liebe leichter wär'?"

Man starrte sie an. Ihr Gesicht war lächelnd verklärt. Es war schön.

Dann: ein wildes Donnern, Krachen, Zischen ... Gekreisch und Weinen erstarrte darin.

„Eins ... zwei ... drei ... tot ...", lallte der Greis.

Der Tod jagt durch die Straßen ...

— — — — — — — — — — — — —

Es war Nacht.

In der Redaktion der „Roten Fahne" brannte Licht. Das Zimmer war überheizt.

Leutenholz saß, den Kopf schwer aufgestützt, vor dem Schreibtisch. Er atmete tief. Die Augen hielt er geschlossen. So rettete er sich einen Augenblick vor sich selbst, spannte seine verzehrende Wildheit aus, war ein keuchender Menschenklotz.

Winterstein trat ein. Sein Gesicht war fahl, die Augen blau umrändert, die Lider entzündet. Er warf einen kurzen Gruß hin. Leutenholz antwortete durch ein bloßes Nicken.

Winterstein ging eine Weile schweigend auf und ab, seine Zähne bissen in die Lippen, die Muskeln bewegten sich, man hörte in der Stille das knirschende Krachen. Plötzlich blieb er vor Leutenholz stehen.

„Stellen Sie sich vor, Leutenholz, eine Kugel fliegt Ihnen hart an dem Schädel vorbei. Sie hören das eigene Haar rascheln. Die Hand, die Ihnen diesen Gruß zugedacht hat, haben Sie hundertmal gedrückt, die Augen, die unbarmherzig gezielt haben, haben hundertmal mit den Ihrigen in tollster Fröhlichkeit geglänzt. Der ganze Mensch war Ihr Kamerad, Freund, Bruder ... Ah, es ist ein sonderbares Gefühl."

Sein Gesicht verzog sich. Ekel, Schmerz, Haß, alles war vermischt darin.

Leutenholz zuckte die Achseln. Seine Stimme war wie verrostet. „Ich sage nur: Entweder war es ein taktischer Fehler, man hat den richtigen Moment versäumt ... oder der Kerl muß jetzt kalt sein."

„Man stand einmal auf der gleichen Stufe, dasselbe Gewand, dieselben Anschauungen, die gleichen Wünsche, Hoffnungen, sozusagen man war er, dieselbe Gattung und jetzt . . .“ Winterstein sagte es nachdenklich vor sich hin, ohne den Einwand Leutenholz' zu beachten.

„Diese Gattung ist der Feind,“ sagte Leutenholz düster, „ich weiß nicht, ob genug Kugeln gegossen sind, um ihn auszurotten.“

Winterstein begann zu grübeln. Er legte sich die Gedanken schwerfällig zurecht.

„Mitten in der Nacht steht plötzlich die eigene Vergangenheit da, wie aus der Erde gewachsen . . . die eigene Vergangenheit schießt auf einen . . . Man könnte auch sagen: der Winterstein von früher schießt auf den Winterstein von jetzt . . . also eine Form von Selbstmord. Wer ist nun im Recht? Der Winterstein, der ausrotten will, oder der Winterstein, der ausgerottet werden soll . . . Es ist ein erbärmlich Ding, ein solches Leben.“

Er ließ sich schwer auf einen Stuhl fallen.

Leutenholz sagte: „Sie sind übermüdet. Das sind Hirngespinste. Ich habe dagegen mein eigenes Mittel: ich kralle mir die Fingernägel so fest in die Stirne, bis ich das Blut spüre. Dann ist alles fort. Der äußere Druck hat die innere Unordnung verdrängt.“

Winterstein achtete nicht auf den Einwurf. Er zog die Brauen zusammen, sprach zu sich selbst, langsam:

„Niemand kann behaupten, daß ich seinen Vater erschlagen habe. Das wäre Verleumdung, Lüge . . .“, er sprang in großer Erregung auf, hielt Leutenholz seine Hand vor das Gesicht. Sie war weiß, gepflegt.

„Ist das eine schmutzige Bauernhand, Leutenholz, ja oder nein . . .?“

Leutenholz sah ihn fragend an. Winterstein lachte höhnisch auf.

„War ich es, der den Knüppel erhoben und damit dem Alten den Schädel eingeschlagen hat? Nein, nein, nein . . . Es war ein ganz gewöhnlicher Bauernkerl, vielleicht war er auch betrunken . . . die Idee, die Idee . . .", er warf das Wort verächtlich von sich. „Die Idee ist weder ein Knüppel, noch ein Messer, noch ein Revolver . . . Ich bin kein Mörder . . .", er riß an seinem Kragen.

„Man erstickt hier in der Luft, Leutenholz," er trat mit dem Fuß nach dem eisernen Ofen.

„Ich habe nicht geglaubt, daß Sie ein so weiches Gemüt haben," sagte Leutenholz höhnisch.

Winterstein antwortete nicht.

Die Begegnung mit Kurt Tyssow würgte ihn. Die beiden Patrouillen waren aufeinandergestoßen. Er hatte Kurt nicht gleich erkannt. Erst beim Aufblitzen hatte er in seine Augen gesehen. Da wußte er, daß ihn der andere gesucht hatte. Der Haß . . . nein, der war es nicht, eine grenzenlose Verachtung, die war in seinem Schädel eingedrungen, vielleicht wäre es besser gewesen, die Kugel hätte getroffen. Wer weiß, was vor ihm lag. Er spürte einen Ekel, einen bitteren Geschmack auf der Zunge. Ihm selbst waren die Arme wie gelähmt gewesen.

Er war dann davongelaufen, nicht aus Feigheit, er wußte es selbst nicht warum. Vielleicht war er vor sich selbst geflüchtet, vor seinem eigenen verschollenen Stück Mensch. Es war noch immer etwas in ihm, womit er nicht fertig geworden war. Das war eine Schwäche oder Leutenholz hatte recht; Ermüdung, nichts anderes . . . die letzten Nächte ohne Schlaf, diese rasen-

den Tage und alles nur der Anfang. Die Nerven muckten auf, man mußte sie zwingen.

Er raffte sich gewaltsam zusammen, fühlte körperlich schmerzhaft, wie er sich zurechtschraubte. Er sagte zu Leutenholz: „Man sieht in der Nacht manchmal Gespenster, jetzt habe ich wieder nüchterne Augen.“

„Ich wollte,“ sagte Leutenholz, „ich könnte alle Gespenster, die ich sehe, lebendig machen und sie loshetzen. Wir kämen rascher zum Ziel. Mir ist das Tempo zu langsam. Ich bin zu wenig beweglich. Was nützt es. Nur aus meinem Kopf sprühen die Funken. Man müßte tausend Arme und tausend Beine haben. Ich habe nicht einmal zwei . . . Man muß sie verstümmeln, verstümmeln, Winterstein . . . verstehen Sie mich . . . Ich spür' noch viel zuviel Mitleid in der Welt.“

Winterstein sah den rasenden Krüppel forschend an. Dann sagte er schwerfällig: „Ich glaube, ich kranke an meiner Gesundheit.“

Ein Mann trat ein. Er brachte einen Bericht über die Lage am Bahnhof. Verstärkung war notwendig, die Munition ging aus.

Winterstein gab klare, knappe Befehle. Er sprach telephonisch mit Gudenar. Zwischen diesen beiden Stellen war eine geheime Verbindung hergestellt.

Andere Boten kamen, Radfahrer, Ordonnanzen. Die beiden Männer arbeiteten angestrengt, zeigten sich mit allen Verhältnissen vertraut. In dieser kleinen Stube liefen blutige Fäden zusammen.

Eine Pause.

Sie sahen einander an. Sie hatten beide den gleichen Gedanken. Winterstein sagte gequält:

„Ich weiß nicht, wo er ist. Ich habe ihn in diesen Tagen überall begegnet. In keine Straße trat ich, auf keinem Platz stand ich, wo er nicht auch war. Ich

hatte das Gefühl, als gäbe es hunderte, tausende Karenows. Diesen Augen kann niemand mehr ausweichen. Man käme auf die sonderbare Vermutung, daß er überhaupt kein Mensch ist oder auf den noch groteskeren Gedanken, daß bald alle Menschen er sind."

Leuteholz knurrte: „Ich hab' nicht so feine Vorstellungen. Er hat Schnelligkeit in sich. So was wie eine Springflut. Man kann sich vor ihr nicht erretten. Da ist gut, wir schwimmen mit, die anderen ersaufen darin."

„Wir müssen auf uns achten," sagte Winterstein lauernd.

Leutenholz schüttelte den Kopf. „Mir ist nicht bange. Der Erfolg ist mir sicher. Oder ich bin ein blutiger, zerfetzter Menschenklumpen, der weiß nichts mehr von einem Mißlingen. Solange der Stumpf atmet, brennt er auch. Wenn nicht, mag er im Dreck des Landwehrkanals verlöschen, es ist gleichgültig," er keuchte.

„Ich könnte mich schwer vom Leben trennen," sagte nachdenklich Winterstein.

Ein junger Bursche brachte einen Brief. Leutenholz öffnete ihn. Es war ein Bericht von Gudenar. Leutenholz lachte, er las eine Stelle laut.

„Kleine Heftigkeiten schienen unvermeidlich, das Temperament der Leute ist großartig."

Winterstein verzog das Gesicht. „In den Zeilen steckt der ganze Kerl drin. Die Freiheit ist ihm ein kühles Geschäft, eigentlich bewunderungswürdig. Heftigkeiten . . . hm . . . Ich habe einiges mit angesehen . . . die Bestie ist ja notwendig, man muß nur höllisch aufmerken, daß sie nicht über einen selbst herfällt. Manchmal glaube ich, daß meine Hände schlaff werden und mir die Zügel entgleiten, dann habe ich

das Gefühl, als wenn mich ein ungeheures Maul mit riesigen Zähnen erfaßt und zerreißt . . ."

„Ich fasse es nicht so schlimm auf," sagte Leutenholz. „Die Brutalität ist die Mutter jedes Fortschrittes. Die Bestie soll nur rasen, bis sie satt gefressen ist. Dann wird sie wieder faul und zahm. Wir müssen ihren Hunger ausnützen. Ich möchte ihn steigern bis zur Sinnlosigkeit. Er soll so groß werden, wie er in mir ist. Mir zerreißt er die Gedärme."

„Ja, ja," sagte Winterstein. „Jeder hat auf etwas anderes Appetit. Wer weiß, wo jetzt meine Speisen gekocht werden."

Leutenholz sah ihn mit gierigen, funkelnden Augen an. Wie Tierlaute klangen seine Worte:

„Hunger . . . Hunger . . . Ich schlinge an dem Haß. Mein Appetit wächst ins Maßlose."

Menschen kamen und gingen. Die kleine Stube roch nach Blut.

Der Tod jagte durch die Straßen . . .

— — — — — — — — — — — — —

Die Wände des Zimmers waren grau, eintönig.

Adelheid Rapp saß vor dem großen Schreibtisch. Ihre Augen waren müde, glanzlos. „Beratungsstelle für Frauen" stand über dem Eingang geschrieben. Unter sich hörte sie das Auf- und Zuschlagen von Türen, das schwere Stampfen von Männerschritten. Dort hauste Gudenar mit seinem großen Stab von Mitarbeitern. Ein weitverzweigtes Netz. Die Bezirksvertretung war fest in seinen Händen.

Sie war von der Straße gekommen. Sie fühlte sich erschöpft, zerschlagen. Bis hierher hatte sie ihre Energie aufrechtgehalten, jetzt waren ihr die Arme schwer, mühsam hob sie sie auf den Tisch, um sich zu stützen. Sie

hatte das Gekreisch der Weiber noch in den Ohren, konnte sich von diesem wüsten Toben nicht befreien. „Es war keine Mutter unter ihnen,“ dachte sie. Ein unbestimmter Schmerz war in ihr, der in diesem Gedanken Ausdruck fand. Sie hatte zu ihnen gesprochen, man hatte ihr zugejubelt, sie hatte sich selbst daran berauscht. Aber jetzt . . .? Gierige Augen sah sie, daran hingen lange, flatternde Haarsträhnen, wie Schlangenleiber. Medusenhaupt . . . das Wort drängte sich ihr auf. In ihrer körperlichen und seelischen Ermüdung spielte sie gedankenlos damit.

Das Stimmengewirr im Zimmer wurde lauter. Die Weiber unterhielten sich miteinander. Sie beachteten Adelheid Rapp nicht weiter, vielleicht hatten sie auch ihr Eintreten übersehen. Es waren freche, verwüstete Gesichter. Eine sagte, sie hatte eine knallrote Bluse an, sorgfältig aufgekämmtes blondes Haar, darin steckten Kämme mit falschen, blitzenden Steinen:

„Die Straße hat jetzt een anderet Jesichte. Wenn ick früher uff- und abjejangen bin, hab' ick immer uffjemerkt, ob keen Schutzmann kommt und immerzu een freundlichet Jesichte jeschnitten, mit die Oogen und Finger jewinkt und wie een Vogel jeflötet: laß dir vaführen, schöner Herr. Wenn ick jetzt so een jutjekleidetes Mannsbild bejejne, so hab' ick die Wahl: Jck rufe een paar feste Jungens und det is keene jroße Affäre mehr, oder wenn er mir jefällt, nehm' ick ihn mit, bloß for dat Vajniechen. Jeld det jibt's jenug for eenen, wat et ehrlich mit de Freiheit meent.“

Die anderen stimmten ihr zu.

Ein starkes Weib mit hängenden Brüsten, die in ein Mieder eingezwängt waren, mit roh geschminkten Wangen sagte giftig: „Jetzt will ick eenmal die vornehme Dame sin, wat nur so mit die Kleider rauscht und die

Nase rümpft. Jck will mich im Bett räckeln und die Kammerjumfer muß mir bedienen. Wat ick all die Zeit for das Amüsemang der Männer herjejeben habe ... Hat nich so een vornehmes Püppchen ooch so een Leib wie wir ... die feinen Brüste und die festen Schenkel und wat noch sonst for die Liebe jehört ...", sie lachte höhnisch. „Es darf keen Jeschäft mehr sin, entweder alle oder keene, ick bin for unsere Standeserhöhung."

„Det soll ooch so sin," mischte sich eine dritte ins Gespräch. „Jck vastehe die Jleichheit so: wat du kannst, kann ick ooch, wat du hast, hab' ick ooch. Und wat die Liebe anbelangt, da jibt es keen Vastecken mehr. Dat is eene öffentliche Anjelegenheit for alle. Die feinen Damens und wir, det is ejal."

Die mit der roten Bluse sagte, ihre Zähne glänzten raubtierartig: „Jck hab' een Riecher for die neue Freiheit. Jck kenne mir aus. Wat ick früher mit der Hand jestreichelt habe, kann ick jetzt ooch mit dem Messer karessieren. Dat is een Unterschied. Jck will mir eene Schule uffmachen for die Liebe. Wat ick for Jeheimnisse weeß ... Det Leben is jetzt een großer Strich, ick freu mir druff." Sie leckte mit ihrer Zunge die Lippen.

Das schwarze Weib schrie: „Wenn ick jetzt eene feine Bürgersfrau sehe, reiße ick ihr die Kleider vom Leibe, det tu ick, det tu ick ... Jck bin immer nackigt jewesen, sie sollen's ooch sin."

Wovon reden sie, dachte Adelheid Rapp. Die Worte kamen ihr nicht recht zum Bewußtsein. Sie schloß die Augen. Es war ihr, als tanzten nackte Furien um sie. Sie roch den Schweiß brünstiger Leiber.

Ein wildes Schreien und Stampfen schreckte sie auf. Die Weiber waren zum Fenster gestürzt und blickten in den Hof.

„Sie haben Jefangene einjebracht,“ schrie eine. Sie stürzten zur Tür hinaus. Langsam folgte ihnen Adelheid Rapp.

Drei junge Soldaten wurden in den Hof geführt. Sie waren ohne Kopfbedeckung, bissen die Zähne fest zusammen. Zwei Männer eskortierten sie. Sie hatten farbige Tücher um den Hals geschlungen, weite, geflickte Arbeitsjoppen an, das Gewehr lässig umgehängt, einen Patronengürtel umgeschnallt, darin steckten auch Revolver und Dolchmesser. Ein Schwarm von schreienden Weibern begleitete sie. Ein paar halbwüchsige Burschen waren darunter.

Die Dirnen drängten sich nach vorne. Die Stimmen der Weiber überschlugen sich. Sie drohten mit den Fäusten, überhäuften die Gefangenen mit Schimpfworten.

„Schweine seid ihr . . . Wat, ihr wollt uns kaputt schießen . . . Wat sie jetzt for dämliche Jesichter machen . . . Wat jegen die Freiheit is, hat keenen langen Aten . . . Man soll ihnen die Haut kitzeln, dat is was for die Männlichkeit . . .“

Die alte schwarze Dirne schrie es. Ein wieherndes Gelächter belohnte sie.

„Jck räche mir an die Männer,“ schrie eine, ergriff einen Stein und warf ihn nach einem Soldaten. Das Blut rann ihm von der Stirne. Mit dem Ärmel versuchte er es abzuwischen.

Die Weiber wurden wilder, gieriger. Das Blut erregte sie. Sie stießen die beiden Begleiter beiseite, sie umringten die Gefangenen.

„Det is een Vajniechen for die Weiber,“ sagte der eine lachend. Sie lehnten an der Mauer, zündeten gelassen Zigaretten an und sahen zu.

„Jck muß mir Luft machen," schrie eine heisere Stimme, sie spie einen Gefangenen an. Der Speichel rann ihm über das Gesicht.

„Dirne ...", sagte der junge Soldat, er war ein Student.

„Er hat uns beleidigt," schrie das Weib mit der roten Bluse. Im Gedränge waren ihr die Haare aufgegangen, sie bedeckten ihren Rücken. Sie sprang dicht an ihn heran. Sie sagte höhnisch, lüstern:

„Wat for een zartes Milchjesichte du hast, mein Püppchen. Jk will dir een Kunststück zeigen." Sie griff mit der Hand nach seinem Körper. Er wehrte sich, stieß sie fort.

„Wat, du willst nich," heulte sie auf. Sie riß ihr Ledertäschchen auf. „Det sin meine Liebkosungen ... da ... da ..."

In blinder, brüllender Wut stach sie nach ihm. Das Blut sprang hervor, spritzte ihr über die Hand.

Ein einzig gellender Schrei. Die Weiber stürzten sich auf die Soldaten, rissen ihnen die Kleider vom Leibe, stachen nach ihnen, würgten sie mit den Händen, schlugen sie mit den Fäusten, krallten ihnen die Nägel in die Augen, traten sie mit den Füßen. Mit Holzscheitern hämmerten sie auf ihren Köpfen, das Hirn quoll hervor. Zur unkenntlichen Masse zerstampften sie sie. Sie tanzten im Blut und heulten, gierig, unersättlich. Die Augen funkelten, die Haare flatterten im Winde.

Mit einem wilden Aufschrei hatte sich Adelheid Rapp in die Menge gestürzt. Sie fiel zu Boden, man trat über sie hinweg.

Die Dirne in der roten Bluse überragte alle. Ihre Füße standen auf einem verstümmelten Männerleib. Sie hielt das Messer hoch in der Luft, das Blut tropfte ihr ins Gesicht. Ihre Stimme übergellte alle anderen.

„Es jibt noch viele andere for uns. Wir wollen uns een Fest machen, wat von der Männlichkeit jenießen."

Sie stürzte allen voran zum Tor hinaus. Mit Geheul folgten ihr die Weiber.

Der Hof war leer. Adelheid Rapp erhob sich. Sie war mit Kot bedeckt. Mit stieren Augen starrte sie auf die zerfetzten Leichen.

Der Tod jagte durch die Straßen . . .

— — — — — — — — — — — — —

Michael Clarenbach war im Laboratorium.

Bei jedem fernen, dumpfen Einschlag zuckte er zusammen. Seit dem frühen Morgen hörte er dieses zermürbende Hämmern. Sein Körper schmerzte ihn. Er mußte sich zur Ruhe zwingen. Vor ihm lag das große Werk, es verlangte restlos seine Kraft.

Er trat an den Arbeitstisch und griff nach einer Retorte. Eine gelbe Flüssigkeit glänzte darin, auf dem Boden bildeten sich Kristalle.

Ein heulendes Zischen ging pfeifend durch die Luft. Das Glas entglitt seinen Händen und zerschellte auf der Blechplatte.

Er stöhnte auf. Nein, er konnte seine Gedanken nicht zusammenfassen. Was wollte er nur? Er dachte qualvoll: sie zerfleischen sich. Deutsche gegen Deutsche, Väter gegen Väter, Söhne gegen Söhne . . . Er verbarg sein Gesicht in beide Hände. Menschen gegen Menschen, er durfte nicht daran denken. Das zerbrach jeden Willen in ihm.

Er brauchte seine Kraft, die Zeit brauchte sie, die Not schreit danach. Das alles war nur ein Übergang. Er mußte arbeiten. Seine Arme waren schlaff, sein Geist verhängt. Er mußte den Menschen helfen, sie

waren arm, krank. Den Menschen . . .? Er lächelte verloren. Was waren die Menschen? Heulende Bestien, reißende Tiere, blutsaugende Kreaturen. Wem diente er? Wer verlangte nach seinen Diensten? Riß ihn nicht eine fremde Gewalt fort, schrie ihm nicht eine fremde Stimme zu: Laß dein unnütz Tun. Die Menschheit sehnt sich nach Elend, Not, Krankheit. Sie will sich im Schmutze wälzen, sich ihrer Menschlichkeit entkleiden. Konnte er sich dagegen stemmen, ein einziger, ein armer Ringender? Sie fesseln die Hände, sie fesseln den Geist; die Menschheit wird zu einer Sklavenherde, sie haust auf der Erde wie das Getier im Walde. Die Seele muß entschwinden, die Tierheit ist stärker.

Das Haus erbebte, die Scheiben klirrten . . .

Michael sprang auf, er machte einen Schritt auf das Fenster zu, dann blieb er regungslos in der Mitte des Zimmers stehen. Sein Gesicht verzerrte sich. Das waren nicht Geschosse, die durch die Luft flogen, das waren funkelnde, glühende Augen, und wo sie trafen, da zerrissen sie Menschen, Körper und Geist barst in Fetzen. Feuer und Eisen waren nur Werkzeuge, der Haß schwirrte durch die Luft, er war die flammende Geißel, die die Welt entzündete. Er sah ein Antlitz vor sich, es wuchs und wuchs, überschwemmte die Erde, wurde ein Blutstrom, in dem die Welt ertrank.

Es war Karenow . . . er stieß den Namen aus oder war es nur ein Stöhnen. Er war die Vernichtung, er war die Zerschmetterung, er war der Tod. In jedem glühenden Eisenteilchen war sein Geist, sein Haß, sein vernichtender Wille. Er lähmte die schwielige Hand des Arbeiters, ballte sie zur Faust, preßte die Waffe darein, sie brachte den Mord; er lähmte den Geist des Forschenden, zertrümmerte seine Gedanken, preßte die Verzweiflung darein, sie brachten das Elend. So ver-

nichtete er jegliche Arbeit. Er lähmte das Hirn des Menschen, er lähmte die Kraft des Körpers, er lähmte die Regungen des Herzens. Der zerfleischende äußerliche Tod war nur ein Spiel. Die Menschen starben innerlich. Sie waren sehende, sprechende, gehende Leichen, ausgehöhlte Organismen. Über der Erde lag der Geruch der Verwesung.

„Ich will arbeiten, arbeiten . . ." Michael schrie es, er stand unbeweglich auf derselben Stelle. Seine Füße waren festgewurzelt.

Die Granaten aber sangen das wilde Lied vom Haß: Nicht bloß den zerbrechlichen Menschenleib zertrümmern wir, wir höhlen das Denken aus, wir vernichten den Willen zum Guten, wir verlöschen den Trieb zum Göttlichen. Wir hassen die Liebe, wir hassen das Erbarmen, wir hassen das Menschliche. Wir lieben das Elend, wir lieben das Grauen, wir lieben die Vernichtung. Tausende wollen schaffen, wir zerschlagen den Geist; Tausende wollen arbeiten, wir zerbrechen die Kraft. Wir zermürben euch, wir machen aus euch lebendigen Staub. Wir erwecken das Tier, es herrsche über die Menschen . . .

Von der Straße scholl Krachen, Schreien, gellendes Rufen.

Michael Clarenbach warf seine Arme in die Höhe und ballte die Fäuste.

„Karenow . . . Karenow . . .", sein zuckender Mund schrie das Wort. Er glaubte einen Namen zu rufen, einem Menschen zu fluchen, ein haßerfülltes Antlitz zu zertrümmern.

Um ihn war eine Leere. Er wehrte sich gegen den Dämon der entfesselten Menschheit.

In die Knie brach er nieder, seine feuchte Stirne berührte die kalte Erde, sein Herz zersprang.

Heulen und Zischen füllte die Luft.

Der Tod jagte durch die Straßen . . .

— — — — — — — — — — — — —

Das Kind lag in Lumpen gehüllt auf dem zerwühlten Bette. Zwei kleinen Mädchen saßen stumm in einer Ecke. Sie hatten alte Gesichter, große, klagende Augen. Das Zimmer war kahl. Ein gebrechlicher mit Zeitungspapier überklebter Tisch stand beim Fenster, zwei Stühle mit zerschlissenem Stohgeflecht, ein niedriger Kasten, ein eisernes Gestell mit einer Blechwaschschüssel . . . Das war alles.

Die Mutter stand vor dem Bette und schaute auf das Kind. Ein abgezehrtes Gesicht, hängende Brüste, ein schlaffer Leib. Die Hände waren ineinandergekrampft, der Blick erloschen.

Auf der Treppe schwere Tritte. Ein gedämpftes Geräusch auf dem Gange, fragende, tiefe Stimmen.

Die Tür ging auf. Zwei Männer trugen eine Bahre und stellten sie in die Mitte des Zimmers nieder. Die Frau wandte sich langsam um.

Der eine Träger beugte sich über den liegenden Körper, dann richtete er sich auf und zuckte die Achseln. „Det muß uff dem Transporte jeschehen sin. Es war een böser Schuß in den Bauch. Wir haben ihm den Jefallen jetan. Nu hat er's nich erwarten können."

Der andere hob die Decke auf und legte die erstarrten Hände ineinander. Ein blutiger Verband wurde sichtbar.

Die Frau stand unbeweglich. Ihr Gesicht war finster. „Wat soll ich damit?" fragte sie barsch.

Die Männer sahen sie überrascht an. „Det war doch Ihr Mann," sagte der eine.

Sie lachte auf, riß die beiden kleinen Mädchen an sich, die sich weinend an ihr Kleid hingen.

„Vielleicht ooch der Vater von die zwei Jöhren, darum hat er sie hungern lassen," sie stieß die beiden von sich, die sich wieder scheu in einen Winkel verkrochen und ergriff mit wilder Bewegung das wimmernde Kind.

„Oder von dem armen Wurm da, det krepieren muß, weil er so jut for ihn jesorgt hat?" Sie legte das Kind wieder nieder.

„Mein Mann ...? Da, da ..." Sie preßte ihre schlaffen Brüste, schlug auf ihren ausgemergelten Leib. „Det hat er aus mir jemacht, ein Stück Aas ... Er ist jetzt jestorben, ick bin schon ... lange tot ..."

Sie trat näher an die Leiche heran und wies mit dem Finger darauf. „Det is nich mein Mann, det is keen Vater nich, det is een Mörder ..." Ihre Stimme war gellend.

Die Männer blieben einen Augenblick stumm, dann sagte der eine: „Seid doch vernünftig, Frau. Er ist jetzt tot, davor muß man Respekt haben."

Die Frau trat drohend auf di Männer zu. „Wat ihr nicht sagt. Ick weeß wohl, ihr seid seine Freunde. Jeschlemmt hat er mit euch, jefressen und jesoffen. Een Doppelkinn hat er noch," sie wies höhnisch auf die Leiche. „Die Jöhren aber hat er hungern lassen, ick bin eene Mutter, ick muß ihr Schreien hören, ick muß ihr Leiden sehen. Det könnt ihr nich verstehen, wat eene Mutter is, die keen Brot for die Kinder hat." Große Tränen rannen ihr nieder, sie wischte sie zornig mit dem Ärmel fort.

„Jeld hat er jenug jehabt, for all die Jemeinheit hat man ihn bezahlt. Dat is een Viech, det krepiert is, det is nich mein Mann."

Sie wandte sich ab.

„Er ist for die Freiheit jestorben," sagte der eine drohend.

Sie wandte sich jäh um.

„For die Freiheit . . .? wat ihr jetzt for scheene Namen for eure Verbrechen habt. Da, det is euer Werk . . .", sie wies auf die Kinder.

„Dat muß langsam krepieren, weil ihr nicht arbeeten wollt . . . Mörder, det seid ihr alle."

Sie stieß mit der Faust nach der Bahre. „Tragt ihn fort, det is een fremder Mann."

Die Männer standen unschlüssig.

„Wohin?" fragte der eine.

Die Frau zuckte die Achseln. „Wat jeht det mich an? Hat er nach mein'n Leben jefragt . . .? Ick frag ooch nich nach seinen Tod."

Ihr Gesicht verzerrte sich. „Da . . .", sie stampfte mit dem Fuß auf. „Schmeißt ihn vor die Tür, ein Stockwerk tiefer, wo der verfluchte Hund von eenem Russen wohnt. Ick weeß wohl, det Tier mit die Brillengläser. Det is der leibhaftige Satan, der hat euch alle uff dem Jewissen. Den da, mich, die Jöhren, alle, alle . . . Der weeß wohl mit dem Tode Bescheid, wat weeß ick, vielleicht is er der Tod selber." Nach einer dumpfen Pause höhnisch: „Oder tragt ihn zu dem Mensch hin, dat mit ihm das Jeld verludert hat, wat den Kindern den Vater abspenstig jemacht hat."

„Die wird sich for eenen toten Liebhaber bedanken," sagte der eine roh.

Das Weib trat an den Tisch. Über die Schultern sagte sie: „Macht wat ihr wollt. Ick habe mit der Leiche nischt zu schaffen. Ick will mir die Luft im Zimmer nicht verpesten. Ick hab' nischt anderes for die Kinder zum Fressen."

Die Männer verloren die Geduld.

„Wat jeht uns die ganze Jeschichte an. Vor der Welt is dat Euer Mann. Det andere macht jetzt mit ihm selber aus. Ick gloobe nur, er wird nicht mehr viel Antwort jeben.“ Sie verließen polternd das Zimmer.

Das Weib war allein. In der Ecke weinten die Kinder. Das Kleine wimmerte. Langsam wandte sie sich um, starrte auf die Leiche.

„Is det der Vater?“ fragte das kleine Mädchen mit weitaufgerissenen, entsetzten Augen.

„Vater,“ wiederholte das Weib tonlos. „Wat soll ick sagen? Vielleicht is er ooch nur ein Opfer, wat weeß ick?“

Sie dachte schwer, qualvoll. Dann faßte sie die Kinder an der Hand und sagte mit harter Stimme:

„Dat ist der tote Vater. Kniet nieder, wir wollen beten.“

Sie beteten . . .

Das Weib drückte der Leiche die Augen zu.

Der Tod jagte durch die Straßen . . .

— — — — — — — — — — — — —

Die Fabrik schwieg.

Das Leben der Maschine war erstorben. Soldaten gingen durch die stillen Arbeitsräume. Unsichere Dunkelheit lag darin. Man mußte sich zurechttappen. Die Fenster waren verrammelt. Durch schmale Spalten lugten die Gewehre. Das Brüllen der Geschütze war verstummt.

Eine Feuerpause.

Franziskus saß Zehlen gegenüber. Es war seine Kanzlei. Ein hoher, nüchterner Raum. Die Fenster gingen nach dem Hof, das Licht flutete herein.

Franziskus erzählte: „Ich kann den Eindruck nicht schildern. Vielleicht ist es lächerlich, kindisch, von diesem

einen Bilde nicht loszukommen, wo soviel Schrecklicheres, Grauenhafteres geschieht. Die Straße hatte ihr gewöhnliches Aussehen, obwohl man das Schießen aus nicht allzu großer Entfernung hörte. Die Leute gingen ihrer Beschäftigung nach, oder versuchten es. Die Erregung ist jetzt ein bleibender Zug der Gesichter geworden, man merkt sie fast nicht mehr. Ein junges Mädchen trat aus einem Haustor. Sie fiel mir auf durch ein blühendes Lächeln. Sie trug eine schwarze Mappe. In großen goldenen Buchstaben stand das Wort ‚Musik' darauf. Ich erinnere mich deutlich daran. Ich las das Wort laut, weil es mir so sonderbar erschien, so unverständlich. Plötzlich fiel das Mädchen zu Boden, lautlos. Ich dachte, sie wäre ausgeglitten, eilte hin, um ihr zu helfen. Ich faßte ihre Hand, sprach ihr zu. Sie blieb regungslos, stumm. Die Augen sahen mich seltsam an. Eine sonderbare Erstarrung fühlte ich. Ich umfaßte ihren Körper, um sie aufzurichten, er war schwer, Leute sammelten sich an.

Ich hörte, wie jemand sagte: ‚Da hilft kein Mensch mehr.' Ich starrte den Sprecher an. Ich weiß noch, daß ich dachte: Wie lächerlich, das ist ein junges, schönes Mädchen. Ich beugte mich tiefer nieder, strengte meine Kräfte an. Jetzt sah ich, wie aus der Schläfe Blut niedertropfte. Die Leiche entglitt mir. Immer mehr Neugierige drängten sich. ‚Eine verirrte Kugel,' sagte jemand. ‚Schade um das junge Leben.' Dann hasteten sie weiter. Andere kamen.

Ich hob die Mappe auf, automatisch, sinnlos. Es wurde nicht klar in mir. Meine Augen starrten und starrten, ich spürte meinen Körper nicht. Die fremden Stimmen weckten mich. Ich blickte mich um. Gleichgültige und ängstliche Gesichter. Das tote Mädchen lächelte. Ich sah es deutlich. Ich spürte das Un-

endliche dieser Einsamkeit. Ich weiß nicht, was mich dazu trieb. Ich hob die Leiche in meine Arme, preßte sie an mich, wollte ihr etwas von meiner Wärme geben, von meiner Liebe. So trug ich sie ein Stück Weg. Wohin? Ich wußte es nicht. Als meine Kräfte erlahmten, legte ich sie in den stillen Flur eines Hauses, deckte sie mit meinem Mantel zu und blieb so lange davor stehen, bis das Lächeln verlöschte . . .

Was weiter geschah, weiß ich nicht. Ich raste durch die Straßen, warf mich in das dichteste Gedränge, war dort, wo der Kampf am heftigsten tobte, hörte das Schwirren der Kugeln und sehnte mich nach einer Waffe."

Franziskus hatte mit niedergeschlagenen Augen gesprochen, monoton, gequält.

Jetzt blickte er auf, seine Stimme wurde hell, kräftig. „Der Tod dieses fremden Mädchens war für mich der letzte Weckruf, eine Befreiung aus Fesseln. Dämmernde Zweifel wurden zur eisernen Pflicht. Man hat meinen Körper verunreinigt, man hat meinen Geist vergewaltigt. Ich erkannte nirgends das Recht. Jetzt habe ich es erfahren, aus diesem jäh verlöschten Mädchenantlitz. Man muß seinen Leib dagegen anstemmen, die letzte Kraft aus sich pumpen, sein eigenes Ich zum Opfer bringen, nur so vielleicht halten wir das Fürchterliche auf."

Er war aufgesprungen und stand in flammender Erregung vor Zehlen. „Ich habe einmal eine Stimme gehört und in zwei Augen geschaut, das konnte ich nicht vergessen. Und wie ich so die Leiche anstarrte und eine schwere Müdigkeit mich befiel, da stieg dieselbe Stimme auf, da schaute ich in die gleichen Augen. Vielleicht hat mich das sinnlos fortgetrieben, suchend, rächend, schützend. Ich sage Ihnen, Zehlen, solange

man diese Stimme nicht erstickt, solange man diese Augen nicht zertrümmert, kommt die Welt nicht zur Ruhe, ersäuft in Blut und geht in Brand auf. Hier bin ich. Nehmen Sie meine ganze Kraft, die Wildheit meiner Jugend, nur diesem Zwecke darf sie jetzt dienen."

Hochaufgerichtet stand Franziskus. Sein blondes Haar war wie goldenes Erz. Seine Augen strahlten wie die junge Frühlingssonne.

Zehlen sah ihn lange schweigend an. Sein hartes, muskelgespanntes Gesicht wurde weicher. Ein Gefühl der Beruhigung überkam ihn. Wenn diese Kräfte nicht versagen, wenn diese Wurzeln nicht anfaulen, das war die Rettung für die gequälte Menschheit, für die geknechtete Erde. Das Feuer der Jugend ist stärker als das Feuer des Hasses. In ihr lag Deutschlands Erhebung. Franziskus wurde ihm zum Symbol. Hatte er von einem Menschen früher gesprochen? Stimme... Augen... Der Gedanke huschte an ihm vorüber. Wohl nur ein Gleichnis.

Zehlen streckte ihm die Hand entgegen. Es war das Besiegeln eines Bundes, das Verschmelzen zweier Kräfte. Er sagte: „So werden wir erstarken, Franziskus, ich glaube daran. Der Tod des schönen Mädchens ist das Sinnbild dieser sinnlosen Zerstörungswut. Unser Leben ist nichts wert, wenn wir es nicht vor dieser Wut schützen können."

Franziskus sagte: „Alles in mir wird kämpfen. Es ist soviel Liebe und Erbarmen in mir, daß ich auch reif zum Hassen werde."

Zehlen klärte ihn dann in kurzen, sachlichen Worten über die Verteidigungsanlagen der Fabrik auf, über die Vorkehrungen, die er getroffen hatte. Er hatte sich voraussehend selbst mit Waffen und Munition ver-

sehen, sich der verläßlichsten Arbeiter als Kämpfer versichert, so sich vor einer Überrumpelung geschützt. Er selbst hatte mit den wenigen Getreuen Widerstand geleistet, bis reguläre Truppen ihm zu Hilfe kamen. Jetzt war die Fabrik fest in ihrer Hand. Die Wut brach sich daran.

„Für mich ist dieser offene Kampf eine Erlösung. Feuer gegen Feuer, Tod gegen Tod, gut . . . Meine Augen sehen klar. Ich habe einen Gegner, ich kann ihn zu Boden schleudern. Alle diese zerreißenden, quälenden Gefühle habe ich begraben. Wie eisengepanzert fühle ich meinen Körper. Aber was früher war, das hat Nerv um Nerv aus meinem Leib gerissen, ich habe nicht Tag nicht Nacht gehabt. Ich bin auf der Lauer gelegen wie ein Hund, ich wollte verhüten. Alles vergeblich. Der Streik brach aus. Er war nicht einheitlich. Ein Teil blieb an der Arbeit. Die anderen aber waren stärker. Mit Gewalt rissen sie sie von den Maschinen. Wie so Maschine um Maschine verstummte, da war es mir, als breche man mir Glied um Glied, als verlöschte man mir Sinn um Sinn. Das Sterben in den Arbeitsräumen war wie mein eigener Tod. Daraus mußte ich mich erlösen," er atmete tief auf, dann sagte er mit harter Stimme, sein Gesicht war von unbeweglicher Größe:

„Was daraus nun entstanden ist, ist der eiserne, unstürzbare Wille der Erhaltung. Kein anderes Gefühl ist jetzt mehr in mir. Ich muß das Werk vor Zerstörung bewahren. Jede Maschine bin ich selbst. Mein Blut, mein Geist, meine Kraft ist in ihr. Wer sie zertrümmert, zertrümmert mich. Mein eigenes Leben ist dieses rastlose Schwingen, Hämmern, Dröhnen, Stampfen. Wenn es verstummt, steht auch mein Herz still. So bin ich jetzt innen ausgehöhlt, nur mehr ein blitzen-

des Schwert, ein feuerndes Gewehr. Ich muß das alles in Bewegung sehen, den ungeheuren Lärm des Schaffens hören, dann spüre ich auch das Pochen wieder da drinnen, dann bin ich wieder Mensch;" er schlug sich heftig mit der Faust auf die Brust.

Mit Staunen und Bewunderung sah ihn Franziskus an. Er ahnte eine ungewohnte Kraft. Sprang sie aus diesem einen Menschenkörper hervor oder lag sie tief verwurzelt in der Seele eines großen Volkes? Die Gestalt Zehlens wuchs vor seinen Augen, er umspannte sie nicht mehr. So wurde auch er ihm zu einem Sinnbilde. Nur sein Gefühl fand sich da zurecht. Daraus kamen auch seine Worte.

„Wir werden die Erde festhalten, den heiligen Boden von dieser Wut erlösen. Solche Kräfte kann man nicht zerschmettern. Ich spüre ein Jubeln in mir, wie ich es nur einmal empfunden habe, aber es ist mir so, als lägen dazwischen viele, viele Jahre. Ich spüre mein Herz, wild brausend, vielleicht ist es auch so stark wie Ihr zeugender Wille. Wir verteidigen nicht mehr die Fabrik, das ist nur ein armselig kleines Werk, wir verteidigen etwas viel Ungeheureres, tausendfach Größeres. Wir sind stark, unendlich stark . . ."

Zehlen strich sich über die Stirne, die Furchen glätteten sich.

„Es ist ein Gedanke, Franziskus. In mir, in Ihnen, in den eisernen Maschinen schlägt, pocht, singt Deutschland, vielleicht sogar noch mehr, die ganze schaffende Menschheit. Den Gedanken halten wir fest, Franziskus, daran wachsen unsere Kräfte."

Er wies nach dem Fenster. Bewaffnete Männer gingen über den Hof.

„Sehen sie," sagte er, „das sind Arbeiter, jetzt sind es Kämpfer. Das muß ein einziger Begriff werden,

nie wieder aber verschiedene Taten auslösen. So nur kann Deutschland auferstehen."

Franziskus trat an das Fenster und blickte hinaus. In ihm wühlten die Gedanken, sein Herz klang mit. Er träumte von Größe, Güte und Gerechtigkeit.

Die Tür öffnete sich.

Ein Soldat sagte: „Die von da drüben haben einen Parlamentär geschickt. Sie wollen sich aussprechen. Kann er eintreten?"

Zehlen nickte.

Der Parlamentär sagte: „Es ist ein letzter Versuch vor weiterem Blutvergießen . . ."

Bei dem Klange der Stimme drehte sich Franziskus jäh um.

„Winterstein . . .", rief er leise, schmerzlich, stöhnend.

Winterstein wechselte die Farbe, biß sich auf die Lippen, sein Gesicht war eingefallen.

„Ein sonderbares Zusammentreffen, Franziskus . . . Immerhin eine Klarheit, die Zeit schreit danach."

Franziskus verließ taumelnd das Zimmer. Er mußte seinen Schmerz verbergen.

Winterstein wandte sich an Zehlen: „Ein Intermezzo . . .", er sprach jetzt mit kalter, schneidender Stimme, der Vorfall war vergessen. „Das Recht ist auf unserer Seite, auch die Macht. Vielleicht ersparen Sie es uns, Sie davon auf gewaltsame Art zu überzeugen."

Zehlen sagte ruhig: „Ich betrachte Sie als den Führer einer Verbrecherbande, als nichts anderes."

Winterstein zuckte unter diesen Worten zusammen. Er beherrschte sich.

„Es hieße kostbare Zeit verlieren, über die Idee sich auszusprechen. Das ist auch nicht meine Aufgabe. Ich halte es nur für meine Pflicht, Sie darauf aufmerk-

sam zu machen, daß der Widerstand nur die Heftigkeit des Kampfes steigert."

Zehlen sagte: „Wir sind auch darauf vorbereitet. Überraschungen sind ausgeschlossen. Eine weitere Bemühung Ihres persönlichen Einflusses halte ich für zwecklos."

Sie standen einander gegenüber, Auge im Auge, zwei unerbittliche Gegner. Sie fühlten diesen zähen Willen. In Winterstein loderte der Haß auf gegen diesen stolzen, selbstsicheren Hochmut. Jetzt waren sie sich gleich, heute, morgen . . . Gewalt gegen Gewalt, aber dann . . . einer von ihnen mußte zertrümmert werden. Nein, er hatte schon zuviel hergegeben, er durfte nicht zermalmt werden. Die neue Zeit war seine Zeit.

In seiner Stimme lag Hohn. „Noch eins . . . Die Erbitterung unserer Leute steigt. Es sind zumeist Ihre Arbeiter, die diese Fabrik als ihr Haus betrachten, ihr Schweiß steckt darin. Bei gewaltsamer Einnahme sind Zerstörungen und Grausamkeiten aller Art nicht ausgeschlossen. Der Einfluß der Führung hat seine Grenzen."

Zehlen verstand ihn. Er blieb ruhig. „Das ist der Geist, gegen den wir kämpfen," sagte er. Mit einem Lächeln fügte er hinzu: „Dagegen kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß wir jeden von ihnen, der in unsere Hände fällt, menschlich behandeln, ihn nur als Verbrecher öffentlich aburteilen lassen werden. Vielleicht liegt in dieser Kleinigkeit der große Unterschied."

Winterstein zuckte die Achseln. „Ich sehe, es herrscht ein starrer Geist."

Zehlen machte eine kurze Verbeugung.

Der Soldat begleitete den Parlamentär.

Einen Augenblick blieb Zehlen unbeweglich stehen,

dann riß er weit das Fenster auf und badete sein Gesicht in der scharfen Luft.

Er rief nach Franziskus.

Als dieser eintrat, sah ihn Zehlen fragend an.

Franziskus lächelte gewaltsam. „Ich habe auch das überwunden. Es ist ein Stück innerer Verfehlungen. Ich bin stärker geworden."

Zehlen nickte, dann sagte er feierlich: „Wir müssen wachen, Franziskus, wachen . . ."

In ihr Schweigen fiel das krachende Heulen einer Granate. Mauerwerk fiel zu Boden, Staub wirbelte auf.

Zehlen sprang auf, riß Franziskus mit sich. „Es gilt unser Leben, das große, menschliche Leben."

Er stürzte zur Türe hinaus. Sein Wille war überall.

Donnern . . . Beben . . . Stöhnen . . .

Der Tod jagte durch die Straßen . . .

— — — — — — — — — — — — —

Die zwei Männer flüsterten im dunklen Flur.

Der eine sagte: „Er ist ein Geizhals, traut keenem Menschen. Er ist klotzig reich. Wat det Jeschäft alleene wert is . . ."

„Wenn er uffwacht und Lärm macht," sagte der andere.

Der lange Bursche sah ihn geringschätzig an. In der Dunkelheit glänzten seine Augen katzenartig. „Det laß nur meine Sorge sin. Jck will mir dann schon mit ihm auseinandersetzen." Sein breiter Mund grinste.

Der andere war ängstlich, er war ein blutjunges Bürschchen. Augen und Mund waren lasterhaft. Er sagte: „Jck denke mir, ob es nicht klüger jewesen wäre, dat Jeschäft ooch bei Tage abzumachen mit die anderen Kameraden. Een jroßer Rummel . . . Keen Mensch

fragt dir danach. Haste nich jesehen is die Anjelegenheit erledigt, kannste dir die Taschen vollstoppen."

Der lange Bursche knurrte: „Ick kenn det, wie beim Juwelier Goldenblatt, verjangene Woche ... Det is mir een zu großet Jedränge. Nischt bleibt for dir übrig, nur wat so een Andenken is. Nee, ick mache mir selbständig, een jutet Jeschäft ... und ick will mir zur Ruhe setzen."

Der andere blieb unschlüssig. Der Bursche wurde ärgerlich.

„Ick will dir wat sagen, Ede. Hast du dein Herze nich uff den rechten Flecke, dann lege dir jefälligst wieder hin for die ollen Zeitungspaläster, schieße eejal und wart', bis sie dir ...", er fuhr mit dem Zeigefinger über seine Kehle.

Ede schwieg.

„Die Freiheit mußte du ooch ausnützen. Scheene Worte kannst de nich fressen. Ick richte mir danach in."

Ede sagte finster: „Immerzu, ick bin dabei."

Mit einem Dietrich hatten sie die Wohnung geöffnet und standen horchend in der kleinen Küche. Von nebenan hörte man schweres, schnarrendes Atmen.

Lautlos traten sie in den Laden ein. Es war ein kleines Gold- und Juwelengeschäft. Ihre elektrischen Taschenlampen blitzten auf. Ihre Augen begannen zu leuchten, ihre Gesichter glänzten tierisch.

Wahllos warfen sie Uhren, Ketten, Ringe, Broschen, Bestecke in die mitgebrachten Ledertaschen. Ihre Hände zitterten, das Gold klirrte. Sie sprachen kein Wort, gingen auf in einer Gier. Sie waren so eingenommen von all dem Glanze, berauschten sich an den funkelnden Kostbarkeiten, daß sie jede Vorsicht außer acht ließen.

Ein heiserer Schrei schreckte sie auf.

Der lange Bursche stürzte zur Tür, faßte den Greis an der Kehle und schleifte ihn in den Laden.

Ede ließ erstarrt zwei Leuchter fallen.

Der Bursche preßte den alten Mann, der nur mit einem Hemd bekleidet war, der dürre Körper schaute hervor, auf einen Sessel. Seine große, rote Hand ließ nicht ab von dem Halse.

„Een Ton noch und du hast ausjejappst.“

Der Greis winselte und faltete zitternd die mageren Hände, die Adern standen blau darauf. Langsam ließ der Bursche die Hand von seiner Kehle gleiten.

„Ick kann dir ooch anderes bedienen,“ sagte er drohend. Er legte ein breites Messer auf den Verkaufstisch.

Der Greis wimmerte leise wie ein Kind.

Zu Ede gewandt: „Wat stehste und hältst Maulaffen feil? Mache mal fix fertig. Ick will mir indes mit der ollen Jammerjestalt beschäftigen.“

Ede nickte, seine Augen waren glasig, der Kiefer hing ihm herunter. Zitternd raffte er alles zusammen und warf es in die Tasche.

„Mein Gold, mein Gold . . .“, stöhnte der Greis. „Ich bin ein Bettler. Erbarmen . . . Erbarmen . . .“

Der Bursche grinste höhnisch: „Det is een falscher Jlaube, dem Jolde jeschieht nischt. Det is nur een Vorschuß for det Volk. Wir sind keene Diebe, bloß mal Steuereinnehmer for die jroße Alljemeinheit. Hast du wat von der neuen Freiheit jehört? Det sind wir. Wir kämpfen dafür. Ick will dir det emal erklären: Wat dir jehört, det jehört ooch mir. Zu jleicher Zeit hat et keenen Sinn, da hat keener wat von. Du hast et früher jehabt, jetzt hab's icke. Ick leih mir es ooch nur aus. Allens jehört fors Volk. Vastehste . . .“, er hielt ihm die Faust unter die Nase.

Dem Greis rannen die Tränen aus den erloschenen

Augen. „Ich muß auf meine alten Tage betteln gehen . . .“

Der Bursche lachte roh. „Die ollen Tage sind nicht lang — wat meenste, Ede?“

Der Greis fiel auf die Knie. „Tut mir nichts, tut mir nichts, ich geb' euch alles . . .“, er heulte zitternd.

„Fassung, Männeken,“ sagte der Bursche roh. „Wat det Jeben anbelangt, wir sind nich for deine Bedienung. Bescheidene Kunden, keene großen Herren. Und for dein Leben brauchst du dir nicht zu ängstigen, det is keenen Jroschen wert. Ick beschmutze mir meine Hände nich, die kämpfen for die Freiheit.“

Ede arbeitete schweigend. Jedes Klingen des Goldes begleitete der Alte mit einem Winseln. Das irritierte ihn.

„Halt ihm det Maul zu. Det Jeheul stört mir,“ rief er einmal hinüber.

„Da siehst du, wat for een feines Jemüt der hat,“ sagte der andere spöttisch zu dem Alten.

„Ick bin fertig,“ sagte Ede.

Er stand bei der Tür. „Nur fort,“ war sein einziger Gedanke jetzt. Er war reich, unermeßlich reich . . .

„Noch eene Kleinigkeit,“ sagte der Bursche, „such' mal een Handtuch in der Küche.“

Der Greis riß die Augen weit auf, schützend legte er seine Hände um den schlaffen Hals.

„Nur keene Bange nich,“ lachte der Bursche.

Ede reichte ihm ein schmutziges Handtuch.

„Erbarmen . . . Erbarmen . . .“, heulte der Greis.

Der Bursche stemmte sein Knie in den zitternden Leib, hielt den Kopf mit der einen Hand fest und stopfte das Tuch in den qualvoll aufgerissenen Mund.

Das Gurgeln verstummte, die Augen traten stier hervor.

„Jck brauche ooch noch wat for die Sitzfestigkeit."

Ede suchte in der Küche. Er fand einen Strick. Sie banden den Greis fest. Er rührte sich kaum.

Ede horchte.

„Wat du jetzt for Eile hast," lachte der Bursche. „Dat Tempo von een Kapitalisten is immer een rascheres."

Er wandte sich an den Greis. „Jck sage dir nich uff Wiedersehen, det wäre zu jefährlich for dir."

Im Flur sagte der lange Bursche plötzlich: „Jck habe mein Messer uff dem Tische vajessen."

Er ging noch einmal zurück.

Ede stand im Dunkeln und wartete. Er hörte einen dumpfen Fall.

„Er hat wat im Finstern umjeschmissen," dachte er. Er wurde ungeduldig.

Der Bursche kam zurück.

„Wat is los?" fragte Ede.

„Nischt," sagte der Bursche, „ick hab' es abwischen müssen. Det Aas war een Feind von die Freiheit. Er hat uns ooch zuviel jesehen. Jck fühle mer nu leichter."

Ede sah ihn entsetzt an. Sie traten in die Nacht hinaus.

Der Tod jagte durch die Straßen . . .

— — — — — — — — — — — — —

Der Raum war erfüllt von einem erstickenden Geruch. Schweiß, Eiter, geronnenes Blut, Verwesung . . .

Das Licht war spärlich, grau. Widerwillig drang es durch die angelaufenen Scheiben.

Auf braun gestrichenen Holzpritschen lagen die Leichen. Das erstarrte Fleisch schimmerte blau. Aus offenem, verzerrtem Munde glänzten gelbe Zähne. Gebrochene Augen wollten sich nicht schließen, quollen aus wächsernem Antlitz hervor. Hände lagen verkrampft auf schmutziger Decke.

Männer, Frauen, Greise, Kinder, der Tod hatte sich gierig an warmen Menschenleben vollgefressen. Jetzt hielt er seine Parade ab.

Durch die kleine Tür taumelte das gemarterte Leben in den Raum des Todes. Stiere, von Entsetzen aufgerissene Augen liefen durch den Saal des Grauens, ein verzerrter Mund schrie auf, vor jeder verstümmelten Leiche sank ein Mensch in die Knie.

In blutigen Tränen, in erstickendem Stöhnen, in wilden, gellenden Schreien traf sich Leben und Tod. Heißer Atem mischte sich mit kalter Erstarrung. Rote Lippen preßten sich auf verwesende Lippen.

Unendliches Klagen umhüllte eisige Glieder, wilde ringende Hände wollten neues Leben aus totem Fleische reißen. Über jeder Leiche lag stöhnend die lebendige Liebe. Ihr loderndes Glühen konnte den letzten Abschied nicht begreifen.

Werdet lebendig, ihr kalten Toten, öffnet die erloschenen Augen, öffnet den verschlossenen Mund. Klagt an, die euch gemordet haben. Streckt eure verkrampften Arme aus, zeigt hin auf jene, die euer Leben zerbrochen haben.

Erhebt euch, ihr stummen Leichen, ruft das eine Wort, daß die Menschheit erwacht aus ihrem blutigen Taumel. Mörder . . . Mörder . . .

Schreit, ihr erstarrten Leiber, daß diese rasende Welt sich besinne.

Laßt euer vergossenes Blut noch einmal fließen, erstickt darin die tierische Wut der Menschen, reiniget damit die haßentfesselte Seele.

Geht nicht in Verwesung über, zerfallt nicht in Staub, bevor nicht aus eurem grauenhaften Todesantlitz die geblendeten Menschen die Wahrheit erkennen.

Vermischt euch nicht mit der Erde, werdet nicht zum

Fraß der Würmer, bevor nicht die entfesselte Menschheit aus eurem grauenhaften Todesantlitz das Urteil der ewigen Verdammnis liest.

Steht auf, ihr Leichen, wandelt durch die Straßen dieser wilden Stadt, sucht die Mörder, umfaßt sie mit entfleischten Armen, preßt ihnen das Leben aus den gierigen Körpern.

Verharrt nicht in eurer furchtbaren Erstarrung, laßt euch noch einmal aufrütteln, heult, klagt, rächt . . . schützt das zurückgebliebene, zitternde Leben vor dem Verbrechen des Mordes.

Die Leichen blieben kalt und stumm . . .

Das Leben aber begann zu stöhnen.

Vater, warum hat man dich gemordet? Mein Leben ist ohne Halt, kann nicht wachsen. Es muß verdorren. Die Finsternis liegt darüber. Vater sprich, warum mußtest du sterben?

Die Leiche bleibt stumm . . .

Mutter, warum hat man dich gemordet? Meinem Leben fehlt die Liebe, deine weiche Hand hätte mich emporgeführt, hätte dieses arme Herz mit Zärtlichkeit erfüllt. Graue, kalte Wände schließen sich zusammen . . . Mutter, sprich, warum mußtest du sterben?

Die Leiche blieb stumm . . .

Sohn, warum hat man dich gemordet? Meinem Leben fehlt die Kraft, deine starke Jugend war die Sonne meines Alters. Meine Straße ist jetzt nur der Weg zum Grabe. Über meine Augen liegt nur mehr die Nacht. Sohn, sprich, warum mußtest du sterben?

Die Leiche blieb stumm . . .

Tochter, warum hat man dich gemordet? Meinem Leben fehlt der Sinn. Deine blühende Schönheit war mein Herz. Ausgehöhlt ist mein Leib. Meine Tränen

werden fließen, bis die eigenen Augen schwarz verlöschen. Tochter, sprich, warum mußtest du sterben?

Die Leiche blieb stumm . . .

Mann, wach auf. Dein Weib ruft dich, die Kinder schreien nach dir. Ohne dich gehen wir zugrunde, ersticken in Not, Elend, Schande. Die Straße wird unser Lager, das Mitleid unser Brot. Du kannst nicht die Ruhe des Grabes finden, wenn wir hungernd sterben. Mann, sprich, wer hat dich gemordet?

Die Leiche blieb stumm . . .

Gatten, Väter, Mütter, Söhne, Töchter . . . ihr Toten, gebt Antwort, daß die Welt es hört und erwacht.

Schüttelt das Grauen von euch, löst das furchtbare Rätsel eures Todes.

Das Leben stöhnte in ohnmächtiger, ringender Verzweiflung.

Der Tod enthüllte sein entstelltes Haupt und schwieg.

Die Antwort rinnt aus den Tränen der Lebendigen.

Entreißt sie, ihr schwarzen, wimmernden Gestalten, dem haßentstellten Antlitz.

Geht, geht, ihr Trauernden, sucht die Mörder, zeigt sie der Welt. Führt sie vor die große Gerechtigkeit hin und sprecht: er hat getötet. Verstummt nicht in euren Klagen. Die Welt muß vom Brudermord erlöst werden.

Langsam kam die Nacht.

Das Leben wankte aus dem Raum des Todes.

Die Finsternis umhüllte das grausige Antlitz der Erschlagenen. Sie versanken in der großen Einsamkeit.

Durch die Stadt lief Schmerz und Leid. Schwarze, düstere Not umrahmte die Häuser.

Tränen flossen. Das Wehklagen verhallte in der stöhnenden Brust.

Die Straße war leer, erschöpft von der rasenden Wut.

Der Tod schlief . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Der alte Diener wimmerte. „Ich habe es nicht verhüten können. Einer hat mir einen Stoß vor die Brust versetzt. Ich hab' geschrien: Das ist ein gelehrter Herr, was hat er mit all dem zu schaffen. Der Führer von ihnen, ein junger, gutgekleideter Mann, eine Schande ist so was, hat zu mir gesagt: ‚Alter Mann, das verstehst du nicht, es gibt noch eine tiefere Weisheit des Zerstörens,' so was ähnliches. Gebettelt hab' ich, es hat nichts genützt. Die anderen sind über alles hergefallen, haben alles zerbrochen, zerstampft, die Flüssigkeiten ausgeschüttet . . . nichts, nichts haben sie verschont. Das schöne Laboratorium, die große Arbeit . . . Ich hab' schon die Scherben zusammengekehrt . . . ich bin unschuldig daran, Herr Doktor . . .", der alte Diener beruhigte sich nicht.

„Ja, ja . . .", sagte Michael Clarenbach tonlos.

Er stand in der Mitte des verwüsteten Laboratoriums. Er erfaßte das alles noch nicht. Der alte Mann war geschwätzig. Er berichtete von irgendeiner Zerstörung, wer wußte nicht in diesen furchtbaren Tagen von etwas Fürchterlichem zu erzählen. Was ging ihn das an. Jeder mußte in dieser Zeit sich selbst zusammenhalten. Er hatte seine Arbeit, er war nicht mehr weit vom Ziel. Da, in diesem Laboratorium . . . wo war er nur hingeraten? Unter seinen Füßen knirschte Glas.

Er hörte die brüchige Stimme neben sich, sie war ängstlich, verschüchtert. „Herr Doktor, es ist noch nicht alles . . ."

Clarenbach rieb sich die Stirne. Er mußte erwachen.

Jetzt war Ruhe auf den Straßen, die brauchte auch er. Noch ein letztes Zusammenraffen und dann . . .

Die Stimme sagte: „Sie haben auch alle Schriften verbrannt, alles, alles . . .", der alte Diener wandte sich ab.

„Schriften . . .", wiederholte langsam Michael, sein Gesicht war unbeweglich.

Dem alten Mann wurde ängstlich zumute. Was war mit seinem Herrn geschehen? Warum schrie er nicht, tobte . . . das hätte er verstanden. Aber diese Ruhe . . .?

„Herr Doktor, Herr Doktor . . .", er rüttelte mit den Worten an ihm.

Die Augen Clarenbachs tasteten langsam die Wände ab, blieben dann auf dem Boden haften, aus dem ein scharfer Geruch aufstieg. Schwerfällig sagte er: „Das ist mein Laboratorium, ich beginne zu verstehen . . ."

„Alle Schriften, alle Schriften . . ." wimmerte der alte Diener. „Die große Arbeit, all die Mühe und Plage . . ."

Clarenbach legte dem Diener die Hand auf die Schulter. „Es wäre sonst nicht vollständig gewesen. Man kann einen Menschen nicht erschlagen und dabei sein Herz lebendig lassen. Soweit sind wir noch nicht. Vielleicht war alles notwendig, was wissen wir?" Kopfschüttelnd verließ der Diener das Laboratorium. Er hatte Angst um seinen Herrn.

Mit schleppenden Schritten trat Michael in das kleine Nebengemach. Nur der Kasten war erbrochen, in dem er seine Aufzeichnungen verschlossen, sonst war alles unberührt. Er ließ sich in einen Stuhl nieder. „Merkwürdig," dachte er laut. „Ich kann gehen, mich bewegen, denken, sprechen . . . wie ist das nur mög-

lich? Ich liege doch dort erschlagen." Er blickte durch die offene Türe in das verwüstete Laboratorium. „Ich sehe von hier aus meine verstümmelte Leiche, mein ausgeronnenes Hirn." Er lachte kurz auf. „Der gute alte Mann glaubt, sie haben die Retorten zerschlagen, die Röhren und Kolben zerbrochen, all das lächerliche Glas- und Metallzeug, sie haben die neuen Stoffe verwüstet, die Schriften verbrannt. Unsinn. Da ... das haben sie zerstört, in Stücke gerissen ...", er schlug sich heftig mit der flachen Hand auf Brust und Stirne. „Er hat mich zusammengekehrt. Die Scherben liegen auf dem Mist."

Lange starrte er vor sich hin, seine Augen waren leblos, seine Glieder steif, plötzlich fiel sein Kopf hart auf den Holztisch nieder, sein Körper zuckte in stöhnender Erregung. Dann erhob er sich, machte ein paar Schritte, unsicher, taumelnd. An die kalten Scheiben preßte er seine heiße Stirne. „Hier ist dein Laboratorium, ich will mir das Haus merken," er horchte, als spräche jemand zu ihm. Er lächelte schmerzlich. Das war damals, die Begegnung mit Gudenar. Seit jenem Tage hatte er ihn nicht gesehen. Warum mußte er gerade jetzt an ihn denken? War die Zerstörung seiner Arbeit nicht sinnlos? Die blindwütende Masse dachte nicht in die Tiefe. Sie war nur gierig, in ihr war die Lust nach Raub, nach Mord. Und Gudenar? Das war der gewissenlose Streber, die reifste Ausbildung dieser Form von Mensch. Die Sprossen seiner Leiter waren erstarrtes Blut. Was kümmerte ihn Gudenar? Das waren damals Zufallsworte, die in keinem Zusammenhang standen. Er war nur eine Figur.

Clarenbach begann erregt auf und ab zu gehen. Wer war er, daß man ihn gehetzt hatte, um ihn dann mit einem Schlag zu zertrümmern? Er war ein stiller

Forscher, abseits vom Wege, einer, der den Menschen Gutes bringen wollte. Nur eine Hand hatte das alles gefügt, nur ein Geist hatte das alles ersonnen.

Er lehnte an der Tür und starrte in das Laboratorium. Seine Augen verdunkelten sich. Aus dem beschmutzten Boden wuchs eine Gestalt empor. Er sträubte sich dagegen. Das war der massige Körper und jetzt der Kopf, deutlich unterschied er jeden Zug: Stirne, Augen, Nase, Mund . . . Nein, er mußte diese Einbildungen zerreißen, er wollte nicht sehen.

Er wich langsam zurück, stieß einen Schrei aus und klammerte sich an der Tischkante.

Karenow sagte gleichmütig: „Die Verwüstung ist betrüblich. Das Laboratorium hat stark gelitten."

Clarenbach dachte: Mein Geist ist zerstört, das ist der Wahnsinn. Es verfolgt mich, es verfolgt mich . . . Sein Gesicht schmerzte ihn, er mußte es aus einer Umklammerung herausreißen.

Die Stimme fuhr fort: „Ich begreife Ihre Erregung, dennoch ist eine Klarheit notwendig."

Clarenbach fühlte den fremden Körper, spürte den fremden Atem, kam zum Bewußtsein.

„Was wollen Sie von mir?" stieß er hervor.

Karenow lächelte süßlich. „Es war mir ein Bedürfnis, Sie noch einmal zu sehen." Er sah ihn scharf an. „Empfinden Sie es nach all dem nicht auch als eine Notwendigkeit?"

Clarenbach stöhnte leise auf. Wer war er noch? Aus einem verstümmelten Leib klang eine Stimme. Das war sein Leib, das war seine Stimme . . . Das war ein zerreißendes Gefühl. Er starrte Karenow an. Leg' deine Hände um seinen Hals, erwürg' ihn, räch' deinen eigenen Tod. Der Gedanke tat ihm wohl. Er machte einen unsicheren Schritt. Karenow stand un-

beweglich. Mühsam hob Clarenbach die Arme, dann ließ er sie wieder schwer sinken. Erwürg' einen kalten Felsen, erwürg' fließende Luft, erwürg' einen reißenden Strom, erwürg' glühendes Feuer. Seine Füße versagten, er mußte sich setzen.

Karenow hatte diesen Kampf mit funkelnden Augen verfolgt, er wuchs an solchen Widerständen. Er sagte jetzt kühl: „Gewisse Äußerlichkeiten sind kaum zu vermeiden. Im allgemeinen bin ich dagegen. Glauben Sie mir, es ist ein großer Unterschied, ob ein Mensch an einer großen, stinkenden Wunde zugrunde geht, oder ob er säuberlich an einem guten Gifte stirbt."

Clarenbach sah ihn verstört an.

Karenow fuhr fort: „Es ist natürlich nur ein Gleichnis. Obzwar der Effekt der gleiche ist, ist die Empfindung in beiden Fällen dennoch eine andere. Die Menschen geben sehr viel auf die Ästhetik des Sterbens. Man sollte dieser kleinen Schwäche Rechnung tragen. Es gibt sogar in dieser Beziehung ein bedeutendes Zugeständnis, einen kühnen Ausweg. Ich, zum Beispiel, bin für den lebendigen Tod."

Clarenbach dachte: So spricht ein Mörder von seinem Rüstzeug, wie ein Handwerker von Hammer, Bohrer, Ahle . . . Er wies nach dem Laboratorium hin. „Es ist restlos gelungen," sagte er bitter.

Karenow wandte nicht den Kopf. „Viel Gewalt," sagte er ruhig; „man muß sich fragen, ob das auch notwendig war." Er sah Michael scharf ins Gesicht. „Der Sicherheitskoeffizient spielt bei allen Neuerungen eine große Rolle. Ich glaube, daß das meiste Blut aus diesen Gründen vergossen wurde. Immerhin muß die Neugeburt der Menschheit als eine ganz besondere Erscheinung gewertet werden. Also: der starke Blutverlust ist begreiflich. Ich wollte Ihnen nur dies sagen,

um Ihnen über diese ...", mit einer leichten Bewegung wies er nach dem Laboratorium, „Zerstörung hinwegzuhelfen. Sicherheitskoeffizient, man kann die Brutalität mathematisch ausdrücken, eine einfache Formel."

Ein Kobold tanzt auf meiner Leiche, so fühlte Michael die kalten, grausamen Worte Karenows.

„Sie kommen zu einem Leichenschmaus," sagte er heftig.

Karenows Augen glänzten. Seine Stimme aber blieb gleichgültig, er schien die Antwort überhört zu haben. „Der Vergleich drängt sich auf. Die Duplizität der Fälle, glauben Sie an dieses Gesetz ...?" Ohne eine Antwort abzuwarten: „Immerhin bleibt ein gewaltiger Unterschied, ein nicht übersehbarer ...", das letzte Wort betonte er besonders.

„Wovon sprechen Sie?" sagte Clarenbach, seine Stimme klang rauh.

„Ich bin schon einmal inmitten einer solchen Verwüstung gestanden," Karenow sagte es langsam.

Clarenbach neigte den Kopf. „Wenn meine letzte Stunde mir Kraft gibt," er sah die zittrigen Schriftzüge vor sich.

Karenow setzte bedeutsam Wort für Wort. „Nur mit dem Unterschied, daß er tot war und Sie leben, Michael Clarenbach."

Michael sprang auf, er konnte seine Erregung nicht mehr beherrschen. Drohend stand er vor Karenow, er schrie ihm die Worte ins Gesicht: „Wer sagt, daß ich lebe ... Wer ...? Mein Herz hat man mir herausgerissen, mein Hirn hat man mir ausgepreßt, meinen Willen hat man gelähmt. Was ist übriggeblieben? Eine tote Hülle, nichts anderes. Was soll ich damit beginnen? Soll ich Arme, Füße, Körper, Kopf mit

mir herumschleppen? Zu welchem Sinn, zu welchem Zweck? Sprechen Sie oder freuen Sie sich zumindestens. Sie sind doch mit all dem verknüpft. Ich will Ihnen etwas sagen. Nehmen Sie einen Kranz, werfen Sie ihn da, in diesen toten verwüsteten Raum hinein und Sie sind der erste, der an meiner Leiche gestanden ist, der erste Leidtragende . . .", er lachte laut, verwirrt. „Ich kann mir kein besseres Geleite wünschen," erschöpft fiel er dann auf einen Stuhl.

Karenows Gesicht trug den Ausdruck befriedigter Sättigung. Er sagte schneidend: „Berkow ist an einer klaffenden Kopfwunde gestorben und Sie, Michael Clarenbach, leben, wenn auch jetzt vielleicht in einer anderen Form. Glauben Sie an einen Zufall, Bestimmung oder an ein tiefes Gesetz?" Er sah ihn lauernd an.

„Wer spricht von einem Körper," schrie Clarenbach. „Das ist gleichgültig. Der Tod gehört zu uns. Unser Sträuben, ihn anzuerkennen, nützt nichts, erhöht nur die Qual. Ich bin darüber hinaus."

Karenow nickte. „Wir nähern uns," sagte er bedeutsam.

Clarenbach hob abwehrend die Hand. „Berkow starb, ich aber spüre meinen eigenen Tod. Ich trage ihn in mir und atme. Wissen Sie, was man vernichtet hat? Wilde Füße haben darauf gestampft, gierige Flammen haben es verbrannt. Ich war daran, das Element zu finden, aus dem uns ein Licht erstanden wäre, das tausendfach Schmerzen gelindert, geheilt, das uns vor tausendfachem schmerzhaftem Tod geschützt hätte. Ich hätte die Menschheit von einer fressenden Geißel befreit. Diese Hoffnung ist gestorben, was ist dagegen eine tödliche Kopfwunde?" Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und stöhnte.

Mit harter, unbarmherziger Stimme sagte Karenow: „Alle müssen sterben, die ein anderes Element jetzt suchen wollen als den neuen Menschen. Jede Kraft muß nur diesem Zwecke dienen. Es gilt jetzt nicht Schmerzen zu stillen, sondern der Prozeß dieser Geburt kostet Schmerzen. Es gilt nicht eine Geißel aus der Welt zu schaffen, sondern eine neue zu knoten, blutiger als je eine war. Es gilt jetzt nicht ein heilender Apostel zu sein, noch kein Messias der Güte hat uns bisher genützt, es gilt jetzt die Welt aufzuwühlen, aus einem vieltausendjährigen Schlaf wachzurütteln, es gilt die schlaffe, sattgefressene Menschheit aus ihrem weichen Daunenbett aufzupeitschen, die Furie herauszujagen; aus ihrem Zorn und ihrer Wildheit finden wir zum neuen Menschen. Nur der Messias des Bösen kann uns jetzt das wahre Heil erringen. Das ist das neue Element, das ich suche, Michael Clarenbach, für ein anderes ist jetzt kein Raum mehr. Dazu ist die Welt zu klein."

Hochaufgerichtet stand Karenow und warf die Worte auf Clarenbach nieder, der in sich zusammengekrümmt war.

Das Böse wächst, er spürte, wie es ihn umgab, wie es sich um seinen Körper schlang. Alle, die im eigenen Blute erstickten, waren nur dafür gestorben. Alle, die an ihren Wunden sich zu Tode quälten, hatten nur dafür gelitten. Das Böse wächst . . . die Welt hat nur Raum dafür. Nein, er mußte sich aufraffen, vielleicht war noch Kraft in ihm. Er wollte den Tod aus sich herausspeien, wie er dieses haßerfüllte Antlitz zertrümmern wollte. Er richtete sich auf.

„Ihr habt das Böse aufgerufen, ihr habt die Furie losgelassen, den Haß durch die Straßen gejagt, wolltet die Welt in Blut ersticken, in Tränen ertränken. Der

neue Mensch ist nur ein Mörder, das neue Element nur das Verbrechen. Dennoch hat das Gute gesiegt. Die Straße ist verstummt. Dieses Heulen, Johlen, Krachen, Zischen, die Sprache eures neuen Menschen ist erstickt. Wir atmen wieder durch Leid und Schmerz und Scham, dennoch atmen wir und leben. Vielleicht lebe auch ich noch einmal. Es gibt vom Tod Auferstandene. Vielleicht bin ich ein Auserwählter, vielleicht . . ." Seine letzten Worte waren ein ringendes Stöhnen.

Karenows Gesicht verzog sich höhnisch. „Man darf nicht kurzsichtig sein. Was äußerlich geschehen ist, ist nicht die innere Tat. Von der hängt es ab. Nicht um die Zahl der Geschosse handelt es sich. Ob dort mehr Eisen verschossen wurde, oder hier; ob dort mehr Flammen aufsprangen oder hier; ob dort mehr Menschen bluteten oder hier, das sind Kleinigkeiten, die nur der blinde Narr als ausschlaggebend anerkennt. Ich gebe zu, daß vielleicht ein kleiner Rechenfehler uns vorläufig zum Nachteil gereicht. Was bedeutet das? Wir werden diesen Fehler baldigst aufklären. Wenn auch unsere Geschütze aus Mangel an Munition verstummt sind, das ist nicht weiter von Bedeutung. Ich überschätze diesen Explosivstoff nicht. Es gibt einen anderen, wilderen Stoff. Nicht die zierlichen kleinen Granaten füllt man damit, den Menschen selbst füllt man damit an, in ihn zwängt man diesen neuen Pulverstoff. Es ist ein Gemenge von Haß, Wut, Gier, Wollust, eine wunderbare Vermischung von unheimlichen Kräften. Dynamit des Geistes. Nichts hält dagegen stand. Wir sprengen damit die Erde. Das sind unsere Geschosse, Michael Clarenbach. Die Ruhe der Straße ist nur eine Pause. Ich höre schon das Dröhnen und Donnern. Die großen Schlachten des kleinen Krieges waren nur ein Kinderspiel. Keine Waffe schlägt solche

Wunden wie der Haß. Der neue Mensch, unser Kämpfer, ist daraus gezeugt."

Michael sagte dumpf vor sich hin: „Rast über meine Leiche, rast hinweg . . ."

Mit wildem Hohn überschüttete ihn Karenow. „Und du, Michael Clarenbach, versuche dich aufzuraffen, versuche von neuem dein Werk der Güte, dein Werk des Heilens. Tauch' unter in dir, ob noch Kräfte vorhanden sind, die du erwecken kannst. Prüfe dich, drehe dein Inneres um, höhle deinen Geist aus, schürfe in deinem Herzen, ob du noch das Blendwerk deines Glaubens, deiner Liebe zu einer Tat umgestalten kannst. Sieh nach, ob du aus den Trümmern deiner Arbeitsstätte den Gedanken wieder findest, den du qualvoll gezüchtet hast, den du zu seiner Größe ausbauen wolltest, für den die sündige Menschheit noch nicht reif ist. Jede Hoffnung ist vergeblich. Jeder Gedanke, den du neu fassen wirst, wird verstümmelt sein. Jedes Denken von dir wird kranken, es wird verdorren. Wenn ich auch jetzt verschwinde, ich bleibe in dir, wie ich in den Tausenden und Abertausenden Menschen bin. Man kann Körper ausrotten, Köpfe von einem Rumpf reißen, aber man kann meinen Geist nicht mehr vernichten. Tief eingewurzelt ist er und wuchert, wuchert, bis er die Welt überragt. Daraus wächst sie neu.

Du bist zertrümmert, Michael Clarenbach. Das Wunder der Auferstehung ist ein Märchen. Die Zeit der Märchen aber ist vorbei. Die Zeit des Blutes ist gekommen; es wird rauschen, wachsen, zu einem gewaltigen Meer anschwellen, die neue Menschheit ersteht daraus. Michael Clarenbach, trage deinen toten Leib, bis wir Starken kommen, dich zu erlösen."

Wie lange Michael in sich versunken dagesessen war, wußte er nicht. Um ihn war eine dichte Finsternis.

Der alte Diener stand vor ihm und rief weinerlich: „Herr Doktor, Herr Doktor . . .“

Michael schreckte auf. Seltsam sah er sich um.

„Sie dürfen es nicht so schwer nehmen, wieder von vorne beginnen. Es ist wohl furchtbar, ich kann's verstehen . . .“, der alte Diener schüttelte traurig den Kopf.

.Michael erhob sich. Noch einmal sah er sich im verwüsteten Laboratorium um, in seinen Augen lag erstarrte Verzweiflung, dann verließ er das Haus.

Mit schweren, schlürfenden Schritten ging er durch die Straßen und verschwand in der Nacht.

Der alte Diener verlöschte die Lichter im toten Laboratorium.



IV.

Das Leben singt

Adelheid Rapp begleitete den Arzt bis auf die Treppe. Er sagte: „Der Stich hat die Lunge zerrissen, ist hart an dem Herzen vorbei, hat es blutig gestreift. Ich wundere mich über den zähen Widerstand. Er ist ein armer, verzehrter Körper. Was hilft da unsere Wissenschaft. Wir stehen hier an der Grenze. Man kann nur mehr beschwichtigen, so was wie den Tod einlullen, nichts mehr verhüten," er reichte ihr die Hand. „Ich stehe Ihnen immer zur Verfügung, in schwerster Stunde sind wir nur mehr Mensch, nicht mehr Arzt. Die Wissenschaft gleitet von uns, man kann schließlich selbst nur leiden."

Sie dankte stumm. Er ging.

Adelheid Rapp trat in das Zimmer, blieb an der Tür stehen und schaute nach dem Bette. Das weiße Linnen umrahmte das gelbe Antlitz mit den geschlossenen Augen. Der rötliche Bart schimmerte, zerfloß vor ihr wie fließendes Blut. Sie setzte sich neben dem Bette nieder, ihre Hände lagen ineinander verkrampft in ihrem Schoß, so starrte sie auf den Schlafenden. Unbeweglich war ihr Gesicht, nur ihr Atmen verriet das Leben. Ihre Augen sahen nichts, nur ihr Herz schaute, weinte und litt.

Simon Bardach erwachte. Langsam wandte er den Kopf nach Adelheid, seine Hand suchte die ihrige. „Ich kann nicht schlafen," sagte er mit leiser Stimme, „ich

halte nur die Augen geschlossen, weil ich dann nicht zu sehen glaube, es ist aber ein Irrtum."

„Es wird alles wieder gut," sagte sie. Sie strich leise die weiße, ausgemergelte Hand.

Er lächelte. „Das glaube ich jetzt selbst. Es ist nur ein großer Umweg," fügte er nachdenklich hinzu. „Müssen wir den alle gehen?"

Sie fand keine Antwort, ihre Brust war starr, zusammengepreßt.

Das Gesicht Bardachs nahm einen gequälten Ausdruck an. „Es ist ein sonderbarer Zustand. Ich verliere mich jetzt immer, finde mich plötzlich irgendwo anders. Es vermischen sich Menschen und Geschehen. Ich kann nicht mehr unterscheiden."

„Das ist nur ein Übergang," sagte sie, sie wollte trösten. Wohin führten sie die eigenen Worte?

Er griff das Wort auf. „Übergang . . . Ich gehe jetzt über eine lange, schwankende Brücke. Ich sehe unter mir ein wallendes Feuer und höre daraus ersticktes Stöhnen. Ich weiß, es sind dies alles nur Einbildungen, aber wo sind die Grenzen der Wirklichkeit?" Seine großen Augen waren ins Leere gerichtet.

„Du darfst jetzt nicht denken," sagte Adelheid, „atme still, so wird auch das Leben in dir wieder erstarken."

Er sagte flüsternd, geheimnisvoll: „Es war nie stark in mir. Das ist der Grund. In meiner Dumpfheit ist eine wunderbare Klarheit." Er strich sich über die Stirne, auf der Schweißtropfen standen. „Ich war nur stark in der Schwäche. Man kommt dem Leben so nicht bei, es ist furchtbar unbarmherzig."

„Nicht grübeln, nicht grübeln . . .," sagte sie bittend. „Das verzehrt dich."

Er blieb eine Weile stumm. Das Zimmer war er-

füllt von schwerem Atem. Er rief sie leise. Sie beugte sich über ihn. „Man müßte etwas verhängen, oder die Augen mit Gewalt eindrücken, die Ohren verstopfen. Ich sehe es und ich höre es. Es wächst, es flammt, es stöhnt. Ich komme nicht los davon, es ist rings um mich.“

Sie wollte ihn beruhigen. Ein quälender Schmerz zerriß sein Gesicht. Er mußte sprechen, die Worte fielen von ihm wie Blut aus einer Wunde.

„Um mich waren wilde Leiber, die rissen mich fort. Ich spürte nur betäubend einen heißen, gierigen Atem, es war mir, als wenn mich Flammen trügen. Ich hörte dann nur das Splittern von Holz und das Klirren von Glas. Mitten in ihr Gebrüll warf ich meine Stimme. Niemand hörte mich. Was ihre Hände nicht erfassen konnten, zerstampften ihre Füße. Mit den Fäusten schlugen sie einander, bekämpften sich mit dem Messer, ich hörte das Stöhnen der Verwundeten, der Zertretenen. So plünderten sie das große Kaufhaus. Mich stießen sie vor die Brust, ich taumelte, lehnte an der Mauer, wie an einen Marterpfahl gebunden, und mußte sehen, erkennen . . . Nicht zwei Augen hatte ich, tausend Augen hatte ich und sie alle sahen das Entmenschte, Gierige, Tierische . . .“

Er bedeckte sein Gesicht. „Es ist vorüber,“ sagte Adelheid. Ihre Lippen waren dünn, blau, wie erfroren.

Er versuchte sich aufzusetzen; seine Hände zitterten. Nur mühsam gelang es. Sie stützte ihn.

„Einer schrie ‚Feuer‘. Wie ich auf die Straße kam, weiß ich nicht. Ich sah die Flammen aufspringen. An mir jagte Geheul vorüber. Schwarze Körper hatten Flügel, ich sah keine Gesichter. Ich spürte nur ein eisiges Rauschen. Dahinter wuchs das rote Feuer. Un-

geheure Schatten tanzten um mich, höhnten mich. Ich hatte die Arme emporgereckt und schrie: ‚Menschen, Menschen . . .‘, ich wußte nicht, daß ich es tat. Es hörte niemand meinen Ruf, es war kein Mensch unter ihnen.“

Er sah vor sich hin, dann riß er heftig seinen Kopf zur Seite, streckte den Arm nach Adelheid aus und rief stöhnend: „Wo sind die Menschen, wo . . .? Es kann nicht Ruhe in mir werden, bevor ich das erkenne,“ seine Stimme wurde flehend. „Zeig’ mir die Menschen, ich will aufstehen und unter ihnen gehen, dann ist kein Leid und kein Schmerz mehr in mir. Ich will ihr Herz sehen, ihre Stimmen hören, ich will die Wärme ihres Körpers spüren. Laß mich zu ihnen, ich verirre mich.“

Seine Erregung wuchs, seine Augen begannen zu glänzen.

Adelheid sagte gequält: „Ich bin bei dir.“

Er lag ausgestreckt und sagte leise: „Das ist gut, das ist gut . . .“

Sie legte ihm ein feuchtes Tuch auf die Stirne. Sie fühlte sich hilflos. Nur zusehen, wie ein Leben verlöscht, dachte sie bitter. Welche erhabene Grausamkeit liegt in diesem unerbittlichen Sterben, das fremdes, starkes Leben zum Zeugen zwingt. „Er stirbt nicht an seinen Wunden,“ in ihr quälte sich dieser Gedanke, es war ein Ringen nach eigener Wahrheit. Sie starrte in das wachsbleiche Antlitz, als müßte ihr daraus Antwort werden. . . . Der Menschheit wollte sie helfen . . . nicht einem einzigen Menschen konnte sie helfen. Ihre Stärke, ihr Wille, es krümmte sich zusammen in ihr; schwaches Weidenstroh im Sturme . . . das eigene Leben hängt immer an fremden Todesfäden.

Simon Bardach sprach leise vor sich hin, als wäre er allein. „Man müßte sich darüber klar werden, ob es ein Traum ist, oder die grauenhafte Phantasie eines Künstlers, der uns erschrecken will, aufrütteln . . . oder ist es das wirkliche Leben, dann ist darin kein Raum für Menschen, man muß abtreten, man war ein schlechter Komödiant . . ."

Harte Furchen lagen in seiner Stirne, ein zerreißendes, irres Denken stand dahinter.

Adelheid Rapp wagte kaum zu atmen. Eine Heiligkeit lag in diesem wehen Suchen nach Erkenntnis. Er stand vor der letzten Pforte der Nacht und sehnte sich nach Licht.

Er suchte sie mit den Augen.

„Sprich nicht mehr," sagte sie bittend.

„Es zerreißt mich, ich muß mich davon befreien," seine Stimme wurde lebhafter. „Was bedeutete dieses verwüstete Haus in Flammen? Nichts . . . Vielleicht war es nur ein roter Vorhang, davor war die Szene des Grauens." Er machte eine kurze Pause, als müßte er sich etwas zurechtlegen.

„Ich will nicht sagen, daß es Wirklichkeit war, um das zu erkennen, fühle ich mich nicht mehr stark genug. Ich weiß nur, daß ich diesen Augenblick immer wieder erleben muß, alles andere ist dagegen nur Schein. Dieses Bett, das Zimmer, du, alles . . ."

Sie strich über seine Hand, sie war jetzt klein, gebrechlich, wie die eines Kindes. So fühlte sie sie auch.

„Ich hörte ein Schreien, durch all das fürchterliche Getöse kam es zu mir. Und dennoch hatte ich das Gefühl, als lägen zwischen diesem Schrei und mir Hunderte von Meilen. Dieses Empfinden war so stark, so aufpeitschend, daß ich mich durch die brüllende Menge stieß, ohne zu wissen, daß ich es tat. Dieses

Schreien lag um meinen eigenen Hals wie ein ungeheures Seil und zerrte mich. Meine Füße waren steinerne Säulen. Ich schritt durch einen Hof. Leere Wagen standen drin. Von einem Stall war ein großes hölzernes Tor halb geöffnet. In ein schwarzes Loch blickte man. Daraus quoll das Schreien hervor wie ein wilder Blutstrom. Dorthin stürzte ich. Das Seil riß an mir . . ."

Er begann zu stöhnen, es war ein klagendes Jammern, tief, tief aus ihm heraus strömte es. Adelheid Rapp stand bewegungslos vor ihm.

„In ein Mädchenantlitz starrte ich, darin war kein Tropfen Blut mehr, das Grauen hatte es aufgesaugt. Mit letzten Kräften wehrte sie sich gegen ein Menschentier. Auf diesem Gesichte lag Gier, Gier, . . . eine teuflische Lust; auf dem weit geöffneten Maule mit den großen Zähnen stand der Schaum. Mit roten krallenartigen Händen riß er an den Kleidern des Mädchens. Sie war zu Boden gesunken, er hockte auf ihr, ihre weiße Brust sprang aus den Fetzen hervor. Seine Knie stemmte er gegen ihren Leib, ohnmächtig bäumte sich dieser auf. Mir war es, als wollte er ihren Körper auseinanderreißen. Dauerte der Kampf Sekunden oder Stunden, das Bild stand eine Ewigkeit vor mir. Als ich zu Boden sank, spürte ich ein heißes, glühendes Gefühl in meiner Brust und hörte einen einzigen gellenden, furchtbaren Schrei . . . dann war alles still um mich."

Mit einer gewaltigen Anstrengung hatte sich Simon Bardach aufgesetzt, seine Augen glühten, sein Mund war verzerrt, seine Stimme heiser.

„Wo war ich damals, wo bin ich jetzt . . .? War dieses Mädchen meine Schwester . . . war dieses brennende Haus mein Elternhaus . . . Ist dies alles nur

ein einziges Geschehen ... Liegt keine Zeit dazwischen ... Ist das die Welt, in der wir leben ... Gibt es nicht Zeit und Ort mehr, nur Verbrechen ... Sind die Menschen nur Mörder, Schänder ... Hilf mir, hilf mir ... Ich gehe in Flammen auf und ich ersticke in Blut ..."

Er schrie laut auf, seine Finger krampften sich in dem weißen Verbande. Die blutige Brust trat hervor. Schwer fiel sein Kopf auf die Kissen.

Mit zitternden Händen bettete ihn Adelheid, trocknete die fließende Wunde, legte frisches Linnen darüber. Ihre Augen waren stier, tränenlos.

Simon Bardachs Röcheln ging in ein leises, kaum hörbares Atmen über. Seine Augen waren geschlossen. Sie legte ihr Ohr an seine Brust. Dann trat sie an das Fenster und blickte hinaus.

Ein frühes Sonnenlicht lag auf den schüchtern sprießenden Bäumen. Eine Leere war in ihr, die füllte sich aus mit einem tiefen undurchdringlichen Leide. Ein Mensch starb, starb in Schmerzen und Not des Geistes, starb in ringender Verzweiflung um eine Erkenntnis. Für wen starb er? Trug sie nicht auch einen Teil dieser Schuld? Hatte sie nicht selbst dieses große, glühende Herz in ein unendliches, wütendes Meer gehetzt, wo es ertrank? Verriet nicht dieser Todeskampf eine furchtbare Wahrheit? Aus diesem Sterben rang sich ihr Leben hervor, zeigte ihr das entstellte Gesicht der Verirrung. Die fiebrigen Augen waren ein unbarmherziger Spiegel, darin las sie Zug um Zug der eigenen Schuld. Er war ein Opfer, getrieben und gehetzt von Fremden, auch ihre Hand hatte die Geißel geschwungen; an den blutigen Striemen ging dies Herz zugrunde. Der Todwunde war stärker als sie selbst. Sein letzter Schrei war eine Erleuchtung.

Sie aber trug den starken Körper; wo war die tiefe, schmerzende Wunde, durch die die Wahrheit eindringen konnte?

Sie wandte sich um, blickte nach dem Schlafenden. „Sein Tod," sagte sie. Es öffnete sich die Brust, sie fühlte den Schmerz der Wunde und auch das Glück des Schmerzes. Ihr Gesicht wurde weicher. Sie setzte sich an das Klavier, ihre Hände lagen auf den kalten Tasten, dennoch hörte sie Musik. Es war ein fremdes, weiches Lied vom Leben und vom Sterben.

So vergingen Stunden . . .

In der Dämmerung schlug Simon Bardach die Augen wieder auf.

„Du hast geschlafen," sagte Adelheid, „es ist ein Zeichen des Gesundens."

Er lächelte matt. „Ich habe jetzt den Schlaf gefühlt, zum erstenmal." Geheimnisvoll fügte er hinzu: „Ich weiß auch den Grund. Ich habe mich gereinigt . . . Es war ein fremdes Mädchen, ich weiß es, und dennoch war es meine Schwester. Sie wollte ich retten, ich hatte ein Versäumnis nachzuholen. Der Herzstich tut mir wohl."

Adelheid fürchtete wieder seine Erregung, nur mühsam beherrschte sie ihre Angst. Sein Ton war gläsern hell, die Augen durchsichtig. Die Haut schimmerte wie dünnes Elfenbein. Ein Lächeln lag auf seinem Mund, daß sie erschüttert die Tränen kaum verbergen konnte.

„Ich spüre ein großes Glück in mir, es ist mir, als brenne ein Licht da drinnen, nach endlos düsterer Finsternis," mühsam fuhr er mit der Hand nach dem todmüden Herzen. „Lange bin ich in die Irre gegangen, ich suchte den Tag und verstrickte mich immer tiefer in die Nacht. Ich wollte das Gute und ver-

sank immer tiefer in das Böse. Ich war ein Wanderer in dichtem Gestrüpp der Leidenschaften."

„Du bist der gute Mensch," sagte Adelheid stark. Er schüttelte wehmütig den Kopf.

„Das war ich nicht, vielleicht war es ein Gedanke in mir. Ich glaubte ein Heimatloser zu sein, weil ich keine Heimat hatte; sie stieß mich aus. Das war ein Irrtum. Wer sich auf sein Herz besinnt, kann nicht heimatlos sein. Das große Menschenherz ist die wahre Heimat. Das muß man den Menschen sagen. Sie werden sich besinnen. Nur so fallen die stachlich blutigen Grenzbalken von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk, von Land zu Land. Das Herz ist größer als die Erde. Wann wird die Menschheit dies erkennen?"

Er schwieg und schaute mit verklärtem Lächeln ins Leere. Mit heiligem Erschauern horchte Adelheid Rapp. Hatte der sieche Körper noch Teil an diesen Worten? Das Antlitz trug den Schimmer der letzten Auflösung in das Nichts und in das All.

Er sprach, jedes Wort war wie neugeboren, ursprünglich: „Man darf nicht sein Leid zu den anderen tragen und sagen: ihr leidet auch. Geht hin und befreit euch. So weckt man nur den Haß, das tat ich. Ich erkenne meine Schuld. Man muß sein Leid verschließen und zu den Menschen gehen und sagen: Wir leiden alle. Kein Schmerz ist so groß, daß es nicht einen größeren gibt. Den müssen wir suchen und erkennen. Ein jeder von uns kann lindern, heilen. So weckt man die Liebe. Das ist die Erkenntnis meines Sterbens. Vielleicht ist sie so groß, daß sie die Gesunden, Lebenden nicht erfassen können."

„Du stirbst nicht," sagte Adelheid stöhnend. Sie fühlte

in sich selbst etwas sterben und etwas neu geboren werden.

Er winkte schwach ab. „Es ist kein Weh in mir. Ich war zu schwach für das Leben, nur mein Tod ist stark.“

Er schwieg in einer plötzlichen Erschöpfung. Große Tränen rannen Adelheid über das Gesicht. Sie wußte nichts davon. Wie hätte dieses Leben herrlich geblüht, wenn nicht wilde Arme es fortgerissen hätten aus der lichten Bahn der Erkenntnis. Wie hätte diese Stimme herrlich geklungen, wenn sie nicht andere Stimmen heulend übertönt hätten. Wie hätten diese Augen allgütig gestrahlt, wenn nicht andere harte, unbarmherzige Augen sich darin versenkt hätten.

Was sagte das brutale wirkliche Leben zu ihm? Du warst ein häßlicher Mensch. Vielleicht fügte es noch höhnisch hinzu: Ein Jude. Was sagt der Tod zu ihm? Du bist eine schöne Leiche.

Sie schrie auf. Bardachs Atem wurde schwerer, wuchs zu einem Röcheln. Sie wischte ihm den Schweiß von der Stirne. Die Hände lagen in scharrender Bewegung auf der Decke.

Wieder schlug er die Augen auf. Seine Kraft reichte nicht mehr zum Lächeln. Nur schwer brachte er die Worte hervor. „Man muß sie schützen ... Er ist wilder als der Tod ... Verlösche seine Augen ... der Spiegel des Hasses ...“

Einen kalten Hauch fühlte Adelheid. Sie blickte in jähem Erschrecken nach der Tür, als öffnete sie sich und eine Gestalt träte ein. Vor die Schwelle wollte sie sich werfen, mit ihrem Leib den Eintritt wehren. Nie, nie wieder wollte sie in dieses Antlitz sehen.

Sie schaute auf den Sterbenden. Das Herz dieses

Toten wollte sie in sich aufnehmen, es wärmen und tragen. So stand sie unbeweglich und hörte das Röcheln.

Die Nacht kam.

Sie öffnete weit die Fenster. Die Sterne standen in blauer Unendlichkeit.

War dies noch ein Lächeln, ein Weinen, ein Jubelruf oder ein Seufzer? Regungslos ohne Atem lag ein Mensch.

„Du bist erwacht, Simon Bardach," sagte Adelheid Rapp stark.

Sie drückte dem Toten die Augen zu.

* * *

Eine tiefe Nachdenklichkeit war in Franziskus Turenius. Die Kampftage in der Fabrik hatten in ihm vieles bloßgelegt. Die Flügel der Jugend hatten ihn getragen, die Flammen der Begeisterung hatten ihn verzehrt. Alles war in rauschenden Gedanken aufgegangen, in einer wilden Sehnsucht erstickt. Daraus waren Schmerz und Lust gesprungen, ungeheuerlich, verzerrt in den Dimensionen.

Zum erstenmal stand er vor der Tat. Der gewaltigste Einschnitt im Wachstum des Menschen: der Übergang von brausendem Empfinden zum wirklichen Geschehen. Da lag die Grenze zweier Welten: Jugendland und Leben. Gedanken und Vorstellungen hatte nur das Herz geboren, sie in berstendes Gefühl, in glühende Worte umgesetzt, jetzt erhob sich der Verstand, schmerzvoll zeugte das Hirn die Idee, setzte sie in Wirklichkeit um. Nur wenigen gelingt es, die Brücken zu schlagen; die einen finden nicht den Weg aus dem Gestade der Jugend in das Land des Lebens; sie sind weich, verträumt, Herzmenschen, die verblühen. Die anderen blicken nie zurück in das Land der Jugend, es ist versunken in ihnen, verlöscht, sie klimmen nur

keuchend die steilen Ufer des Lebens empor; sie sind hart, lieblos, Hirnmenschen, die erstarren. Die Unerbittlichkeit des eigenen kurzen Lebens gibt diesen Recht, sie sind die eiserne Garde seiner Grausamkeit; die Barmherzigkeit aber des ewigen Lebens ruft nach jenen, sie sind die Träger seiner Liebe. Die neue Menschheit aber ruft nach jenen Menschen, die beide Reiche in sich tragen; sie sind die Bauherrn dieser neuen Welt.

Der erste Schuß, den Franziskus abgab, zerriß die selige Welt des Wahns. Er hatte auf einen Menschen gezielt, vielleicht Blut vergossen. Menschen . . . er ging scheu um das Wort herum. Sie waren Zerstörer, Hasser, der Vernichtungswille lag in ihnen. Oder waren es armselige Kreaturen, die man schob und stieß, Wille und Macht lagen anderswo.

Er dachte zurück an die Zeit des Krieges. Mit welcher wilden Knabenbegeisterung, mit welcher atemlosen Erregung war er den blutigen Ereignissen gefolgt, in allen Schlachten hatte er gelebt, immer nur gesiegt. Was war der Tod? Rote blühende Blumen, daraus flocht man die Kränze der Sieger.

Seltsam, wo war dieses Gefühl? Er mußte es suchen in einem verschollenen Winkel seiner Seele, oder lag es schon außerhalb von ihm, irgendwo, dahin fand er nicht mehr den Weg. Der Tod war kein Blühen, er war Auflösung, Verwesung . . . Wo war jetzt das schöne Mädchen mit dem jungen Lächeln und wo war jetzt der Mann, der durch einen Kopfschuß zu Boden gestreckt wurde?

Ein grübelndes Denken war in ihm. Selbst den Tod dem einzelnen bringen oder den fernen Massentot weihevoll empfinden, glühend besingen, keine Brücke führt von dieser Tat zu diesen Gedanken. Dazwischen lag

die Welt. Der Krieg hatte sie gehetzt, alle Schlagworte waren falsch, nur Brandfackeln in der Faust blindwütigen Ehrgeizes. Die da drüben, diese gierigen Zerstörer, diese aufgepeitschte Kreatur, waren die letzten Söldner der blutigen Vernichtung, Kriegsknechte, nicht mehr ... In wessen Solde aber standen sie? Sie dienten nur. Wieder war es eine Tyrannei, die sie trieb. Es wechselt nur der Name, der Titel des Führers, dort muß man ansetzen. Die Wurzeln ausreißen. Was nützt es, Blüten abzuschlagen, Früchte auszureißen. Es wächst der Baum des Gifts, Äste verzweigen sich, Blätter überwuchern, die Sonne dringt nicht durch. Der kalte Schatten kann der Tod sein.

Wen schlägt das Eisen, wen trifft die Kugel? Immer nur den einzelnen. So rottet der Haß nur den Menschen aus, vernichtet nicht den bösen Geist. Mit anderen Waffen muß man dagegen kämpfen. So dämmerte in Franziskus Turenius eine innere Erkenntnis auf. Seine Hand zielte sicher, aber zwischen Herz und Hirn war wilde Zwiesprache, daraus wuchs er in das neue Leben.

Nach einem ringend schweren Tag, die Ermüdung der Nacht brachte eine Pause, sprach er einmal mit Zehlen darüber. Franziskus sagte: „Sie sind jetzt Tiere, gierig, hungrig, lüstern. Wenn sie die Fabrik nehmen, werden sie uns zerfleischen, ich weiß es. Aber ich beginne tiefer zu blicken, ich erkenne, daß sie Menschen sind, man hat ihnen ein wildes Fell umgeworfen, sie sperren einen fremden Rachen auf und beißen mit fremden Zähnen. Man muß sie von der fremden Haut befreien."

„Wir kämpfen nicht gegen dieses falsche Tier, wir schützen uns nur vor dem Zerreißen. Solange es die blutigen Fänge hat und die scharfen Krallen, ist es

uns gefährlich. Die bloße Einsicht, daß dahinter Menschen stecken, würde uns nicht davor bewahren, in Fetzen gerissen zu werden. So müssen wir Gewalt mit Gewalt begegnen. Wir erschlagen das Tier und beweinen den Menschen. Er ist ein Opfer. Schon in dem Worte liegt Schwäche, Hilflosigkeit. Wir kämpfen gegen jene, die ihnen diese Tierhaut umwerfen und sie auf uns hetzen. Sie stehen mit der Peitsche im Hintergrund und jagen. Das Maschinengewehr und die Nagaika in der Hand des russischen Cäsaren, womit er seine Massen in den Tod getrieben hat, ist das gleiche Instrument, von derselben Wirkung wie die beseligende Phrase von der großen Gleichheit in dem Munde der falschen Idealisten, der Führer dieser entfesselten Horde. Die einen haben die stumpfe Kreatur mit der Lammhaut der Dummheit überhängt, die anderen werfen ihnen den schillernden Pelz der Hyäne über. Der Krieg war der Übergang, der günstige Boden. Die Früchte, die aus der blutgetränkten Erde sproßten, waren die neue Nahrung. Andere Kräfte waren darin. Das Schaf hat sich zum Raubtier gewandelt. Sie sind Herde geblieben.

Die Hirten muß man vernichten. Zuerst hat er einen feinen Rock getragen, mit flimmerndem goldenen Kragen, mit Sternen und Orden besät, ein zierlich glitzerndes Eisen an der Seite, jetzt trägt er einen abgewetzten grauen Rock, ohne Kragen, die Feder hinter dem Ohr oder den Knüppel in der Hand. Die Macht ist die gleiche geblieben. Er ist Herr und Tyrann über das Vieh. Ihn müssen wir zu Boden schlagen. In dieser und jener Form, sie ist gleich."

Zehlen hatte mit Heftigkeit gesprochen. Auch er fand sich nicht so leicht zurecht, blieb nicht am düsteren

Geschehen haften. Er mußte auch in sich Mauern niederreißen, aus Schutt neu aufbauen. Mit der Einfachheit des Verdammens kam er über dies alles nicht mehr hinweg. Eine tiefere Einsicht bäumte sich auf, kämpfte mit seinem zähen Herrenwillen. Sein bohrender Verstand suchte nach einer Schuld, nach einem Fehler, den er richtig stellen wollte.

Franziskus sagte suchend: „Ich verstehe, die Gewalt ist jetzt notwendig. Tod gegen Tod. Mein Haß richtet sich auch nur gegen einzelne. Ich weiß, wo ich sie zu suchen habe. Aber es darf nicht ein Sieg sein. In dem Worte liegt schon die Unterdrückung. Wir müssen den wahren Menschen herausschälen, ihn wirklich erkennen, dann aber auch nie mehr verachten und mißbrauchen."

Zehlen sagte wuchtig: „Ich will von nun an jedem, der arbeitet, der in sich den ehrlichen Willen trägt, zu nützen, fest in die Augen schauen, seine Hand fassen und sagen: wir wollen miteinander gehen. Er muß aber auch erkennen, daß die Natur dem Menschen verschiedenes gegeben hat, dem einen die Kraft der Faust, dem anderen die Kraft des Hirns und wieder einem seltsame Gaben des Herzens. Nur durch ein Ineinanderspielen der Kräfte kann das Leben gedeihen. Jede dieser Menschenformen wächst unter anderen Voraussetzungen, ich möchte sagen, jeder dieser Welterhalter verlangt eine andere Nahrung. Diese muß man ihm geben, sonst verdorren sie."

Zehlen stand auf, legte die Hand auf Franziskus' Schulter. „Dafür kämpfen wir jetzt, Franziskus. Die schwielige Faust will nun regieren, für uns soll kein Platz sein. Sie waren unterdrückt, ich gebe es zu, jetzt wollen sie unterdrücken. Das ist der sichere Weg zum Untergang. Wir kämpfen um unsere Erhaltung.

Wir müssen aber für die große allgemeine Gerechtigkeit kämpfen. Dieser Gedanke hat nichts mit der allgemeinen Gleichheit zu schaffen. Diese Phrase schaufelt das Grab der Welt."

„Ich glaube an die Vereinigung aller Menschen," sagte Franziskus in aufflammender Begeisterung.

„Ein schöner Gedanke," sagte Zehlen. „Wann wird die Menschheit reif dafür sein?"

Die Pflicht rief sie. Kampf war die Pflicht, Verteidigung ... Neue Keime lagen in diesen beiden Menschen. Sie wuchsen ...

In der ersten Stunde der Ruhe ging Franziskus zu Rita. Verstört sah er sie an. Sie berichtete von der Verwüstung des Laboratoriums, von dem Verschwinden Michaels. Der alte Diener hatte die erste Nachricht gebracht, vergeblich hatte sie dann auf Michael gewartet. Es waren Stunden zerreißender Qual. Aus bohrenden Schmerzen stieg ein Schuldgefühl in ihr auf. Wo war sie während all der schweren Zeit gewesen? Er hatte gerungen, gelitten, war allein gewesen. Sie hatte keinen Weg zu ihm gesehen. Vielleicht auch die Augen geschlossen, weil ihr die Straße beschwerlich und nüchtern erschien. Oder war sie zu feige gewesen, Steine aus dem Wege zu räumen, oder war es die Furcht, sich an einem Dorn die Haut zu ritzen.

„Man ist so selbstsüchtig," rief sie klagend. Die Wohnung schien ihr leer, aus jedem Zimmer wehte eine kalte Luft. Die alten Möbel waren plötzlich dürres, altes Holz, so leblos. All die zierlichen kostbaren Dinger waren nur mehr Material, Glas, Porzellan, Elfenbein, stumm, zerbrechlich. Und sie selbst? Ein Instrument, an dem die Saiten zerrissen waren. Sie spürte ihr Herz wund, tot.

„Ich habe mich selbst verschlossen, wie konnte ich mich da erkennen," sie klagte wie ein Kind.

Die Nachricht hatte Franziskus erschüttert. Er mußte sich sammeln. Auch er war nicht bis zu Michael vorgedrungen. Ein schwerer Ernst lag davor, über den seine Jugend nicht hinweggekommen war. Er hatte seinen Forschergeist geachtet, oberflächlich, gedankenlos, nicht die Tiefe erkannt, nicht die weise, zeugende Güte dieses unendlichen Wollens.

„Wir werden ihn finden," sagte er, eine starke Überzeugung klang in seinen Worten.

Sie schüttelte den Kopf. „Es ist eine Furcht in mir, ein zitterndes Grauen. Ich sehe Bilder vor mir, die ich nicht fassen kann und ich muß sie sehen. Ich kämpfe mit meinen Augen, es ist ein unerbittliches Ringen. Was kümmert sich die Wirklichkeit darum?"

„Es kann nur eine äußere Vernichtung sein, man hat einen Raum zerstört, ein Werk vernichtet, aber nicht den Gedanken getötet. Er muß wiederkehren. Wir wären sonst zu Boden geschlagene Masse . . . der Kampf verloren."

Franziskus sagte es gequält. Er dachte an ein Gespräch zurück, in dem sich Michael einmal erschlossen hatte, in eine wunderbare Werkstätte hatte er geschaut, in die letzten Geheimnisse der Natur. Damals war wilder Rausch in ihm gewesen, nur taumelnd war alles an ihm vorbeigehuscht. Jetzt erst erfaßte er es. Der Mensch Clarenbach vermischte sich mit der Idee. Er konnte nicht mehr unterscheiden. Dachte er an Michael, dachte er an das tiefe, schürfende Denken? Er dachte nur: es muß vorhanden sein.

„Wir brauchen seine Kraft," sagte er schwer. Er lief suchend einem Menschen nach. Hatte er ihn zu spät erkannt?

Rita sah ihm ins Gesicht. Waren diese Augen nicht anders, eine neue Kraft leuchtete daraus. Heiße Wochen hatten eine Saat gereift, die war schwer von Früchten. Sie las in ihm.

„Es ist der gleiche Gedanke, Franziskus. Ein Erkennen. Aus dem Grauen steigt ein Jubel auf. Ich bin verwirrt von diesem Klingen und auch beglückt. Ich war auf dem Weg in eine Einsamkeit. Ich kann ihn nicht verlieren, wo ich ihn gefunden habe. Helfen Sie, Franziskus, helfen Sie." Sie faßte bittend seine Hand. Er kam ihr stark vor, was hatte ihn gewandelt?

„Ich will ihn suchen," sagte Franziskus gepreßt. „Ich bin jetzt immer auf dem Wege, ich suche mich selbst, dort ist auch er."

Sie sah ihn überrascht an. Ein neuer Mensch sprach zu ihr. Glühende Jugend war in glühenden Willen umgeschmolzen.

„Woher kommen Sie, Franziskus," fragte sie. Sein Gesicht trug einen verschleierten Ausdruck.

„Von vielen Umwegen, Rita, jetzt muß ich mich zurechtfinden. Ich dachte mich zu kennen, weil mich andere erkannten. Das war ein Fehler. Sie nützen Schwächen aus, selbst aber muß man seine Stärke nützen. Wie soll man zu den Menschen finden und über sie hinaus zur großen Menschheit, wenn man nicht einmal zu sich selbst findet."

„Ich glaube, Franziskus, das ist der weiteste Weg," sagte Rita.

Er schüttelte den Kopf. „Nur der beschwerlichste, darum gehen ihn die meisten nicht. Jetzt ist aber nicht mehr Zeit zu dieser Feigheit. Zwischen dem Gestern und Heute liegen Jahrzehnte, in jedem Menschenleben. Dieses plötzliche Altern muß uns auch reif machen. Sonst überspringen wir die starke Manneszeit und

werden gleich zu kindischen Greisen. Was nützt dann noch das Leben."

„Sonderbar," sagte Rita, „reifen Ihre Jahre so wunderbar, oder ist es jetzt die blutige Sonne, die solche Zauberkraft hat."

„Es liegt an beiden," sagte Franziskus. „Die starke, erkennende Jugend muß jetzt bauen. Es sind so viele Hände müde geworden und zu viele Hände sind das Morden geübt. Die blutige Sonne aber reißt die tief-verschlossenen Gedanken hervor. Im Alltagslichte der Natur wären sie kaum zur Entfaltung gekommen."

Rita lächelte klug und müde. „Für uns Frauen ist es nicht leicht, Schritt zu halten. Herz und Hirn haben ein anderes Tempo, unser Gang ist unregelmäßig. Unsere Unsicherheit liegt nicht allein in den hohen Absatzstöckeln."

Er faßte ihre Hand und behielt sie. „Und doch liegt etwas Wunderbares in dem Frauenherzen. Das Licht darf uns nicht verlöschen. Unsere Kraft ginge unter, erstickte nur im weißen Frauenleibe," er schloß kurz die Augen, öffnete sie wieder, sie waren strahlend rein. „Es ist mir, als hörte ich Michaels Stimme. Er ruft uns, irgendwo in der Irre, in einer wehen Verzweiflung. Er wird wieder zu uns kommen, wir müssen seinen Worten lauschen. Er hat uns viel zu sagen . . ."

Seine Augen verdüsterten sich, seine Stimme wurde hart. „Zwei häßliche Arme streckten sich nach ihm aus, zwei böse funkelnde Augen umkriechen ihn, davor müssen wir ihn schützen. Ihn, uns, alle . . ."

Rita sah ihn verstört an. Karenows Gestalt stand vor ihr.

„Michael ist tot," sagte sie leise.

Franziskus umfaßte die Wankende. Er sagte stark: „Michael lebt. Er steht nur in schwerem Kampf. Wir müssen ihm helfen.“

Sie sah zu ihm auf und freute sich ihrer Schwäche.

* * *

Michael Clarenbach fühlte seine Glieder immer schwerer werden. Er schleppte nur mehr mühsam seinen Körper. Er ging gebeugt, erdrückt unter einer Last. Ein sonderbares Empfinden war in ihm: Es war ihm, als trüge er auf seinem Rücken seine eigene Leiche. Irgendein vergessener Rest des alten Menschen dachte dies. Wohin trug er sie? Er mußte sie zur Ruhe betten, auch diesen letzten Gedanken begraben. Seine Füße schwankten, keuchend hob sich seine Brust, seine Kräfte versagten.

Er setzte sich auf einen Stein und schaute fremd, suchend um sich. Vor ihm glänzte der Spiegel eines Wassers. Ein leichtes, glänzendes Schaukeln, das verlor sich in einem grauen Dunst. Wiesen sah er, Sträucher und Bäume, schwache grüne Knospen erkannte er rührend in ihrem Willen zum Blühen. Ein verhaltener Duft kam zu ihm, er stieg schüchtern aus dem Boden auf, wie ein leises Rufen.

Wo war er? Wer war er selbst? Seine Hände gingen gleitend über seinen Körper und hingen dann schlaff nieder. Sein Kopf schmerzte ihn, einen dumpfen Druck empfand er, als umklammerte eine fremde Hand sein Hirn. Er suchte sich davon zu befreien, riß die Gedanken gewaltsam aus sich heraus, als entfernte er Fremdkörper aus dem eigenen Leibe.

Hinter ihm lag eine Nacht, schwer und düster. Durch lange Straßen war er geirrt, die waren von großen steinernen Wänden umrahmt, ein böses lauerndes Schweigen lag darauf. Immer die gleichen Straßen,

die gleichen Wände. Schwarzen Schatten war er begegnet, die waren lautlos an ihm vorbeigehuscht. Unendlich war diese Nacht. Jahre war er so gewandert, oder war er stillgestanden und hatten sich die Straßen und Häuser um ihn gedreht? Dann war ein Morgen aufgedämmert, müde und grau; weit, weit von ihm flog das erste Licht auf. Bewegung und Lärm kam zu ihm, unkenntlich und verschwommen, ein unbekanntes Etwas. Menschen gingen an ihm vorüber, er sah nur Stirn, Mund, Augen, Nase, erkannte keine Gesichter, verzerrte Larven hingen in der Luft. Die großen Häuser duckten sich immer mehr, wurden kleiner und kleiner und verschwanden ganz. Lärm und Bewegung erstarb. Nur mehr selten begegnete er einem Menschen. Eine tiefe Stille umgab ihn, kein Laut drang zu ihm.

War er durch Städte, durch Länder gewandert, war er in einer unbekannten Einsamkeit? War er verirrt, war er am Ziel? Vor ihm lag das schweigende Wasser. Er blickte nach rückwärts. Was war in diesem grauen Dunst, was verbarg sich hinter diesen dunklen Schleiern? Seine Augen starrten und starrten, wollten ein Geheimnis durchdringen. Und sie begannen zu sehen.

Eine ungeheure Stadt in Trümmern. Die Häuser eingestürzt, nackte schwarze Mauern ragten empor, verbogenes eisernes Gebälk lag darüber. Die Straßen waren überhäuft von Schutt und Steinen, zertrümmerte Maschinen, zerbrochener Hausrat, zerschnittene Bilder, zerrissene Bücher vermischten sich mit dem Kot des aufgewühlten Bodens; kreischende Vogelschwärme schwirrten in der Luft, senkten sich nieder und gruben mit spitzen Schnäbeln in die Erde. Die Stadt war tot, jegliches Leben erstorben. Plötzlich begannen die Trümmer sich zu bewegen. Eine Gestalt wuchs daraus hervor, immer größer und größer, ein furchtbares Ant-

litz; sie streckte die Arme weit aus, von den Händen tropfte das Blut und versickerte in der toten Erde. Die Vögel hoben sich wieder kreischend in die Luft, in ihren blutigen Schnäbeln hing das blaue Fleisch von Leichen.

Und eine Stimme kam zu ihm, gellend klang sie, wie das Geheul von wilden Tieren. „Du bist zertrümmert. Sieh das Bild deiner eigenen Verwüstung."

Stöhnend bedeckte Michael Clarenbach sein Gesicht. Er wollte nichts mehr sehen, er wollte nichts mehr hören. Aus ihm quälte sich der Schrei hervor. „Menschen, Menschen, wo seid ihr?" Ein tiefes Schweigen um ihn.

Als er wieder aufschaute, fiel sein Blick auf die ruhige Wasserfläche. Er war allein, nichts mehr war hinter ihm, nur die Zerstörung. Das Leben war ausgerottet, die Luft trug den Atem des Todes. Was wollte er noch? Es gab keinen Weg, kein Ziel mehr. Vor ihm lag der Friede. War es das unendliche Meer, ein großer See, ein kleiner Teich? Das stille Rauschen war ein stilles Grab. Er wollte leise über die glänzende Fläche schreiten und dann langsam versinken in die kühlen, schmeichelnden Fluten. Das wunde Herz wird stille stehen, die blutigen Augen werden sich schließen, das gemarterte Hirn wird nicht mehr denken, ein wunderbares Sterben wird es sein, gefühllos, gedankenlos, die beseligende Auflösung in das Nichts. In seinen Augen stand die tiefe Sehnsucht nach der ewigen Heimkehr. Und wie er auf das silberglänzende Wasser starrte, war es ihm, als hörte er das klingende Rauschen uralter, erzener Glocken.

Müder Wanderer, kehre heim. Im letzten, tiefen Grunde ist kein Haß und keine Gier, nur ein Schlafen, unendlich, wie die Erde schläft. Ein wunderbares Ver-

gessen ist es, nichts war, nichts wird mehr sein, nur ein Übergehen in die Stille der Ewigkeit. Kehr' heim, müder Wanderer, es öffnen sich die Pforten, es ruft die ewige Nacht.

Das Gesicht Michael Clarenbachs verklärte sich, seine Augen leuchteten, sein Mund lächelte. Sein Körper war leicht, beschwingt. Erdschwere fiel von ihm.

Und wie er sich erhob, hörte er eine Stimme:

„Wohin gehst du, Michael Clarenbach? Das ist nicht dein Weg. Du bist verirrt. Nicht in der toten Nacht liegt dein Ziel. Das Leben wartet auf dich."

Horchend blieb Michael stehen. Wer sprach zu ihm? War es eine verborgene Stimme in ihm selbst, die ihn zurückrief. Er hörte.

„Du darfst den Tod nicht suchen. In jedem Menschenleben kommt er zur rechten Zeit. Es ist ein eitles Wagnis, ihm zuvorkommen zu wollen. Dich ruft er nicht, das Leben schreit nach dir."

Langsam wandte sich Michael um. „Wer bist du?" fragte er.

Der Greis lächelte. Ein schwarzer Mantel hüllte seine dürftige Gestalt ein, sein Haupt mit langem, weißem Haar war unbedeckt.

„Ich bin ein Wanderer wie du. Lange bin ich in die Irre gegangen, bis ich den Weg erkannt habe. Ich gehe von Mensch zu Mensch, von Armen zu Armen, von Hilflosen zu Hilflosen. Ich suche das Herz, ich decke es auf aus tiefstem Schutt, reinige es von Schmutz, befreie es von der harten Verkrustung des Bösen, glätte es, küsse es, beuge mich demütig davor."

Das Gesicht Clarenbachs verfinsterte sich. „Dann bist du ein Narr," sagte er hart. „Es gibt keine Menschen mehr, es gibt nur wilde, heulende Tiere, die sich gegenseitig zerfleischen. Es gibt kein Herz mehr, sie haben

Steine im Leibe. Sie wollen alle nur schaben, verwüsten, zerstören. Man muß sich vor ihnen verkriechen, dort, wo sie einen nie mehr erreichen können."

„Bist du kein Mensch?" fragte der Greis.

Michael lachte höhnisch. „Nein, nicht mehr. Ich bin einer gewesen. Was du an mir Menschliches siehst, ist nur ein düsterer Schein. Ich habe nur noch soviel Kraft, um meinen eigenen Leichnam ehrlich zu bestatten. Wenn du willst, kannst du das Gefolge sein. Ich, die Leiche, du, die leidtragende Menschheit. Es ist die letzte Vereinfachung. Nur weiß ich nicht, was du als einzig Hinterbliebener in dieser Welt des Hasses noch beginnen wirst. Ich schlage dir vor, mich zu begleiten. Es scheint mir für dich der einzige Ausweg zu sein."

„Ich will dich begleiten," sagte Christoff Jessen und faßte seinen Arm.

„Komm," sagte Clarenbach.

„Nicht in diese Finsternis. Unser Weg führt dorthin." Der Greis wies nach der Stadt, die im Dunst verborgen lag.

Michael machte sich los. „Ich komme von dort. Sie haben mich gehetzt, gejagt, zu Boden getreten, verstümmelt. Sie haben das Gute, das Starke aus mir gerissen. Sie haben mein Hirn zertrümmert, mein Herz zerfetzt. Ich bin verendet. Ich spüre bald den eigenen Verwesungsgeruch. Nimm dir die Mühe, dies zu erkennen."

„Du bist ein Wunder, Schwerkranker. Einer, den das Fieber verzehrt und der das Bild seines eigenen Todes sieht. Du wirst gesunden, Michael Clarenbach. Du bist der starke Mensch, der kann nicht sterben." Tönend klang die Stimme des Greises.

Michael schüttelte den Kopf. „Du irrst. Hättest du

in die Augen geschaut, die ich gesehen habe, hättest du die Stimme gehört, die ich gehört habe, du sprächest nicht so. Ich war ein Ringender, ein Schaffender, ich habe das Gute, das Große gewollt. In mir war nur ein Gedanke: Sie sind alle arm, elend, du mußt helfen. Und was war die Antwort? Die Faust ins Gesicht, das Messer in die Kehle. Ich sage dir, alter Mann, die Menschen wollen nichts anderes als Zerstörung, Vernichtung. Sie wachsen nur in ihren Lastern."

„Die Menschen sind gut," sagte Christoff Jessen.

Michael sagte heftig: „Dann kennst du sie nicht, bist ein Fremder. Siehst die Welt aus blinden Augen an."

Der Greis sagte mit seltsamem Lächeln: „Sie haben mir Weib und Kind genommen, sie haben mir Stellung und Ansehen geraubt. Sie haben mir alles Böse zugefügt, das nur ein Hirn ersinnen kann. Sie haben mich zum irren Bettler gemacht . . ."

Michael sah ihn starr an. „Und du verteidigst sie noch. Ich kann dich nicht verstehen."

Der Greis fuhr fort: „Ich habe die Fäuste geballt, die Nägel in mein Fleisch gekrallt, ich habe geweint, getobt, ich habe sie verflucht. Und immer ärmer wurde ich und immer elender, verlor das letzte, mich selbst, meinen Glauben, mein Herz. Ich war so weit wie du. In diesem tiefsten Elend erstand ein neuer Mensch in mir. Aus schreiender Not, aus keimender Verzweiflung wurde er geboren. Er sprach zu mir: Geh' zu den Menschen und bringe ihnen deine Liebe. Sie werden dich von sich stoßen, mit Füßen treten. Steh' auf, reinige dich vom Staub, wasche deine Wunden und beginne wieder dein Werk der Liebe. Sie werden dich mit Hohn überschütten, mit Steinen bewerfen, küsse den verzerrten Mund, streichle die verkrampfte Hand.

In ihnen allen liegt vergraben eine Stimme, die mußt du erwecken, sie wird zu tönen beginnen."

Michael schaute in die Augen des Greises. Sie waren tief blau und klar.

„Und du folgtest dieser Stimme?"

Der Greis nickte. „Ich tat, wie mir befohlen wurde. Ich tauchte unter in ein Meer von Elend und von Not. Über der Welt liegt ein großes Hassen, wie ein ungeheures Netz, Masche an Masche. Alle Menschen sind verstrickt darin. Das müssen wir auftrennen, sie davon befreien. Ein ungeheures Werk. Nur die Liebe macht uns stark dazu. Die müssen wir aus uns schöpfen, unendlich, selbstlos. Ich gehe zu den Menschen, die finster und verschlossen sind, poche an bei ihnen, lasse mich nicht abweisen. Ich gehe zu den Elenden, Hungernden, Kranken und Sterbenden, helfe ihnen ihr Leid tragen und zeige ihnen die leuchtende Sonne. Ich rufe ihre Liebe auf, ich wecke verborgene Stimmen."

Michael blickte nachdenklich zu Boden. „Und du bist nicht müde geworden auf deinem Wege? Du bist ein alter, gebrechlicher Mann."

Mit einem gütigen Lächeln sagte Christoff Jessen: „Was bedeutet der Körper. Diese armselige Hülle zählt nicht. Der Leib ist müde, er muß bald zur Ruhe gehen. Glaubst du, daß ein flammendes Herz verlöschen kann? Es entzündet andere und lebt in diesen fort und diese entfachen wieder andere, ein ewiges Entflammen, bis ein einzig großes Herz zu schlagen beginnt."

Michael sah den Greis. Wuchs die Gestalt nicht vor ihm, oder war er so klein, in sich versunken? War dieser Greis ein Mensch oder nur ein Wahngebilde, eine schmerzgeborene Idee. Er rieb sich die Augen, wund lagen sie in den Höhlen. Nein, es war nur

ein armer, alter Mann in dürftigem, schwarzem Mantel. Was wußte er von dem entsetzlichen Geschehen. War er auch nicht ein Verirrter wie er selbst? Einer, der sich selbst betrog, der sein eigenes Leid zum Glück umschmolz. Das konnte er nicht, in ihm war eine furchtbare Klarheit. Wem konnte er noch nützen? Ein Anderer, Stärkerer jagte jetzt die Menschen. Er hörte ihr Heulen und Stöhnen.

Lauernd fragte er: „Weißt du, alter Mann, was jetzt geschieht? Ein Dämon jagt über die Welt. Er hat den Haß aus jeglichem Geschöpf herausgerissen, gleich einer ungeheuren Lawine wälzt er ihn jetzt über den Erdball. Alles erstickt unter ihr. Jedes Leben verendet darunter: Deine Sonne wird über eine Wüste scheinen. Kennst du diesen Dämon?"

Der Greis richtete sich hoch auf. Die glühend untergehende Sonne strahlte über seinem entblößten Haupte.

„Ich kenne diese Furie des Hasses. Das Menschenantlitz ist verzerrt, durch dichtes blutpeitschendes Dornengestrüpp muß man sich den Weg zu seiner Seele bahnen. Nie war die Welt so tief im Elend, nie aber war sie auch so reif zum Glück. Jetzt müssen sich die Menschen finden, oder sie müssen elend untergehen. Unsere ganze Liebe müssen wir in uns ausschöpfen, sie muß aus uns sich voll ergießen und zu einem mächtig großen Strom anschwellen, der die Welt reinigt von diesem Sumpf des Hasses.

Nie war so irr und arm die Menschheit, nie stand sie auch so nah vor einem heiligen Ziel. Der Mensch muß den Menschen jetzt erkennen. Er muß in sein Antlitz sehen und erkennen: Das ist mein Antlitz. Er muß in sein Herz sehen und erkennen: Das ist mein Herz. Er muß seine Stimme hören und rufen: Das ist meine Stimme. Nur das Werk der Liebe kann uns

jetzt mehr erlösen. Alle Glocken müssen tönen, läuten: Bruder . . . Bruder . . ."

Stark tönte die Stimme des Greises. Woher nahm der schwache Körper diese Kräfte.

Mit staunender Bewunderung schaute Michael auf den Greis. Es war ihm, als klänge die Stimme aus den Lüften.

„Wer bist du?" fragte er mit zuckendem Munde.

„Ein armer, erkennender Mensch. Du aber, Michael Clarenbach, bist mehr. Du bist die schaffende Arbeit, der ringende Gedanke, in dir ist die Stärke eines großen Volkes. Laß dich nicht von Haß verunstalten, laß dich nicht von ihm zu Boden schmettern. Erhebe dich, Michael Clarenbach, dein Leib ist nur wund, in dir aber ist eine starke Seele, ein starker Geist. Deine Kräfte sind nicht zerschlagen, nur das äußere Gehäuse deiner Werkstätte ist zertrümmert. Baue neu auf, der Gedanke ist lebendig, reif zur großen Tat."

Michael horchte in tiefer Trauer. „Ich bin müde, kraftlos, ich weiß keinen Weg mehr."

Mit einer weiten Gebärde wies Jessen nach der dunstverhüllten Stadt.

„Sie warten auf dich. Dein Werk wird rein sein, groß, frei von Haß und Unterdrückung. Michael Clarenbach, erhebe dich aus dem Staube, steh' auf aus deiner Niedrigkeit, baue, schaffe, wachse . . . Michael Clarenbach, du lebst, erkenne deine Kraft."

Mit erwachenden Augen schaute Michael auf den Greis, das war kein schwacher Mensch mehr, das war eine große, gewaltige Flamme.

„Du bist die Liebe," sagte er leise.

Christoff Jessen sagte: „Ich will sie zu den Menschen tragen."

„Und der Dämon?" fragte erschauernd Michael.

„Die Welle des Hasses wird an dir zerschellen. So erlöst du die Welt."

„Ich bin ein schwacher Mensch," stöhnte Michael.

„Du bist das große Volk," sagte Christof Jessen.

„Wer wird mich auf diesem schweren Wege stützen?" fragte Michael.

„Ich will dich leiten," sagte der Greis.

Er faßte seinen Arm. Taumelnd stützte sich Michael. So gingen sie der Stadt zu, die im dunklen Nebel lag. Immer stärker wurde Michael, kam die Kraft von diesem schwachen Greise?

„Wer ist in dir?" fragte er den Greis. „Ich fühle meine Kräfte wachsen, mein Herz schlagen, mein Hirn denken."

„Der Glaube an die Menschheit," sagte der Greis.

Aufrecht ging Michael Clarenbach. Er sah vor sich ein Licht leuchten.

* * *

Leutenholz war blutrot im Gesicht. Die Kleider waren mit Kot bedeckt, Kragen und Hemd aufgerissen, man sah seine haarige Brust.

Breese ließ ihn von den Schultern gleiten, er hockte regungslos am Boden. „Dat wär überstanden," sagte Fritz Breese und atmete erleichtert auf. „Ick bin mir wie een Fahnenjunker vorjekommen, der mitten durch den Feind marschiert," er schaute spöttisch auf Leutenholz nieder, „een bisken strapaziert die Fahne. Det jehört dazu. Je mehr Löcher und Flicken, desto mehr Ehr'. Wat meenen Sie dazu?"

Niemand antwortete; in der Redaktionsstube blieb es still. Man hörte nur das Keuchen Leutenholz'. Winterstein stand am Fenster, er hatte nicht den Kopf gewandt.

Breese schaute von einem zum anderen, er schmunzelte.

„Det ist eene mühselije Unterhaltung. Ick jloobe, ick werde mir um eene neue Beschäftigung umtun müssen. Ick bin zu anständig for det Jeschäft. Meine Kameraden waren immer for die juten Unternehmungen. Mancher, wo fix dabei war, kann sich jetzt int Privatleben zurückziehen. Von die Zinsen der Freiheit leben, is ooch jut. Ick habe mir immer fortreißen lassen. Daran is der Krieg schuld. Jeschossen hab' ick und die Iranaten jeschmissen wie een Varickter. Wat die anderen waren, die sin rechtzeitig vaduftet, die vadammte Ehrlichkeit hätte mir fast den Kopp jekostet. Ick habe keen zum Umtauschen. Die scheenen Jeschäfter, die ick mir ausjesucht habe, waren immer schon leer, wenn ick hinjekommen bin. Ick bin zu ehrlich, det is mein Fehler. Ick muß den Jedanken von die Freiheit eener Revision unterziehen . . .“, er streckte den Kopf vor, als hörte er eine Antwort.

Niemand sprach.

„Wat meenen die Herren . . .? Ach so, ick dachte man bloß . . . ooch jut . . . Ick jloobe, ick werde mir wieder der Arbeet zuwenden. Wenn ick mir wieder daran jewöhne, dann jefällt sie mir vielleicht ooch wieder. Ick bin een Viech, det ziehn muß. Ick habe den Krieg jezogen, ick hab' die Freiheit jezogen, ick werde ooch den Frieden ziehn.“ Er streckte den rechten Arm aus und schlug kräftig mit der Faust darauf. „Ick muß nur mal meine Muskeln prüfen. Der Talch is noch jut. Det is ooch vadammt notwendig. Ick jloobe, ick werde mir tüchtig int Zeug lejen müssen, um die eijene Karre aus dem Drecke zu ziehn. Det ist nu schon so im Leben. Arbeet . . . war immer een juter Kamerad, ick will mir wieder een bisken mit ihm

befreunden ... Haben die Herren wat jesagt? Nischt ...? Doch jut. Wat ick noch sagen wollte: Wat den Aufenthalt in diese vornehme Räumlichkeit hier anbelangt, halte ick nich jerade viel von de Jemütlichkeit. Deutschen Gruß die Herren ..."

Er ging, hinter ihm schloß sich knarrend die Tür. Die beiden hatten nicht geantwortet. Leutenholz wischte sich den Schweiß von der Stirn. Langsam drehte sich Winterstein um. Sie starrten eine Weile schweigend einander an. Dann sagte Winterstein, er war aschfahl im Gesicht und zwang sich zum Hohn:

„Was meinen Sie, Leutenholz. Soll man sich einen Strick kaufen, oder eine besonders feine Kugel aussuchen oder von einem sechsten Stockwerk abspringen oder sich ehrlich von den Leuten auf der Straße zerreißen lassen."

Leutenholz würgte an den Worten. „Erbärmliche feige Hunde sind sie. Wie es ihnen nur ein bißchen heißer wurde, haben sie die Waffen weggeworfen, gottsjämmerliche Mienen gemacht und gebettelt. ... Pfui Teufel, die gemeine Kanaille hängt am Leben, als wenn's ein ewiger Tanzboden mit Musik wäre." Er polterte mit der Faust wütend auf den Fußboden. „Man müßte an jede Straßenecke eine Guillotine stellen. Ratsch, den Schädel herunter, es ist das einzige Überzeugungsmittel, auf das diese verdammte Menschheit reagiert."

Winterstein faßte mit zwei Fingern seinen Hals. „Sitzt der Ihrige noch so fest auf den Schultern?"

Leutenholz' Augen wurden absonderlich groß. „Mehr als das, der ganze Stumpf ist ein einziger Schädel. Ich gebe noch immer nichts verloren. Solange der Schädel nicht eingeschlagen ist, wird er nur ein einziges Wort denken: Blut ... Blut ... und wieder Blut.

Wir waren viel zu milde. Für mich ist es nur das Vorspiel. Das Stück kommt erst."

Winterstein sagte mehr zu sich selbst, seine Stimme war tonlos: „Die jungen Kerle standen an der Wand, frische Burschen. Ich sagte ‚Feuer'. Dann sah ich, wie ihr Hirn an die Mauer spritzte. Ich glaube mir den Vorwurf von Milde fast ersparen zu können." Plötzlich schrie er auf: „Oder war ich es gar nicht, der das Wort rief, hat mir es ein anderer aus dem Mund gerissen. Derselbe, der dem Bauernlümmel den Knüppel in die Hand gedrückt hat. Man könnte den Verstand verlieren, wenn es sich überhaupt noch verlohnen würde."

Leutenholz sagte gierig: „Ich möchte auf die Straße kriechen, jedem dieser Verräter an die Kehle springen, sie durchbeißen und sein Blut trinken. Ich habe einen Durst, er verbrennt mich."

Er kroch auf allen Vieren im Zimmer umher, man hörte sein gurgelndes Atmen.

Winterstein sah ihm schaudernd nach, es schüttelte ihn. Langsam sagte er: „Ich wollte, ich hätte Ihre Kraft, dann wäre mir das Verrecken leichter." Er wandte sich heftig an den Krüppel. „Geben Sie mir noch was ab von Ihrem Haß, Leutenholz, er reicht gut für zwei, wenn nicht für ein ganzes Volk. Vielleicht kann ich dann noch weiter. Es ist ein gutes Pulver. Man sprengt entweder damit die Welt in die Luft oder sich selbst. Schließlich kommt es auf eins heraus."

Haßerfüllt sah ihn Leutenholz an. „Ihr hängt ja alle am Leben, ihr ganzen Menschen, deshalb seid ihr auch feig. Verkriecht euch gleich, wenn euch der Tod bißchen am Kinn kitzelt." Er reckte sich in seiner Verstümmelung auf und stach mit einem dürren Finger nach seiner Brust. „Der Stumpf nicht, der wird immer

lebendiger, je näher er den Tod sieht," mit wildem Hohn fügte er hinzu: „Ich habe auch nur die Hälfte zu verlieren wie Sie, Herr von Winterstein."

Winterstein sah ihn drohend an, dann lachte er kurz auf. „Schade, daß wir nicht gegenseitig unsere Leichen begutachten können. Es wäre nicht uninteressant, festzustellen, ob der Tod auch einen Unterschied zwischen halben und ganzen Menschen macht. Überschätzen Sie in dieser Beziehung nicht sein Zartgefühl."

Leutenholz kletterte auf den Stuhl, er sagte mit verbissener Wut: „Soweit sind wir noch nicht. Ich muß erst satt werden."

Winterstein starrte vor sich hin. „Wohin soll man sich verkriechen. Wie ein Tier eine Höhle aufsuchen. Die anderen bleiben oben. Alles war vergeblich. Man kommt nicht aus dem Dreck heraus, ich spüre, wie es mir bis an den Mund reicht. Ah . . .", er bog den Kopf weit zurück und schloß die Augen. Dann sprang er mit einem Satz an den Tisch, vor dem Leutenholz saß, warf sich mit dem Oberkörper darüber und schrie:

„Wo ist denn er . . .? Wo ist er? Er soll uns jetzt den Weg weisen, er hat uns gehetzt, das Letzte aus uns herausgerissen, den Menschen zerfetzt. Er darf uns jetzt nicht im Stich lassen. Er hat auch nur ein Menschenleben zu verlieren."

Leutenholz sagte ruhig und klar: „Wissen Sie das so bestimmt?"

Winterstein richtete sich langsam auf. Er starrte den Krüppel an, dann sagte er tonlos: „Man muß fast daran zweifeln."

Von der Treppe hörte man ein Geräusch. Winterstein riß es zusammen. Seine Augen traten hervor, sein Mund war geöffnet, der Körper steif. Mit der

rechten Hand fuhr er nach der rückwärtigen Tasche. Leutenholz duckte sich, sein Rücken war gekrümmt, sein Kopf vorgeneigt, die Augen funkelten. So lauerten sie nach der Tür.

Diese ging auf. Gudenar trat ein. Die beiden Männer schöpften Atem.

Gudenar war bleicher wie gewöhnlich, die Haare nicht so kunstvoll gescheitelt, sonst verriet sein Äußeres keinerlei Erregung. Er grüßte höflich. Der Ton war spöttisch.

„Ich war nicht mehr ganz sicher, die Herren vorzufinden. Ich habe es nur meiner Schlankheit zuzuschreiben, daß ich mich bis hierher durchgewunden habe. Man hat scheinbar unsere ehrlichen Absichten mißverstanden. Es herrscht unleugbar eine gewisse Erregung gegen uns. Ich würde einen Ortswechsel dringend empfehlen. Sind Sie nicht auch meiner Meinung, Herr von Winterstein?“

Winterstein sah ihn finster an. War nicht auch dieser Mensch im Vorteil? Der Krüppel hatte einen gierigen Haß, der fürchtete selbst den Tod nicht. Und dieser hier? Er hatte die aalglatte Gewissenlosigkeit, durch Blut und Kot schlängelt sie sich durch, ist immer dort, wo das Leben ist. Nur ihn hatte es am tiefsten getroffen. Er war zu schwach für das Leben und zu stark für das Sterben.

Leutenholz fragte nach den letzten Ereignissen.

Gudenar lachte. „Meine gut dressierten Bestien waren plötzlich zahm, als sie zu viel Pulver rochen. Sie gingen mit den harmlosesten Gesichtern in den Straßen umher und spielten den braven Bürger. Was sie natürlich nicht hindert, die Waffen gut versteckt für die nächste Gelegenheit aufzubewahren. Nur sind sie mehr für den Kampf aus dem Hinterhalt. Dieser

Vorliebe müßte mehr Rechnung getragen werden. Das Haus, in dem Karenow wohnte . . .", er unterbrach sich und sah sich fragend im Zimmer um. „Übrigens habe ich gehofft, unseren verehrten Chef hier vorzufinden. Ich wäre auf neue Instruktionen begierig gewesen."

Winterstein zuckte die Achseln. „Er läßt uns nur ein wenig warten. Finden Sie nicht, daß es die Spannung erhöht?"

Gudenar lächelte. „Es kommt darauf an. Ich hätte es vorgezogen, dieselbe Fahrgelegenheit zu benützen, wie er."

„Was war in dem Hause?" fragte Leutenholz.

„Nichts von Bedeutung. Die Weiber haben in etwas erregter Stimmung sich davor geschart und seinen Namen geschrien. Dann haben sie seine Wohnung gestürmt. Ich glaube, er hätte sich schwer ihrer Zärtlichkeiten erwehren können. Der Zufall wollte es, daß man zur selben Zeit einen Sarg heraustrug. Dies verbesserte keineswegs die Stimmung. Man wollte unbedingt eine Verbindung zwischen dieser Leiche und Karenow herstellen. Dies war der letzte Eindruck. Ich hatte dann höchste Eile." Er zog seine Uhr hervor und sagte bedächtig: „Ich taxiere, daß binnen einer halben Stunde diese Räume überfüllt sein werden. Ich bin der Meinung, daß man nicht überflüssig im Wege stehen sollte." Er wandte sich an Winterstein. „Wie denken Sie darüber?"

Winterstein biß die Zähne übereinander und preßte hervor: „Und Karenow . . .? Vielleicht kommt er und erlöst uns. Oder fahren wir gemeinsam in die Hölle. Er muß dazu keine schlechte Gesellschaft sein"

Gudenar schnalzte mit zwei Fingern. „Bei aller Hochachtung für unseren verehrten Chef bin ich für

unverzügliches Handeln. Seine Begleitung wäre etwas zu auffällig für uns."

Leutenholz stierte dumpf vor sich hin.

Winterstein ging rastlos auf und ab. Sein Hirn preßte sich qualvoll zusammen. Nur ein Gedanke sprang daraus hervor: Wohin. Wie eine Ratte in einer Falle ... Die Tür wird aufgehen. Mit einem Knüppel wird man ihm den Schädel einschlagen. Wie dem Gutsherrn damals ... Er sah das Bild vor sich. Gerechtigkeit ... Unsinn. Er wies das Wort höhnisch von sich. Oder ein schwerer nagelbeschlagener Schuh wird ihm den Leib eintreten. Er hatte das Gefühl, als rissen sich die Gedärme von ihm. Er bekam keine Luft.

„Und Bardach?" fragte aus seinem dumpfen Brüten Leutenholz.

Gudenar lächelte sauer. „Das Jüdchen ist zu seinem Gotte eingegangen. Nach sicherem Vernehmen soll sogar eine Versöhnung mit dieser höchsten Instanz im letzten Augenblick stattgefunden haben. Auf Adelheid Rapp soll dieser schöne Vorgang bleibenden Eindruck gemacht haben. Wieder ein Beweis mehr, daß man bei den Frauen nur auf körperliche Mithilfe rechnen sollte." Mit spitzem Hohn. „Dieser schöne Tod ... Vielleicht auch ein Ausweg, meine Herren."

„Karenow ... Karenow ...", Winterstein stöhnte den Namen, sein Gesicht verzerrte sich.

Gudenar sagte leichthin: „Die Anrufung dieses Messias wird scheinbar erfolglos sein."

Sie wandten sich alle jäh um.

Camilla hatte die Tür geöffnet. Ihr blondes Haar war kunstvoll aufgekämmt; es war unbedeckt. Ihr Gesicht war sorgfältig geschminkt, ihr Körper von einem

eng anliegenden Kleide umhüllt, die Brust zeichnete sich deutlich ab.

Sie lehnte an der Tür. „Was nun?" fragte sie mit spitzer Stimme.

Winterstein sah sie an. Er dachte: Warum ist sie geschminkt, warum trägt sie dieses aufreizende Kleid? Was wollte sie hier? Er stand am Ende. Sollte er vielleicht vor ihr rührselig Abschied nehmen, ihr für alles danken?

Gudenar wandte sich galant zu ihr. „Sie sind schöner als je. Wie schade, daß die Zeit etwas drängt." Zu den anderen: „Ich sage auf Wiedersehen. Wo . . .? Ist noch nicht bestimmt. Ich will es auf dem Lande versuchen. Ich habe für das Gutsleben immer geschwärmt. Die Stelle eines Bereiters würde mir nicht schlecht liegen. Ich habe jetzt Erfahrung im Verkehr mit wilden Bestien, sie wird mir bei der Zähmung von wilden Pferden zustatten kommen. Es ist wieder einmal ein Versuch mit dem alten Regime . . .", er machte eine korrekte Verbeugung und verschwand.

Ein böses Knurren ließ Leutenholz hören.

„Nun . . .?" sagte Camilla, sie faßte den Arm Wintersteins.

Er machte sich mit einer wilden Bewegung los. „Nein, nein, ich will nicht mehr . . . ich kann das Leben nicht wieder so ertragen. Ich habe das Spiel verloren, ich muß abtreten. Ich will nicht mehr im Kot herumkriechen, ich ertrag's nicht mehr, daß man nach mir spuckt . . . Ich wollte hinaufkommen, in die Höhe wollte ich . . . die steilste Leiter habe ich angelegt, durch Blut bin ich geschwommen, alles, alles habe ich in mir zerstampft, nur um oben zu stehen . . . nun soll ich ganz tief fallen, jeder darf mir ins Ge-

sicht treten . . . Nein, es muß noch ein Funken Mut in mir sein."

Seine Stimme war ein keuchendes Stöhnen. Er riß sich den Rock auf, seine Hand war suchend.

Verächtlich sah ihn Camilla an. Ihre Augen schillerten.

„Komm," sagte sie hart.

Er schrie ihr ins Gesicht: „Was willst du von mir? Soll ich auf der Straße krepieren."

Sie sagte mit kaltem Hohn, jedes Wort betonend, ihr Körper bog sich: „Man kann auch von der Straße leben."

Er sah sie mit starren Augen an. Von der Ferne hörte man dumpfes, scharrendes Geräusch.

„Komm," wiederholte Camilla noch einmal, „nur der rückwärtige Ausgang ist mehr frei."

Er stieß einen schluchzenden Schrei aus, dann wandte er sich an Leutenholz. „Kommen Sie, Leutenholz, ich trage Sie ein Stück, ich weiß ein Versteck für Sie."

Leutenholz hockte auf seinem Stuhl, sein Mund war verzerrt, seine Augen glänzten. „Ich bin noch nicht so weit. Ich habe Durst . . . Durst . . ." Er lachte heiser, böse.

Der Lärm der Straße kam näher.

„Ich gehe . . .", sagte Camilla. Sie öffnete die Tür.

Noch einen Blick warf er auf Leutenholz. Dieser wies ihm fletschend die Zähne. Entsetzt wandte sich Winterstein ab. Er holte tief Atem. Mit gesenktem Kopfe folgte er Camilla.

Leutenholz war allein. Er sprang vom Stuhl und fiel auf die Hände. So blieb er eine Weile unbeweglich hocken. Dann begann er knapp den Wänden entlang im Zimmer umherzukriechen. Immer schneller wurden seine Bewegungen, arteten in hüpfendes Springen aus.

Von Zeit zu Zeit stieß er einen knurrenden Laut aus. War es ein Weinen, ein Lachen, ein heiseres Lallen war es.

Der Lärm schwoll an. Schon scholl er vor dem Hause, erfüllte die Treppen und Gänge. Wildes Stampfen, lautes Fluchen, das Klirren von Waffen.

Der Krüppel kroch in eine dunkle Ecke, saß horchend mit glotzenden Augen.

Die Tür wurde aufgerissen. Soldaten mit schußbereitem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett stürzten herein. Hinter ihnen drängte sich eine schreiende Menge.

„Das Nest ist leer, die Kerle sind rechtzeitig verduftet," schrie jemand.

Niemand bemerkte Leutenholz. Sie begannen Zeitungen und Schriften zu durchstöbern.

Plötzlich kroch Leutenholz auf allen Vieren hervor; mit einem bellenden Schrei sprang er an einem Soldaten empor und biß sich in seinen Arm fest. Mit Entsetzen schüttelte ihn dieser von sich; die anderen wichen erschreckt zurück und starrten auf den Rasenden.

Leutenholz stand der Schaum vor dem Munde. Die Augen waren stier herausgetrieben. Mit einem röchelnden Geheul: „Blut . . . Blut . . ." versuchte er mit gekrallten Fingern einem anderen Soldaten an die Kehle zu springen. Dieser wehrte sich.

„Das ist kein Mensch, das ist ein Tier," schrie einer. Er faßte das Gewehr beim Schafte, der Kolben sauste durch die Luft, der Schädel Leutenholz' zersplitterte. Das Hirn spritzte an die Mauer.

Die Soldaten schauten starr auf die verstümmelte Leiche, dann verließen sie stumm das Zimmer.

In der Ferne erstarb der Lärm.

* * *

Michael Clarenbach öffnete weit die Fenster des Laboratoriums. Frühlingskeimende Luft flutete in den hellen Raum.

Er wandte sich an Edgar Zehlen. „Ich stehe in den kahlen Mauern meines abgebrannten Hauses."

„Du kannst neu aufbauen," sagte Zehlen. „Dieses Gefühl mußt du in dir haben. Du mußt dir deiner Kraft bewußt sein."

Nach Tagen tiefster innerer Erschütterung, nach schwerem, seelischem Ringen war Michael zum erstenmal wieder im Laboratorium. Vor diesem Augenblick hatte er gebangt, er fürchtete aus dem Bilde der Verwüstung andere gräßliche Bilder aufsteigen zu sehen, die ihn wieder in das Elend zurückwarfen, in die irrende Hilflosigkeit zurückstießen, die nur der Tod mitleidig erlöst. Ein sonderbares Staunen war in ihm, seine Augen waren klar.

„Ich spüre, wie sie in mir auferstehen wird," sagte er feierlich.

Zehlen reichte ihm die Hand. „Wir brauchen diese Kraft, Michael, es gilt Unendliches zu schaffen."

„Dieser Gedanke ist auch in mir," sagte Michael.

Sie standen im hellen Lichte einer jungen, starken Sonne.

Nachdenklich sagte Zehlen: „Wieder bin ich der erste bei dir, wie bei deiner Rückkehr. Erinnerst du dich an diesen Tag? Was liegt alles dazwischen?"

Michael schwieg eine Weile. Vor seinen Augen liefen schwere Jahre vorüber, übersättigt von einem wilden Geschehen, unbeherrscht von der eigenen Kraft, losgelöst vom eigenen Willen. Jahre ausgefüllt von Furcht, Grauen, Elend, Zerstörung, Hoffnungslosigkeit und Tod. Jahre, die in jeder Stunde sich zu Ewigkeiten dehnten. Jahre, die in hoffnungsloser Wut über Leiber und

Seelen hinweggerast waren. Seine Worte trugen den Geist dieser Gedanken, die Farben dieser Bilder.

„Es ist mir, als wenn ich jetzt erst heimgekehrt wäre nach einer endlosen Wanderung aus grauenhaften Welten, die aus Blut und Haß, aus allen menschlichen Lastern erbaut waren. Reiche der Auflösung waren sie, dem Tode geweiht: der Krieg, die Gefangenschaft und dieses Brudermorden. Wer war ich, der durch diese Welt des Schreckens mit offenen, blutenden Augen hindurchschritt? Nie war ich ich selbst. Eine fremde Gewalt stand hinter mir. Sie befahl, sie jagte mich, hetzte mich gleich einem willenlosen Tier. Wer fragte nach meinem Herzen, nach meiner Seele, meinem Denken? Wer kümmerte sich um meinen Leib, der aus tausend Wunden blutete? Wer klagte sich über meinen Tod an, eine stumme, kalte Erde nahm die Leiche auf. Ein fremder, gieriger, herrschsüchtiger Wille wollte es. Mein Leben war ein Spiel, eine hölzerne Schachbrettfigur."

Michaels Augen leuchteten. Er legte die Hand auf die Schulter des Freundes.

„Ich glaube, es kommt jetzt die Zeit, wo wir von diesem unersättlichen Willen befreit werden, wo dieser gigantische Schatten, der uns die Sonne verstellt hat, in ein Nichts sich auflösen wird. Zum erstenmal fühle ich es, in diesem toten Raum, der wieder lebendig werden muß, die Stunde kommt, in der wir unser Schicksal selbst formen können, selbst zu bestimmen haben. Es ist das Erwachen."

Erregung, Begeisterung, Hoffnung, glühender Wille lag in den Worten Michaels. Zehlen wurde davon ergriffen. In ihm war ein gleiches Gefühl, nur rang es sich spröder aus seiner harten Natur hervor.

Er sagte: „Ich erkenne einen Zusammenhang. Mein Schicksal ist ein gleiches. Ich habe Gift erzeugen müssen,

tausendfachen Tod. Menschenhände haben ihn geformt. Sie haben das Gift eingeatmet, sind davon durchtränkt worden. So wurden sie zu den verpesteten Wesen, die den Menschen nicht im Menschen erkannten. Wer hetzte sie? Ich. Und wer hetzte mich? Die gleiche gierige Gewalt, die dich trieb. Das Gift muß wieder aus ihrem Körper gepreßt werden, die Hände müssen wieder rein werden, stark, nicht mehr den Tod formen, sondern Arbeit leisten. Schaffen für sich selbst und für die anderen, so wie die anderen für sie schaffen."

„Sind diese Hände schon zur Arbeit reif?" fragte Michael bange.

„Komm mit mir," sagte Zehlen.

Sie gingen auf die Straße. Im ruhigen Gleichmaß flutete das Leben darin. Geräusch und Bewegung hatte Sinn und Ziel. Die Menschen hasteten an ihnen vorüber. Notwendigkeit trieb sie. Michael schaute in ihr Antlitz. Es war ihm, als sähe er zum erstenmal Menschen. Er dachte an die Nacht zurück, an diesen grauen, dämmernden Morgen, wo er ziellos umhergeirrt war, ein Verlorener, der innerlich zerschellt war. Wen hatte er auf diesem Schmerzensweg begegnet? Es waren nicht Menschen. Tierfratzen waren an ihm vorbeigehuscht. Wo lag der Irrtum? In dieser Nacht des Grauens, des Zerfalles, oder in diesem klaren, sonndurchstrahlten, blauüberwölbten Tag?

Er sagte zu Zehlen: „Bin ich es, der anders sieht, oder sind es die anderen, die anders sind. Mir ist beides eins. Ich sehe Menschen . . ."

„Wir müssen alle zusammengehen," sagte Zehlen

Schweigend gingen sie durch laute Straßen, nahmen in sich das erwachte Leben auf.

Als sie den großen Fabrikhof betraten, schlug ihnen das pochende Leben der Arbeit entgegen. Über das Ge-

sicht Zehlens huschte ein Leuchten. Michael atmete tief auf. Sie standen in dem ersten, großen Arbeitssaal. Ein verwirrendes Blinken von Metall, ein Schwingen gewaltiger Räder, ein Glänzen surrender, breiter Treibriemen. Ein Stampfen und Dröhnen, ein Hämmern und Pfeifen, ein jubelndes Singen. Mit sicheren, ruhigen Händen standen die Männer an der Arbeit.

Zehlen streckte den Arm weit aus, seine Augen leuchteten. „So beginne ich wieder zu leben. Zum erstenmal schlägt dies Werk wieder. Ein anderer Rhythmus ist in ihm. Es ist der gleiche Ton, der auch in mir ist. Schaffende Kraft, Arbeit . . . Kein Rad dreht sich, keine Hand bewegt sich, die nicht zum Guten zielt, zum Notwendigen. Aus Maschinen und Menschen ist der Geist der Vernichtung ausgerottet. Ich beginne mein wahres Leben ohne den Zwang einer unergründlichen Bosheit. Mein Leben heißt Arbeiten. Die Giftfabrik ist zertrümmert, die Fabrik des Segens ist erstanden. Festhalten . . . festhalten . . . ich spüre die Kraft.“

Unbemerkt war ein junger Arbeiter zu den beiden Männern hinzugetreten. Als sich Michael umwandte, blickte er in das Gesicht Franziskus Turenius'. Ein blauer Kittel hüllte ihn ein, die Augen strahlten, das blonde Haar leuchtete. Zehlen legte leicht die Hand auf Franziskus' Schultern.

„Ich hätte dich nicht wieder erkannt, Franziskus,“ sagte Michael.

Franziskus lächelte stolz, glücklich. „Es ist nicht bloß das Gewand, das mich verändert hat. Ein großes Erkennen ist in mir. Unendliche Kräfte fühlte ich, ich konnte sie nicht bändigen, wußte nicht ihnen Weg und Ziel zu weisen. Wohin führte mich die wilde Jugend? Ich ließ mich nur treiben. Nun hat mich etwas Stärkeres gepackt, die neue Zeit, sie hat mich zurechtgebogen,

meine losen, tolljagenden Kräfte zusammengeschweißt zu einer einzigen großen, treibenden Kraft. Nur ein einziges Ziel kennt sie: die Arbeit. Daraus wächst unser Leben. Ich stehe jetzt an der Maschine wie jeder andere," er wies auf die arbeitenden Männer hin, „lerne von Grund aus, beginne so wie das Kind mit dem Lallen beginnt, erforsche die Geheimnisse dieses ungeheuren Mechanismus, ich lerne die Arbeit, lebe mit den Arbeitern, erkenne die Notwendigkeiten, ich wachse unter ihnen. Nur so kann ich ein Führer werden. Das will ich sein." Begeisterte Kraft lag in seinen Worten.

„Du bist auf dem Weg," sagte Zehlen. „Mensch und Arbeiter müssen ein Wesen sein. Nur aus diesem Ineinanderschmieden kann die Welt Gutes erwarten. Kein Hochmut darf sein. Nicht in uns und nicht in denen dort, die an der Maschine stehen. Jeder muß seinen Platz haben, seine Bestimmung, sein Ziel. Ich erkenne eine einzige große Gleichheit an: die Arbeit. Das ist das Schweißband unserer Kräfte. Jeder nach seinem Werte, nach seinem inneren Vermögen. Der Grund, auf dem wir alle stehen, ist das rein Menschliche. Kein Zwang mehr von außen. Der Zwang von innen, das Bewußtsein der Pflicht muß uns alle beherrschen. Ich erkenne die Heiligkeit der Arbeit an. Das ist mein Evangelium." Eiserner Wille lag in seinen Worten.

In Michael vermengten sich die Worte Franziskus' und Zehlens zu einem einzigen Gefüge, vor seinen Augen ging der Mann und der Jüngling in eine einzige Gestalt über. Und er selbst vermischte sich mit ihnen. Das war die große Kraft, die mußte wirken, das Gute schaffen. Er gab diesem Gedanken Ausdruck.

„Es ist ein sonderbares Gefühl. Es ist mir so,

als wärest du Edgar, du Franziskus und ich nur ein einziger Leib, mehr als das, als wären wir die starke Erde, auf der Häuser und Fabriken stehen, Tempel der Kunst sich erheben, jegliches Werk von Menschenhänden erbaut. Wir sind das reiche Land selbst mit allen seinen Schätzen und Gnaden, wir sind das große Volk selbst mit allen seinen Wundern an Geist, Wille und Kraft. Wir sind die Wurzeln der Nation." Mächtiger Klang war in der Stimme Michaels.

Franziskus brach in lodernde Begeisterung aus. „Es wird ein wunderbares Wachsen sein, ein herrliches Blühen."

Wuchtig sagte Zehlen: „Wir werden das Leben sein. Ich höre das Schlagen der Pulse, das Pochen des Herzens. Unsere Wiege steht in einer Werkstätte."

Das Gesicht Michaels verdüsterte sich. „Werden wir auch atmen können? Es geht ein wilder Sturm, der junges Leben entwurzeln will." Er rief gequält aus: „Wo ist Karenow, wer ist er?"

Zehlen streckte sich. Sein Gesicht zeigte ruhige Sicherheit. Er sagte:

„Ich weiß nicht, wo seine menschlichen Grenzen sind. Vielleicht sahen wir einen Körper, der nicht existiert. So ändert nichts, weder sein Tod noch sein Leben. Die Idee ist vorhanden. Mit äußerlichen Waffen aus Stahl und Feuer besiegen wir sie nicht. In uns sind die Waffen, daran wird sie scheitern. Er ist die Brandfackel. Im Osten hat sie ein großes Reich entzündet, in Flammen gesetzt; es war morsch in seinem äußeren Gefüge, die Ungerechtigkeit, der Tiefstand der menschlichen Kreatur, das waren die schwachen Stützen. Sie sind zusammengebrochen. Das Feuer rast. Bei uns aber hat sie nur hereingeleuchtet. Wir haben unser Haus plötzlich in einem grellen Licht gesehen. Es steht auf gutem

Fundament. Wir haben auch erkannt: es hat Schäden, Risse, Löcher. Wir müssen daran arbeiten. Die Mauern müssen glatt und gerade werden, nicht ein Stein darf lose sein, nicht ein Mörtelklümpchen zu Boden fallen. Vielleicht war dieses lodernde Licht ein Glück für uns. Das Haus wäre einmal über uns zusammengestürzt. Jetzt wissen wir, wo seine Mängel sind. Die Brandfackel aber verlöschen wir. Zur Arbeit ist ein anderes Licht notwendig."

Michael atmete tief auf. Sein Antlitz wurde wieder klar, sein Auge frei. Seine Stimme war von prophetischem Klange.

„Ja, unser Haus bestellen wir neu. Die erkennenden, wahren Menschen, die Arbeitenden, die Guten, die Liebenden sollen darin wohnen. Und dieses Haus wird größer werden, reicher, schöner, lichter, zur Stätte der Menschheit. Der Osten steht in den Flammen des Hasses. Wer weiß, was übrigbleibt, wenn dieser Brand sich einmal legt. Der Westen ist noch erstarrt in der eisigen Umklammerung einer uralten Tyrannei. Wir aber, das geschlagene Volk, wir sind die Ringenden, wir kämpfen für das neue Leben, für die große Gerechtigkeit. Wir wollen nicht in den Flammen des Hasses ersticken, wir wollen aber auch nicht in dem Eise der Unterdrückung erstarren.

Wir wollen frei sein. Wir wollen stark werden. Stark in der Arbeit, stark in der Güte, stark in der Menschlichkeit. Mit letzten Kräften ringen wir, wehren uns gegen loderndes Feuer, wehren uns gegen erstarrendes Eis. Gelingt uns dieses große Werk, so stehen wir auf, das erschlagene Volk, wir sind die Sieger. Und wieder werden wir zu Führern werden, wie einmal schon, damals auf einem falschen Wege. Diesmal aber auf der geraden, breiten reinen Straße, die frei

ist von Haß und Herrschsucht, und die zum wahren Leben, zum Glück führt. Im tiefsten Elend kämpfen wir um die Führung der Welt. Die große Menschenliebe und die schaffende Arbeit sind unsere Waffen. Ein ungeheures Ringen ist es. Gelingt unser Werk, so umspannen wir den Weltball. Die Erde gehört uns, den Menschen . . . Wir, das geschlagene Volk, sind die wahren Sieger."

In den Augen Michaels glühte die Wahrheit.

Inbrünstig hob Franziskus die Hände empor und schlang sie ineinander. „Wir müssen siegen. Wir glauben an das Gute und wir haben auch die Kraft dazu."

Zehlen wies auf die Maschinen. „Es klingt das Lied der Arbeit."

Schweigend horchten die Männer. Das Leben sang . . .

